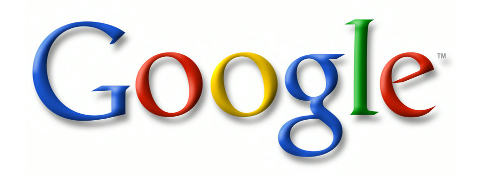

Google

L. Bellermann

II Schiller

H.W.L. Dana

Columbia ($1.25) Jan, 1915

H. W. L. Dana

Columbia ($1.25) Jan. 1915

Dichter und Darsteller

Herausgegeben von Dr. **Rudolph Lothar**

VII.

Schiller

Schiller

Von

Ludwig Bellermann



1901

Leipzig, Berlin und Wien

Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie

Meiner lieben Frau

Susanne

zum 7. Oktober 1900

Inhalt.



Das Wappen der Familie Schiller.

Schiller.

„Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden."
Schiller, über Bürgers Gedichte.

Jedes Volk hat in der Entwickelung seines Geistes Höhen und Tiefen. Die Deutschen rangen sich nach dem verheerenden Kriege des 17. Jahrhunderts durch harte, entsagungsvolle Arbeit vieler Menschenalter aus tiefster geistiger Ohnmacht langsam und mühevoll wieder zur Selbständigkeit empor. Goethe und Schiller sind uns die glücklichen und sieghaften Vollender dieser großen, unvergleichlich wichtigen Entwickelungsreihe des deutschen Geistes, gleichsam der letzte, krönende Aufstieg eines mächtigen, aussichtreichen Alpengipfels. Auch andere Nationen blicken zu ähnlichen Höhen ihres geistigen Wesens empor; aber gerade wir Deutschen haben hier vor vielen Völkern einen besonderen Vorzug, der in der menschlichen Persönlichkeit dieser beiden Männer liegt. Goethe und Schiller sind uns nicht nur als Dichter und Denker, als Forscher und Künstler bewunderungswert, sondern sie stehen zugleich als unvergängliche Muster edelster und freiester Menschenart und Mannesart vor uns. Es mag nicht viele große Männer in allen Nationen und auf allen Gebieten geben, die es vertragen, so bis ins Einzelste in allem, was sie gethan, gedacht, geschrieben haben, ans Licht gezogen und gleichsam unter die schärfste Lupe der Forschung genommen zu werden, ohne dadurch zu verlieren. Die Zeugnisse über ihr Leben fließen in einer fast unerschöpflichen Fülle, aber wenngleich wir auch Fehler und Schranken und Schwächen in ihnen wahrnehmen, so hat doch jedes weitere Eindringen in die großen wie in die kleinen und kleinsten Vorgänge ihres Lebens das Gesamtbild nur immer menschlich ansprechender, edler, ehrwürdiger und liebenswerter gestalten können. In der That, ihre „Individualität ist es wert, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." Die Verehrung für die beiden Gewaltigen ist durch die Wissenschaft, durch die Zer-

gliederung ihres Lebens wie ihrer Werke, ihres menschlichen Charakters wie ihres schöpferischen Geistes nur immer mehr gewachsen, und ihre Wirkung hat ohne Zweifel die höchste Stufe noch nicht erreicht.

Schillers Leben umfaßt nur fünfundvierzig Jahre. Ihm war es nicht beschieden, von der Warte des Greisenalters rückblickend sein eigenes Wirken, die Größe seiner Lebensarbeit ermessen zu können. Als er eben die Mittagshöhe betreten hatte, ward er frühzeitig hinweggerafft, mitten in der Bahn, voll von mächtigen Entwürfen, in dem Gefühl noch stetig wachsender Schöpferkraft und Meisterschaft. So erscheint uns sein Leben als ein großartiges Bruchstück, das in rastloser Thätigkeit, trotz schwerer Hemmnisse und Schmerzen, nur die aufsteigende Linie zeigt, keinen Stillstand, keinen Niedergang. Wer diesen heldenhaft geführten Lebenskampf verfolgt, der kann sich zum Schluß der Wehmut nicht erwehren, „daß das Hohe vergeht," noch der „unendlichen Sehnsucht," die nach Goethes tiefsinnigem Wort ein unvollendetes Heldenleben (er spricht von Achilleus) in dem Betrachter erregt: „Und jedem stirbt er aufs neue."

Dies ist von Bedeutung nicht nur für das Bild, das von ihm in der Nachwelt lebt, sondern auch für die Art der Wirkung seines Geistes auf sein Volk. Es giebt Männer, die ihrem ganzen Zeitalter den Stempel ihrer mächtigen Persönlichkeit aufdrücken; das ist bei einem so kurz abgebrochenen Leben schwerlich möglich: Friedrich der Große, Goethe, Bismarck hätten nicht zu so souveränen Lenkern und Meistern des deutschen Denkens und Empfindens werden können, wenn ihnen das Schicksal nicht nach weltbewegenden schöpferischen Thaten eine so lange Zeit ruhiger, ungestörter Wirkung auf ihre Mitwelt vergönnt hätte, auf die jüngeren, heranwachsenden Generationen, die nun erst recht inne wurden, in welchem Grade sie in dem Banne dieser überlegenen Geister standen. Bei dem Dichter, besonders dem dramatischen, kommt dazu, daß auch Zahl und Umfang seiner Werke nicht ohne Bedeutung ist. Schiller hat neun große dramatische Schöpfungen vollendet, die nun seit einem Jahrhundert und darüber sich insgesamt ohne eine einzige Ausnahme beim Lesen wie auf der Bühne als immer neu und kräftig wirkend erwiesen haben und erweisen. Hätte er auch nur ein mäßiges Lebensalter erreicht und in gleicher Weise weiterschaffend diese Zahl etwa auf zwanzig gesteigert, in wieviel höherer, unvergleichlich mächtigerer Weise würde sein Geist unsere Bühnen beherrschen! Wieviel mehr würde er den Eindruck des Unerschöpflichen machen, der uns z. B. bei Goethe, bei Shakespeare so unwiderstehlich entgegentritt.

Und trotzdem ist er der volkstümlichste unserer Dichter geworden und geblieben, volkstümlich im höchsten Sinne. Gerade die besten und tiefsten Eigenschaften des deutschen Volkscharakters finden in ihm ihren starken und überzeugenden Ausdruck. Der sittliche Idealismus, der da weiß, daß „das Leben nicht der Güter Höchstes ist," und daß jeder Mensch „in seiner Brust seines Schicksals Sterne trägt," hat ebenso wie der politische, der „Gedankenfreiheit" verlangt, aus Schillers Werken immer neue Nahrung gesogen; er lieh dem deutschen Gemüte die Schwungkraft, daß es in großen Entscheidungen die Wahrheit empfand: „Setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein," er hat die ruhmreiche Erhebung des deutschen Vaterlandsgefühls, von dem in seiner politisch ärmlichen Zeit nichts zu spüren war, gleichsam vorausgeahnt, wenn er so eindringlich mahnt: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an" und seine Helden sprechen läßt: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern." Wie mancher deutsche Mann hat in

bedrängter Zeit mit ihm ausgerufen: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!“ und es tief empfunden, daß die „Nation nichtswürdig ist, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Dazu kommt, daß es keinen anderen Dichter giebt, der bei allem, was er sagt, so mit dem innersten Herzen dabei ist, so stets seine ganze Persönlichkeit einsetzt. Er hat nur gedichtet, wenn er für seinen Gegenstand begeistert war, und nie sind es kleine oder unbedeutende Dinge, die ihn ergreifen; er weiß: „Nur der große Gegenstand vermag



Schillerbüste von Dannecker (Stuttgart).

den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.“ Darum strömt es ihm auch so stark und volltönig vom Munde, darum weiß er so hinreißende Worte zu finden und mit dem Schwung seiner Gedanken wie mit dem Zauber seiner Verse seine Hörer zu beflügeln und zu entzücken. Goethe sagt einmal, es sei ihm durch Schiller ein neuer Frühling seines Lebens erblüht. Er schreibt ihm damit eine eigentümliche verjüngende Kraft zu, und in der That kann man kaum eine treffendere Bezeichnung finden für die Wirkung unseres Dichters auf den Einzelnen wie auf sein ganzes Volk: es liegt dies in seiner Fähigkeit begeistert zu sein und Begeisterung zu wecken. Je mehr jemand von „jener

Jugend, die uns nie entfliegt," sich in seinem Herzen bewahrt, desto mehr wird Schiller auf ihn wirken.

Das alles kam dem deutschen Volke in besonders lebhafter Weise zum Bewußtsein, als es im Jahre 1859 die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages feierte. Es waren damals schon fast zwei Menschenalter seit seinem Hinscheiden verflossen; nur wenige noch lebten, die ihn als Männer oder als gereifte Jünglinge gekannt hatten, während z. B. bei Goethe nur siebzehn Jahre zwischen seinem Tode und der Säkularfeier lagen (bei Kaiser Wilhelm nur neun Jahre!). Aber Schiller hatte das Glück, daß dies Jubeljahr sein Volk in besonders gehobener Stimmung fand. Nach langem Stillstand unserer politischen Entwickelung regte sich damals erfrischend das Morgenwehen eines neuen Tages, die aufsteigende Bahn begann und machte sich fühlbar, die elf Jahre später zur Aufrichtung des deutschen Kaisertums führte. Es war eine hoffnungsreiche Zeit, die etwas jugendlich Frohes und Begeisterndes in sich hatte, ganz entsprechend dem Charakter des gefeierten Dichters. Man empfand ihn gerade damals besonders stark als den Verkündiger der hohen Güter, die er nicht müde wird zu preisen, Freiheit und Vaterlandsliebe, sittliche Würde und Hingabe an ein großes Ziel. So kam es, daß in einer Weise, die bis dahin nicht ihresgleichen hatte, die Begeisterung aufflammte, nicht nur allerorten in der Heimat, sondern wo immer Deutsche auf dem Erdball wohnten. Es war, als sammelte sich das Edelste und Beste des deutschen Volkstums unter seinem lichten Banner. Der brausende Sturm dieser Weltfeier, kurz ehe das deutsche Volk siegreich auf die Weltbühne trat, war gleichsam der schwungvolle, feierliche Posaunenton, der dem großen Gericht voranging.

Und diese Verehrung ist seitdem unter all den mächtigen Ereignissen, die Europa umgestalteten, ungeschwächt geblieben. Die Deutschen hängen auf der Höhe ihrer Macht und Weltstellung mit derselben unwandelbaren Liebe wie früher an ihrem großen Dichter. Er ist ihrem Herzen nahe durch seine dichterische Gewalt wie durch seine menschliche Persönlichkeit. Denn Leben und Dichten steht bei ihm in tiefster und schönster Uebereinstimmung. Dieselbe hohe Gesinnung, dieselbe edle Großheit des Denkens, Fühlens und Wollens, die er in seinen Dichtungen preist und darstellt, hat er auch in seinem Leben bewährt, und niemals vielleicht ist der erhabene Kampf eines großen idealen Willens gegen äußere Hemmnisse aller Art heldenhafter und bewunderungswürdiger geführt worden, niemals die herrliche Mahnung: „Werft die Angst des Irdischen von euch!" männlicher und siegreicher befolgt worden, als von ihm. Dafür zeugt die Geschichte seines Lebens von seiner Jugend bis zu seinem Tode; sie legt zugleich ein beredtes Zeugnis dafür ab, wieviel selbst das große Talent dem Charakter verdankt, wie sehr die Größe des Dichters und Schriftstellers durch die Größe des Menschen bedingt ist. Mit Recht rief Charlotte von Schiller ihren Kindern das Wort zu, das damit zugleich an uns alle ergeht: „Lasset euch sein Beispiel lehren, wieviel ein Mensch über sich vermag!"





Erstes Buch.

Heimatjahre 1759—1782.

1. Kindheit.

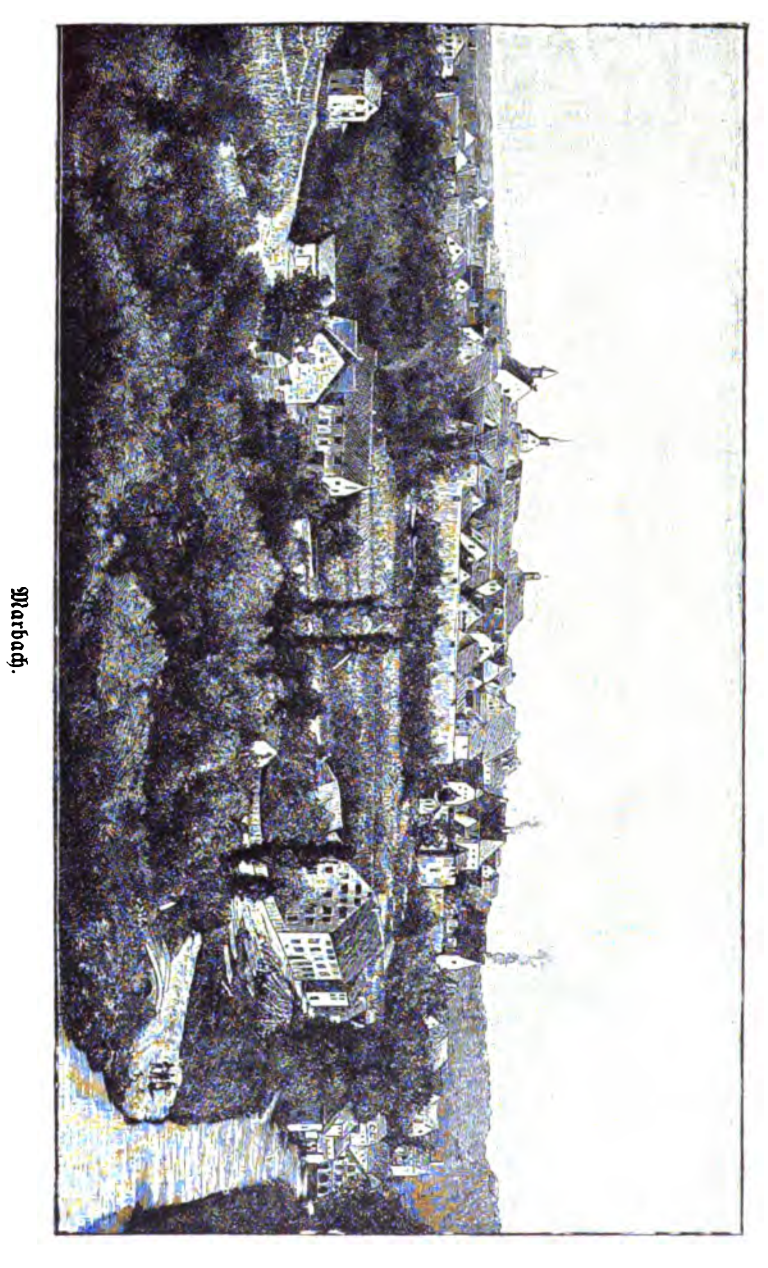
„Ich habe das Glück vor vielen Tausenden,
den besten Vater zu haben."
Schiller an Christophine. 19. 6. 1780.

Wer von Stuttgart durch die prächtigen Anlagen des Schloßgartens bis nach Cannstatt geht, und dort in das anmutige Neckarthal eintretend, zwischen Rebenhügeln und waldbekränzten Höhen dem Schlangenlaufe des Flusses folgt, dem stellt sich einige Meilen weiter nördlich das freundliche Städtchen Marbach dar, der Geburtsort Schillers, auf einer Anhöhe des rechten Neckarufers gelegen, von Weinbergen und Ackerfeldern umgeben, von Gärten und Obstbäumen umgrünt. In der Mitte der Stadt, nicht weit vom Marktplatz steht das kleine, schmucklose Haus, in dem der Dichter geboren wurde; es ist aus Beiträgen des deutschen Volkes vom Schillerverein angekauft und in den ursprünglichen Zustand wieder hergestellt worden. Erinnerungen der verschiedensten Art, Handschriften und Bilder, füllen die bescheidenen Räume, namentlich das Stübchen seiner Geburt, und rufen in dem Beschauer das Bild der alten Zeit und die Gestalten der Eltern unseres Dichters wach.

Johann Kaspar*) Schiller (1723—1796) war eine einfache, kraftvolle Natur, ein Mann von makelloser Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Pflichttreue, dabei gewandt und rührig und von ungewöhnlicher geistiger Regsamkeit. Er war nicht in Marbach einheimisch, sondern stammte aus dem wenige Meilen entfernten Dorfe Bittenfeld, zwischen Waiblingen und Ludwigsburg; kaum zehn Jahre alt, hatte er seinen Vater verloren, der in dem Heimatsdorfe Bäcker und Schultheiß gewesen war und eine Witwe mit acht unversorgten Kindern hinterließ. Die bedrängte Lage der Mutter war die Ursache, daß ihm sein heißer Wunsch, eine gelehrte Bildung zu gewinnen, unerfüllt blieb. In einer Beschreibung seines Lebensganges, die er in späterer Zeit verfaßte und Curriculum vitae meum nannte, berichtet er, wie nur auf vieles Bitten die Mutter endlich eingewilligt habe, ihn wenigstens die Wundarzneikunst erlernen zu lassen. Nachdem er bei einem „Klosterbarbier" ausgelernt und „in der Lehre freigesprochen" worden war, so daß er das Amt eines Feldschers versehen konnte, ging er 1745 mit einem bayerischen Husarenregiment (Frangipani), das während des österreichischen Erbfolgekrieges in holländischen Diensten stand, nach den Niederlanden, wo sich sein thatkräftiger Sinn und seine Aben-

*) Dieselben Vornamen wie Goethes Vater.

teuerlust in den mannigfachsten Kriegserlebnissen bethätigte. Er kam oft in harte Bedrängnis, einmal wurde ihm das Pferd unter dem Leibe totgeschossen. „Verwundungen," sagt er bei solcher Gelegenheit, „sei es vom Feind oder im Zweikampf, sind nicht zu

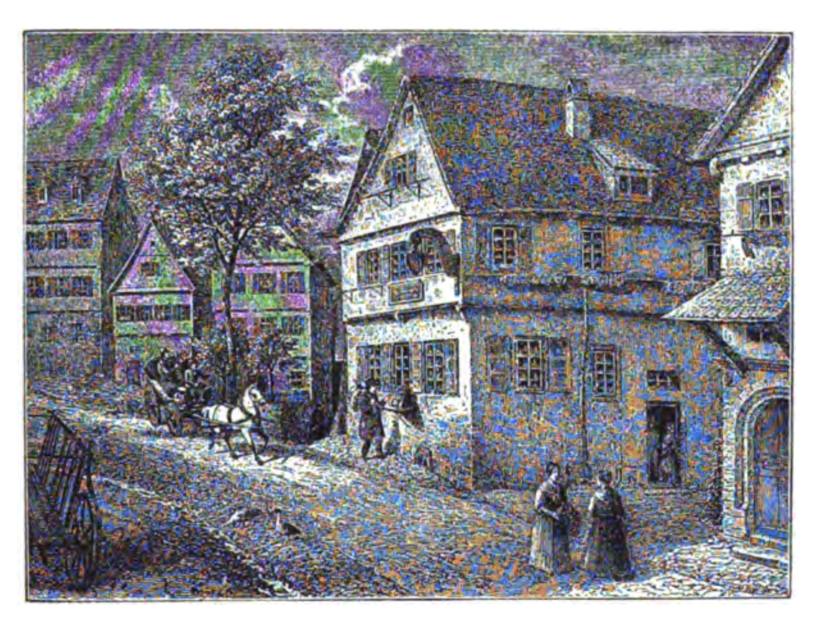


Marbach.

achten, viel weniger aber sich damit groß zu machen. Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen." Kurz, das Frangipanische Regiment erwies sich als „eine treffliche Schule, Bravour zu lernen und auszuüben." Er sah ein gut Stück Welt und kam 1748 sogar bis nach London.

Als aber der Krieg beendigt war (Aachener Friede 1748), „sehnte er sich nach seinem Vaterlande,“ kehrte im März 1749 nach Würtemberg zurück und ging zunächst nach Marbach, wo er in der Herberge zum goldenen Löwen Wohnung nahm. Eine seiner Schwestern hatte für den sechsundzwanzigjährigen stattlichen jungen Mann eine Heirat in Neckarems geplant; als er aber dorthin kam, hatte die Braut wohl die Zeit nicht abwarten mögen und sich bereits anderweit versprochen. Das war ihm und uns allen zum Heil; denn inzwischen lernte er die einzige Tochter seines Wirtes in Marbach kennen, Elisabetha Dorothea Kodweis, und gewann das Herz des sechzehnjährigen Mädchens so schnell, daß er sich schon am 22. Juli 1749 „unter Gottes Beistand“ mit ihr verehelichte. Sie ist es, die ein Jahrzehnt später Schillers Mutter werden sollte.

Aber eine ruhige Häuslichkeit war dem jungen Ehemann noch nicht vergönnt.

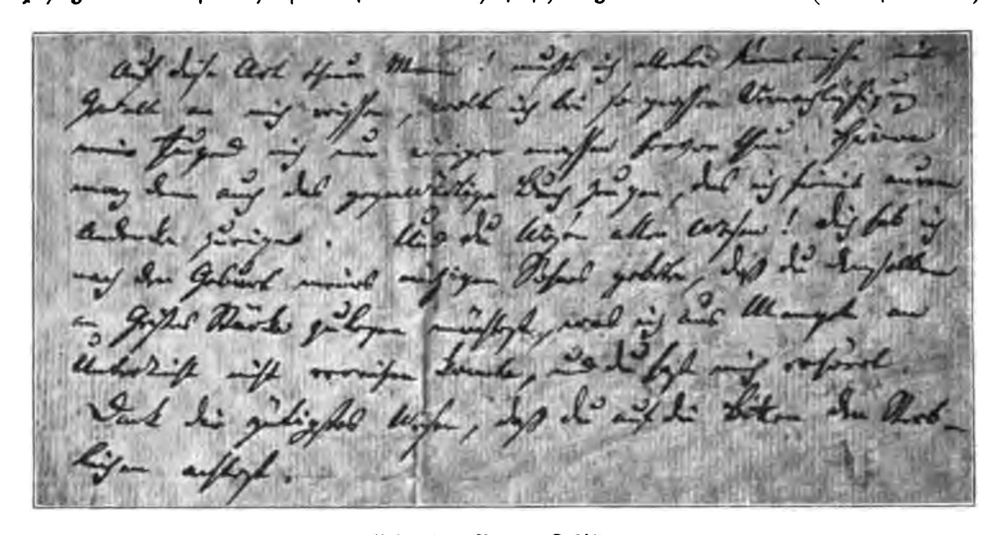


Schillers Geburtshaus in Marbach vor seiner Renovierung 1859.

Ein paar Jahre zwar lebte er, nachdem er „von zwei Leibärzten examiniert worden und in Marbach zum Bürger aufgenommen war,“ in dieser Stadt und übte daselbst die Wundarzneikunst aus. Aber der Verfall des Vermögens und Hausstandes seines Schwiegervaters veranlaßte ihn, von dort wegzustreben; er trat daher 1753 in das würtembergische Heer ein und wurde 1757 Fähnrich und Adjutant. Der Herzog Karl von Würtemberg, der für seine Verschwendung fortwährend viel Geld brauchte, hatte nach der schimpflichen Sitte vieler damaliger deutscher Fürsten einen „Subsidienvertrag“ mit Frankreich geschlossen, d. h. er überließ dieser Macht gegen hohe Zahlung 6000 seiner Landeskinder zu beliebiger Kriegsverwendung. Frankreich war damals Oesterreichs Verbündeter im siebenjährigen Kriege, und so zog das würtembergische Korps, darunter Johann Kaspar Schiller, nach Schlesien, wo sie bei Leuthen gegen Friedrich den Großen kämpften und die Flucht der kaiserlichen Armee vor dem siegreichen Preußenkönig mitmachten. Er verlor sein Pferd und hätte vor den Festungswerken Breslaus in einem

Morast beinahe sein Leben eingebüßt. Als sie dann „traurig in die Winterquartiere nach Böhmen“ gegangen waren, bewährte sich wieder unter den schwierigsten Verhältnissen sein Mut und seine Hilfsbereitschaft. Es brach in seinem Regiment eine bösartige Krankheit aus, die über die Hälfte aller Mannschaften hinraffte. „Eine sehr mäßige Lebensart,“ berichtet er, „und beständige Bewegung in freier Luft mit der Jagd mag unter dem Schutz Gottes das meiste dazu beigetragen haben, daß ich von andern nicht angesteckt worden bin.“ Er mußte da alles übernehmen, Arzneien verordnen, Ader lassen u. s. w., und da man, „um die Gesundgebliebenen in einiger Religionsfassung zu erhalten,“ eine Art Gottesdienst einrichtete, so übernahm er auch das Vorlesen der Gebete und „die Absingung schicklicher Lieder.“

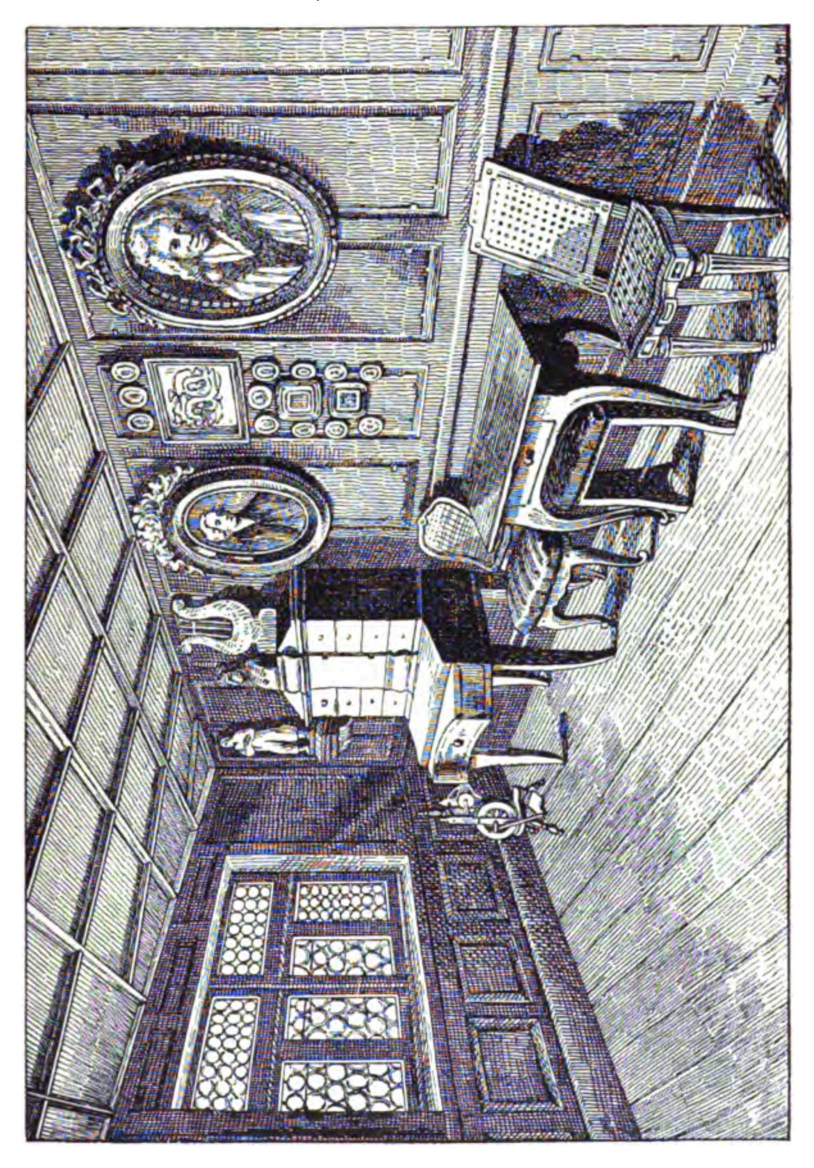
Für seine treuen und ausdauernden Dienste durch Ernennung zum Leutnant belohnt, kehrte er im April 1758 nach Marbach zurück, wo ihm inzwischen nach achtjähriger kinderloser Ehe sein erstes Kind Christophine geboren worden war (4. Sept. 1757).



Gebet des Vaters Schillers.

Aber auch in den folgenden Jahren war er noch viel auswärts, wenn er auch im nächsten Winter in der Nähe von Marbach sein Quartier hatte, so daß er seine Familie besuchen konnte. Jedoch Ende Oktober mußte er wieder mit seinem Regimente nach Hessen und war abermals nicht daheim, als sein Sohn, unser Dichter, geboren wurde. Es war Sonnabend der 10. November 1759: ein großer Gedenktag des deutschen Volkes, denn er hat uns auch Luther (1483) und Scharnhorst (1756) geschenkt. Von dem frommen Vater, der das aufgehende Gestirn seines großen Sohnes noch erlebte, ist aus späterer Zeit ein merkwürdiges Schriftstück erhalten. Er redet darin seine „theuren Manen,“ d. h. die Geister seiner Vorfahren an und giebt ihnen gleichsam Rechenschaft über sein eigenes Leben, zum Schluß aber wendet er sich dankbaren Herzens an Gott: „Und Du Wesen aller Wesen, Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört. Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest.“

Treten wir nun in das heimatliche Haus zu Marbach ein, so lernen wir zunächst in der Mutter, „die drinnen waltet,“ eine treue, liebevolle und anspruchslose Hausfrau kennen. Die Bildnisse, die wir von ihr besitzen, aus ihren jüngeren wie aus ihren älteren Jahren, geben der Beschreibung eines späteren Berichterstatters recht: „Ihr



Schillers Geburtszimmer.

Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmut und tiefer Empfindung belebt.“ Sie war ihren Kindern die sorgsamste, aufopferndste Mutter, dem Vater die treueste Lebensgefährtin, die die rauhen Seiten und das zuweilen heftige Gemüt des Mannes durch Liebe und Geduld zu sänftigen wußte, bei den mancherlei schweren Prüfungen, die das Schicksal ihr auferlegte, stets von freundlichem Sinn und inniger, aufrichtiger Gottergebenheit. So war die Sitte und Denkart des elterlichen Hauses bei aller Einfachheit und gebotenen Ein=

schränkung durchaus eine geeignete Stätte für die gesunde Entwickelung des heranwachsenden Kindes. Nicht Ueberfluß und Fülle, aber auch nicht quälende Sorge oder bitterer, aufreibender Kampf ums Dasein umgab den Knaben, als er anfing in die Welt zu blicken, sondern die kräftige und kräftigende Luft eines einfachen, aber tüchtigen und durch und durch gesunden deutschen Haushalts, geführt von dem ernsten, selbstbewußten, vorwärts strebenden Vater, erwärmt und belebt von dem tiefen und reinen Gemüt der Mutter.

Die Familie vermehrte sich später noch: außer zwei Schwestern, die als Kinder starben, wurde 1766 eine Tochter Luise geboren, die 1799 den Pfarrer Frankh in Kleversulzbach (später in Möckmühl) heiratete, und 1777 Nanette (d. i. Christiane),



Major Schiller im 70. Lebensjahre.
Nach dem Oelgemälde von Ludovike Simanowitz i. J. 1793.

die zu tiefer Trauer der betagten Eltern wie der Geschwister 1796 als blühendes neunzehnjähriges Mädchen starb. Christophine hatte 1786 den Bibliothekar Reinwald in Meiningen geheiratet, als dessen Witwe sie 1847, fast neunzigjährig, gestorben ist. Der einzige Sohn des Hauses blieb unser Dichter.

Aus seinen ersten Lebensjahren wissen wir natürlich wenig. Der Vater war auch jetzt mehrfach auswärts und stand bald in Cannstatt, bald in Ludwigsburg, wohin ihm zeitweise auch die Familie gefolgt zu sein scheint. Der kleine Schiller war ein zartes Kind und hatte mehr die Natur der schlanken, hochgewachsenen Mutter als die Art des derberen, untersetzten Vaters geerbt. Die Kinderkrankheiten setzten ihm hart zu, doch überwand er sie auch wieder rasch. Sein erster Spielgenosse war natürlicherweise die ältere Schwester Christophine, und bis an sein Lebensende hat sich zwischen beiden die

innige Vertrautheit erhalten, die Geschwistern aus der Kinderzeit eigen zu bleiben pflegt, „wo sich Mitgeborne spielend fest und fester mit sanften Banden aneinanderknüpfen."

Das erste bemerkenswerte Ereignis im Leben des Knaben war der Wechsel des Wohnsitzes der Eltern. Dem Vater, der 1761 zum Hauptmann befördert worden war, wurde einige Jahre später von seinem Herzog die Stellung eines Werbe-Offiziers in der reichsfreien Stadt Gmünd übertragen; er erhielt aber, da der Aufenthalt dort kostspieliger war, die Erlaubnis, seinen Wohnsitz in dem benachbarten würtembergischen Grenzort Lorch zu nehmen, wohin er dann Anfang 1764 seine Familie nachkommen ließ. Hier hat Schiller einige besonders glückliche Jugendjahre unter der sorgsamen Pflege beider



Elisabetha Dorothea Schiller im 60. Lebensjahre.
Nach dem Oelgemälde von Ludovike Simanowitz i. J. 1793.

Eltern verlebt. Lorch liegt höchst anmutig zwischen Wäldern und Bergen im schattigen Thale der Rems, die weiter unterhalb in den Neckar fällt, an den Abhängen der Rauhen Alp. Gern durchstreiften hier die beiden Geschwister, oftmals von der Mutter, zuweilen auch vom Vater begleitet, die entzückende Gegend mit ihren prächtigen dunklen Tannenwäldern und Gebirgsbächen. Von einem nahe gelegenen Hügel erblickten sie die hohen Gipfel des Rechberges und des Hohenstaufen, am Fuße des Berges die alte Kapelle, wo nach der Sage Kaiser Friedrich Barbarossa seine ewige Ruhestätte fand, und in der halbverfallenen Benediktiner Abtei Lorch sahen sie die Gräber des Hohenstaufischen Kaisergeschlechts. Die steinernen Bilder der mittelalterlichen Helden erklärte der Vater dem lauschenden Sohne, dem hier wohl zum erstenmale die Ahnung großer geschichtlicher Vergangenheit das junge Herz ergriff.

Auch den ersten Unterricht erhielt der Knabe in Lorch, indem er mit Christophine die wohleingerichtete Dorfschule besuchte und außerdem vom sechsten Jahre an von dem dortigen Prediger Moser im Lateinischen unterrichtet wurde, zusammen mit dem Sohne des Pfarrers, dem er in herzlicher Freundschaft zugethan war. Das alles übte auf seine junge Seele bedeutenden Einfluß aus. Schon aus noch früherer Zeit wird berichtet, daß



Das Schillerhaus in Lorch.

die ersten Eindrücke des Kindergemüts religiöser Art waren. Wenn der Vater seine regelmäßigen Morgen- und Abendgebete in feierlichem Tone sprach, eilte er immer gern, selbst von seinen liebsten Spielen, herbei. Christophine erzählt,*) wie tief sich der Ausdruck ihr eingeprägt habe, den dann die Andacht seinen kindlichen Zügen gab, wenn er mit gefalteten Händen, die blauen Augen zum Himmel gerichtet, die Stirn von den

*) Sie hat nach Schillers Tode auf eine Aufforderung von Charlotte von Schiller „Erinnerungsblätter" an mehrere Freunde mitgeteilt.

rötlich gelben Haaren umwallt, im Kreise der betenden Familie stand. Hier in Lorch entwickelte sich nun unter dem Einfluß des ehrwürdigen Pastors Moser und durch den natürlichen Nachahmungstrieb in Schiller die frühe Neigung, auch einmal ein Prediger zu werden. „Oft," so berichtet Christophine, „stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form." Als er später die „Räuber" schrieb, hat er dem Lehrer seiner Kindheit in der Gestalt des Pastors Moser, der dem ruchlosen Franz so unerschrocken ins Gewissen redet, ein Denkmal gesetzt.

Daneben aber fehlte es durchaus nicht an der Fröhlichkeit und dem heitern Mutwillen des echten Kindersinnes. Gingen die beiden Geschwister auch gern und fleißig zur Schule, so sprangen sie doch noch weit lieber in Feld und Wald umher; und wenn der Sonnenschein und die würzige Luft einmal gar zu sehr lockten, kam es auch wohl vor, daß die listigen Kinder, so lange das Auge der Mutter sie sehen konnte, scheinbar fromm und artig den Weg zur Schule einschlugen, dann aber, sobald sie die Ecke erreicht hatten, fröhlich abschwenkten und statt der engen Schulstube die freie sonnige Natur aufsuchten. Uebrigens war der kleine Fritz bei allen gern gesehen. „Seine Folgsamkeit," sagt die Schwester, „und sein natürlicher zarter Sinn für alles Gute und Schöne, zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit ihre Fehler zu entschuldigen, ward er aller Liebling." So ist es begreiflich, daß die Schwester noch fast vierzig Jahre später in einem Brief an ihre Schwägerin (11. Nov. 1804) diese Jahre in Lorch als eine Zeit bezeichnet, „da es uns so vorzüglich wohl ging."

Ende 1766 kam Schillers Vater nach Ludwigsburg in Garnison, und die Familie vertauschte die stille Einsamkeit des Lorcher Aufenthalts mit der geräuschvollen und glänzenden Residenz des Herzogs Karl Eugen. Hier wurde der Knabe auf die lateinische Schule gebracht, um für seine Ausbildung zum Geistlichen, die für ihn und die Eltern feststand, die erforderliche Grundlage zu gewinnen. Er blieb auf dieser Schule bis 1772 und machte gute Fortschritte. Einer seiner nächsten Schulfreunde war hier Friedrich von Hoven, ebenfalls ein Offizierssohn, mit dem er auch später herzlich vertraut blieb. Dieser, der bis zu seinem Tode 1831 Ober-Medizinalrat in Nürnberg war, hat eine ausführliche Selbstbiographie geschrieben (erschienen 1840), worin er vielfach seines großen Freundes gedenkt; auch hat er nach Schillers Tode auf den Wunsch seiner Witwe ihr einige Erinnerungen mitgeteilt, und giebt da u. a. von dem Zehn- bis Zwölfjährigen folgende hübsche Schilderung: „Als Knabe war Schiller ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinahe mutwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig." Da es Sitte war, daß die Schüler aller Lateinschulen des Landes alljährlich in Stuttgart vor dem Rektor des Gymnasiums eine Prüfung zu

bestehen hatten, von der ihre Zulassung zu den theologischen Studien abhing, hatte sich der neunjährige Schiller 1769 zum erstenmale diesem „Landexamen" zu unterziehen, und ebenso dann in den folgenden Jahren. In einem späteren Gedicht „Die Winternacht" (1781) erinnert er sich noch der bei diesen Prüfungen ausgestandenen Angst:

„Wie ungestüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft,
Wie ihm, sprach itzt der Rektor seinen Namen,
Der helle Schweiß aufs Buch getropft!"

Aber die Zeugnisse fielen fast durchweg recht gut aus; Schiller wurde als ein hoffnungerweckender Schüler bezeichnet, dessen Bewerbung zum Studium nichts im Wege stehe.

Diese Ludwigsburger Jahre sind auch deswegen von Bedeutung, weil der junge Schiller hier zum erstenmale das Theater kennen lernte, die Stätte also, wo seine Dichtung einst die höchsten Triumphe feiern, die tiefste und dauerndste Wirkung auf die Welt ausüben sollte. Zur Hofhaltung des prachtliebenden Herzogs Karl gehörte auch ein Opernhaus, zu dem den Offizieren und ihren Familien der Zutritt freistand, und so wurde Fritz, zumal wenn gute Zeugnisse von der Schule einliefen, zur Belohnung seines Fleißes öfters mit in die Vorstellungen genommen. Verstanden kann er ja von dem Inhalt der Opern nicht viel haben, da fast durchweg italienisch gespielt wurde, aber die schlummernde Phantasie des künftigen Dramatikers wurde lebhaft angeregt und sein Nachahmungstrieb gereizt. Die Schwester berichtet: „Ganz natürlich mußten die Vorstellungen auf das junge lebendige Gemüt des Knaben, der aus der ländlichen Einfachheit sich hier wie in eine Feenwelt versetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. Er war ganz Auge und Ohr, merkte sich alles genau und versuchte zu Hause, Bücher zu einer Bühne zusammenzustellen, schnitt Figuren von Papier aus und ließ sie, an Fäden geleitet, ihre Rollen spielen. Dies wurde ihm bald überdrüssig, und er fing an, mit Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen. Auch im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn jedem seine Rolle; aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler, er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles." Auch mit Plänen zu eigenen Stücken soll er sich damals schon getragen haben. Der Vater erwähnt in einem späteren Brief (6. März 1790) sein „erstes Trauerspiel," „Die Christen", das er in seinem dreizehnten Jahre geschrieben habe. Doch ist von diesem und ähnlichen knabenhaften Versuchen nichts erhalten.

— — — — —

2. Die Militärakademie.

„Dein Fürst ist da!"
Ode auf die Wiederkunft des Herzogs.

Als nun die Zeit herannahte, wo der junge Schiller einer der sogenannten „Klosterschulen" des Herzogtums zur unmittelbaren Vorbereitung auf das theologische Studium übergeben werden sollte, trat eine unerwartete Wendung in dem Gange seiner Ausbildung ein, die für sein ganzes Leben von Bedeutung wurde, und deren Ursachen mit den öffentlichen Zuständen seiner Heimat in engem Zusammenhange standen.

In dem Herzogtum Würtemberg hatte seit Anfang des Jahrhunderts die schlimmste Mißregierung geherrscht. Die beiden Vorgänger des Herzogs Karl Eugen kannten keine

andere Rücksicht als die schonungsloseste Ausbeutung ihrer Unterthanen für ihre Lüste und ihre Prachtliebe. Lange Jahre hatte ein gemeines und schamloses Weib, die berüchtigte Gräfin von Grävenitz-Würben, die Herrschaft des Landes in ihren Händen, die den Vorsitz im Ministerium führte und die öffentlichen Stellen und Aemter verkaufte. Nachher war der Jude Süß-Oppenheimer die Geißel des Landes, der alle Stellen mit seinen Kreaturen besetzte, die Münzen verschlechterte, förmliche Taxen für Privilegien und Gnadengesuche einrichtete und das Volk auf alle Weise aussog und drückte. Karl Eugen war, als sein Vater 1737 starb, ein Knabe von neun Jahren. Es wurde daher eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt, unter der das geängstigte Volk einigermaßen aufatmete. Seine schlimmsten Bedrücker wurden entfernt, „Jud Süß" gehenkt; den jungen Prinzen schickte man auf mehrere Jahre nach Berlin, damit er unter Friedrich dem Großen, der ihm verwandt war, seine Ausbildung als künftiger Regent vollende. Friedrich hielt große Stücke von seinen Fähigkeiten, und als der Jüngling sechzehnjährig für mündig erklärt wurde und die Regierung antrat (1744), stellte er ihm das Zeugnis aus, er sei wohl imstande größere Staaten zu regieren als diejenigen, die die Vorsehung ihm anvertraut habe.

In der That war das erste Jahrzehnt seiner Regierung dem Lande zum Segen, da die Leitung in den Händen tüchtiger und redlicher Männer blieb. Aber bald kam seine wilde Sinnlichkeit und seine rücksichtslose Despotennatur in einer Weise zum Durchbruch, die an die ähnliche Wandlung im Charakter des jugendlichen Nero erinnert und die alten schrecklichen Zustände wieder aufleben ließ. Als gar seine Gemahlin, Friederike von Bayreuth, eine Nichte König Friedrichs, eine schöne aber stolze und kalte Fürstin, die nie seine Neigung besessen, im Jahre 1756 nach ihrer Heimat entwich, weil sie sein offenkundiges Verhältnis zu einer französischen Sängerin nicht mit ansehen wollte, ließ er vollends seinen Leidenschaften jeden Zügel schießen. Seine Hofhaltung wetteiferte an Pracht und Verschwendung mit Versailles: Lustbarkeiten, Hoffeste, Schauspiele, Opern, militärische Paraden, Jagden und Prachtentfaltung aller Art verschlangen unerschwingliche Summen, und das Volk seufzte unter den härtesten Erpressungen. Gewissenlose Minister und Beamte verschafften ihm auf jede Weise die Mittel, um seinen Launen und Lüsten zu fröhnen: vor allem der geschmeidige und heimtückische Graf Monmartin, lange Zeit Ministerpräsident, dem kein Mittel zu ehrlos war, sich in der Gunst seines Fürsten zu behaupten; dann der Oberst Rieger, der Mann der brutalen Gewalt, der mit Verachtung jedes Rechts die Soldaten zusammentrieb, die der Herzog an Frankreich verkaufte, unbekümmert darum, daß sie gegen seinen großen Lehrmeister Friedrich verwendet wurden. Rieger selbst erlag wenige Jahre später den Ränken Monmartins, dem er zu mächtig geworden war, und schmachtete vier Jahre lang in unmenschlicher Behandlung auf dem Hohenasperg. Neben diesen beiden spielte der Kirchenratsdirektor Wittleder eine gleich schmähliche Rolle, der, um immer neue Gelder aufzutreiben, als die Steuern und Erpressungen und selbst der Menschenhandel nicht mehr verfangen wollte, einen fast unglaublichen Aemterschacher mit der größten Schamlosigkeit betrieb.

Solche Zustände muß man sich gegenwärtig halten. Sie drängten sich der Phantasie des heranwachsenden Knaben und Jünglings unwiderstehlich auf und bilden später den dröhnenden Resonanzboden für die ungeheuren Wirkungen seiner ersten großen Werke.

Trotz alledem lag doch in dem Herzog Karl auch eine bessere Natur. Es trat ums Jahr 1770 eine Umwandlung in ihm hervor, die teilweise allerdings nicht frei-

willig war. Er hatte die verfassungsmäßigen Rechte der Landstände gröblichst verletzt, hatte auf Vorstellungen mutiger und edeldenkender Männer, die auf die verzweifelte Not des Vaterlandes hinwiesen, nur die Antwort gehabt: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!“ So wenig hatte er von dem großen Friedrich gelernt, der sich den ersten Diener des Staates nannte! Die unbequemen Mahner wurden auf dem Hohenasperg und Hohentwiel stumm gemacht. Aber die Landstände ließen sich nicht schrecken und wandten



Herzog Karl Eugen von Würtemberg.

sich 1764 zum Schutze des schwer gekränkten Rechts an Kaiser und Reich. Und so schreiend waren die Mißstände, daß selbst in diesen trübseligen Zeiten schrankenloser fürstlicher Willkür die Stimme des Rechts nicht ungehört bleiben konnte. Karl sah sich genötigt 1766 Monmartin und Wittleder zu entlassen und 1770 den sogenannten Erbvergleich zu unterschreiben, wodurch die Verfassung wieder hergestellt und Abschaffung der Uebelstände versprochen wurde.

Wenn schon dieser Ausgang ihn zu einem ernsten Nachdenken über sein bisheriges

Treiben veranlassen mochte, so fällt in dieselbe Zeit ein anderes Ereignis, das nach der gleichen Seite hin noch ungleich tiefer wirkte, seine Bekanntschaft mit der Freifrau Franziska von Leutrum (geb. 1748), die durch die gewinnende Anmut ihres Wesens sowie durch die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Geistes und Herzens bald einen solchen Einfluß auf ihn ausübte, daß er sie auf immer mit sich zu verbinden beschloß. Ihre



Franziska von Hohenheim.

wenig glückliche Ehe mit dem rohen und widerwärtigen Baron von Leutrum wurde gelöst, sie selbst 1774 zur Gräfin von Hohenheim erhoben; aber da der Herzog, obgleich seit vielen Jahren von seiner Gemahlin getrennt, als Katholik keine neue Ehe eingehen durfte, so konnte er sich erst, als die Herzogin Friederike gestorben war, rechtmäßig mit ihr verbinden. Trotz dieser mißlichen Stellung, die erst 1785 endigte, war ihr Einfluß auf den Herrscher von Anfang an ein wohlthätiger, und ihr war es ohne Zweifel vornehmlich zuzuschreiben, daß er anfing mit ernsterem Sinne an das Wohl seines Landes zu denken, wenngleich seine Regierungsweise auch jetzt noch höchst despotisch, rücksichtslos

und von willkürlichen Launen bestimmt blieb. Unter seinen neuen Neigungen stand die für Erziehung und Pädagogik obenan, und hiermit griff der Arm des Mächtigen zum erstenmale unmittelbar bestimmend in das Leben des jungen Friedrich Schiller ein.



Solitüde.

Eine Meile westlich von Stuttgart liegt in hübscher Waldumgebung das vom Herzog erbaute Lustschloß Solitüde. Hier gründete Karl Eugen 1770 zunächst ein Militärwaisenhaus für Kinder unbemittelter niederer Offiziere, das er bereits 1771 zu einer „Militärischen Pflanzschule" für fähige Offizierssöhne erweiterte. Behufs Aufnahme

in diese Anstalt ließ er sich von Zeit zu Zeit aus allen Schulen des Landes Bericht über die befähigtsten Zöglinge erstatten, denn es sollte in jedem Sinne eine Musterschule werden. Hierbei erhielt er 1772 auch über den Sohn des Hauptmanns Schiller von den Lehrern der Ludwigsburger lateinischen Schule ein Zeugnis, das sich sehr günstig über die Anlagen des Dreizehnjährigen aussprach. Daraufhin ließ er den Vater, den er übrigens wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit schätzte, zu sich kommen und erklärte ihm, daß er beschlossen habe, den Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen. Es lag darin nicht nur eine besondere Gunst des Fürsten, sondern auch die Zusicherung, daß er für die Zukunft des Knaben auch später Sorge tragen werde. Dennoch erregte dieser gnädige Antrag in der Familie große Bestürzung, denn da in der Pflanzschule für den geistlichen Stand keine Vorbereitung geboten wurde, so mußte der so tief gewurzelte Lieblingsgedanke aufgegeben werden. Vergeblich suchte der Vater die ihm zugedachte Vergünstigung durch die freimütige Erklärung abzuwenden, daß sein Sohn es für das größte Glück halten würde, wenn er dereinst als Gottesgelehrter dem Staate dienen könnte. Der Herzog, der gewohnt war, jede seiner Willensäußerungen als Befehl befolgt zu sehen, wiederholte kurze Zeit darauf seinen Wunsch noch einmal, und nun sah die Familie, daß sie sich fügen müsse, wenn sich Vater und Sohn nicht die Ungnade des Herrschers zuziehen sollten. Mit schwerem Herzen und nicht ohne Thränen gab der Knabe ein Lieblingsbild seiner Zukunft auf, und da er sich nun für ein bestimmtes Studium entscheiden mußte, so wählte er das juristische Fach, zu dem er freilich nicht die mindeste innere Neigung fühlte. Aus der Pflanzschule sollten alle Staatsbeamten des Herzogtums hervorgehen, und es wurde mit dem Eintritt, wie es in einer schriftlichen Erklärung hieß, die der Vater später unterschreiben mußte, ausdrücklich ausgesprochen, daß „der eintretende Eleve sich gänzlich dem Dienste des herzoglich Würtembergischen Hauses widmen, und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus demselben zu treten nicht befugt sein sollte.“ So empfand schon der Knabe das Eingreifen einer fremden Hand, die nicht nur sein äußeres Leben nach Willkür gestaltete, sondern auch den liebsten Wünschen seines Herzens herben Zwang anthat.


Schiller als Karlsschüler.

Am 16. Januar 1773 bezog Friedrich Schiller mit der nötigen Ausrüstung, „einem blauen Röckel nebst Kamisol ohne Ärmel,“ einigen anderen Bekleidungsgegenständen und „fünfzehn Stück unterschiedlicher lateinischer Bücher“ die Anstalt. Es mag ihm wohl zunächst einsam und traurig genug gewesen sein, so von den Eltern und Geschwistern scheiden zu müssen. Aber er fand wenigstens gleich einen guten Freund unter seinen neuen Genossen, Friedrich von Hoven, ihm von der Ludwigsburger Schule her vertraut, bei dessen Aufnahme es ganz ähnlich wie bei seiner eigenen zugegangen war.

Die Anstalt blieb nicht lange auf der Solitüde; denn da die dortigen Gebäude bald nicht mehr ausreichten, verlegte sie der Herzog 1775 nach Stuttgart. Schon 1773

war ihr der vornehmere Name „Herzogliche Militärakademie“ beigelegt worden, der die Absicht zeigt, sie auf die Stufe einer Universität zu erheben. Jetzt wurde sie durch Hinzufügen einer medizinischen Fakultät vervollständigt, so daß nun alle üblichen Universitätsstudien daselbst vorbereitet und getrieben wurden, mit Ausnahme der Theologie, die im Tübinger Stift eine besondere Stätte der Ausbildung hatte. Die Akademie umfaßte also, man kann sagen, den Unterricht eines Gymnasiums und zugleich die Universitätsstudien; die Fakultäten waren die juristische, medizinische, philosophisch-philologische, militärische, ökonomische und eine Fakultät für die freien Künste. Bei der Übersiedlung nach Stuttgart wurde den Zöglingen freigestellt, ob sie zu der neu begründeten Medizin übergehen wollten. Unter denen, die sich dazu meldeten, war auch Schiller. Er hatte das ungern erwählte juristische Studium in den ersten Jahren nur mit geringem Eifer getrieben, zumal jetzt in dem heranwachsenden Knaben die eigentliche Bestimmung seines



Die Militärakademie (Hohe Karlsschule) in Stuttgart.

Genius allmählich, aber unaufhaltsam zum Durchbruch kam, und er sich unwiderstehlich zu den Dichtern, die ihm irgend zugänglich waren, und zu eigenen dichterischen Versuchen hingezogen fühlte. Sein Freund Hoven, der ebenfalls zur Medizin überging, sagt über diesen Wechsel in seiner Selbstbiographie: „Bei mir und Schiller war der Beweggrund nicht sowohl Widerwillen gegen die Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medizin, als unsere Neigung zur Dichtkunst, der wir schon damals, Schiller durch lyrische und dramatische Versuche, ich durch Lieder, Balladen und Romanzen, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns diese Versuche einen großen Teil der Zeit, welche wir dem Studium der juridischen Wissenschaften hätten widmen sollen. So zurückgeblieben, konnten wir das Versäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entschlossen uns daher zum Studium der Medizin, mit dem Vorsatz, dies neuerwählte Studium ernster zu treiben.“ Auch schien ihnen „die Medizin mit der Dichtkunst weit näher verwandt zu sein, als die trockene Jurisprudenz.“

Für den Herzog bedeutete die Verlegung seiner Lieblingsanstalt nach Stuttgart zugleich eine Versöhnung mit den Bürgern seiner alten Residenz. Denn diesen hatte er, als er mit den Landständen in so harten Zwiespalt geriet und endlich unrühmlich unterlag, bitter grollend den Rücken gekehrt; er hatte die Stadt gänzlich gemieden und in Ludwigsburg oder einem seiner vielen Lustschlösser residiert. Jetzt fand am 18. November 1775 die feierliche Übersiedlung statt. Unter dem Jubel der Bevölkerung ritt der Herzog selbst an der Spitze der Zöglinge ein, die die Stadt im Parademarsch durchzogen. In Stuttgart wurde der Militärakademie ein umfangreiches Gebäude angewiesen, das außerhalb der Stadt, unmittelbar hinter dem Residenzschlosse lag. Der Name wechselte später noch einmal, da sie von 1781 an „Hohe Karlsschule“ oder kurzweg „Karlsschule“ hieß. Dies geschah aber erst nach Schillers Abgang, er ist also eigentlich niemals „Karlsschüler“ gewesen.

Die Einrichtungen der Akademie waren von der Art, daß sich dem eintretenden Zögling die Vorstellung einer Allgewalt, die ihm gegenüberstand, stark aufdrängen mußte. Die Gefahr, der Internate leicht ausgesetzt sind, allzu viel und allzu genau zu regeln, war dabei keineswegs immer vermieden. Die Verwaltung der Anstalt war militärisch. Zur Durchführung und Handhabung der Ordnung waren die Zöglinge in vier Abteilungen geschieden, eine für die Adlichen, drei für die Bürgerlichen, die sich in Studierende, Kunstbeflissene und die jüngeren Zöglinge gliederten. Die Oberleitung hatte der Intendant der Akademie, der Oberst und nachmalige General von Seeger, ein gebildeter und gewissenhafter Mann von ernstem und gemessenem Wesen, wenn auch nicht ohne Kleinlichkeit und von tiefster Unterwürfigkeit gegen den Willen des Herrschers. Jeder Abteilung war ein Hauptmann vorgesetzt, der zwei Leutnants und zwei Aufseher („vormalige wackere Unteroffiziere“, sagt von Hoven) unter sich hatte. Der Intendant hatte dann noch einen „Oberaufseher“ zur Seite, ebenfalls einen Offizier, der Rapport zu erstatten, die Befehle zu übermitteln und die Runde durch das Gebäude zu machen hatte, um zuzusehen, ob alles in gehöriger Ordnung sei.

Das tägliche Leben war genau geregelt. Die Uniform bestand aus einem stahlblauen Rock mit silbernen Knöpfen, weißer Weste und weißen Beinkleidern, einem dreieckigen schwarzen Hut mit silbernen Borten und Federbusch, Degen und Stulpstiefeln; die Adlichen hatten silberne Achselschnüre. Doch wurde dieser Staatsanzug nur beim Mittags- und Abendessen, bei feierlichen Anlässen, sowie Sonntags in der Kirche und auf Spaziergängen getragen; den Lehrstunden wohnten die Zöglinge in ihren gewöhnlichen Kleidern bei. Morgens um 6 Uhr, im Sommer schon um 5 Uhr, stand man auf. Jeder hatte sein Bett zu machen und seine Kleider zu reinigen; beim Zopfflechten und Frisieren leisteten sie sich gegenseitig Hilfe. Dann wurden sie aus den Schlafsälen in den Speisesaal zum Frühstück geführt, das „einmal wie das andere in einer eingebrannten Mehlsuppe bestand.“ Um 7 Uhr begann der Unterricht in den verschiedenen Hörsälen; er dauerte bis 11 Uhr. Dann war eine Freistunde, in der die Zöglinge sich umzukleiden hatten, um in Uniform punkt 12 Uhr zum Mittagessen bereit zu sein. Jede Abteilung wurde von ihren Aufsehern in den unter dem Speisesaal befindlichen Rangiersaal geführt, „daselbst nach Reih und Glied gestellt, sodann von dem Intendanten oder gewöhnlich von dem Herzog selbst, der fast täglich dem Mittag- und Abendessen beiwohnte, inspiziert,“ wobei öffentlich Lob und Tadel erteilt wurde. Dann wurde in den Speisesaal marschiert.

Hatte jeder seinen Platz erreicht, so erscholl das Kommando: „Rechtsum, linksum!“ Alsdann bestieg der Zögling, den die Reihe traf, eine kleine Erhöhung und sprach das vorgeschriebene Tischgebet; auf ein neues Kommando setzte sich alles zu Tisch. Das Essen war für alle gleich, es war „einfach, nahrhaft und reichlich,“ wie von Hoven berichtet: Suppe, Fleisch mit Zugemüse, mitunter leichtes Backwerk zum Nachtisch, für die älteren Zöglinge ein „nicht starker, aber reiner Landwein.“ Die Mahlzeit dauerte dreiviertel Stunden, dann war bis 2 Uhr Freistunde, wo sich die Schüler im Garten oder mit Ringen, Ballspiel u. dergl. vergnügten, manchmal auch spazieren geführt wurden. Hierauf wurde wieder bis 7 Uhr Unterricht erteilt, und abermals ging es in der Uniform zum



Preisverteilung in der Karlsschule.
Nach dem Stiche von N. Heideloff.

Abendessen, wo es ganz wie beim Mittagbrot zuging. Um 9 Uhr war die Stunde des Schlafengehens, und niemand durfte über die festgesetzte Zeit aufbleiben.

Kamen Vergehungen vor, so wurden sie entweder von den Aufsehern und Lehrern bloß gerügt, oder, wenn sie bedeutender waren, den vorgesetzten Offizieren angezeigt. Diese schrieben das Vergehen auf ein Blatt, „Billet“ genannt, das der Sünder bei der Inspektion im Rangiersaal dem Herzog oder in dessen Abwesenheit dem Intendanten vorzeigen mußte, worauf die Strafe erkannt wurde. Oftmals milderte oder erließ der Herzog auch die Strafe, besonders wenn die Gräfin von Hohenheim (das „Franzel“, wie er sie nannte) ihn begleitete, von der er sich gern erbitten ließ, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Es ist begreiflich, daß die Zöglinge die schöne und liebenswürdige Franziska wie die Erscheinung eines schützenden Engels betrachteten.

Da die Handhabung der Disziplin von dem Unterricht durchaus getrennt war, so richtete sich der Unmut bei etwaigen Zwangsmaßregeln nur gegen die Aufseher, während das Verhältnis zu den Professoren fast durchweg ein herzliches und vertrauensvolles war.

Man kann zugeben, daß diese Einrichtungen, wenn auch streng und oftmals kleinlich, doch von wirklichem Wohlwollen gegen die Jugend eingegeben waren, und daß von einer unmenschlichen Sklaverei, die allen jugendlichen Frohsinn unterdrückt hätte (wie man es früher wohl darzustellen liebte), in keinem Falle die Rede sein kann. Trotzdem ist leicht ersichtlich, daß das Leben nach dieser Ordnung gerade für begabtere und selbständiger angelegte Naturen einen schwer erträglichen Zwang in sich schloß. Der ganze Tag, vom Erwachen bis zum Schlafengehen, war genau geregelt und eingeteilt, und selbst für die freie Zeit des Sonntags, für das Baden im Sommer, oft sogar für die eine mittägliche Freistunde wurden die Erholungen noch kommandiert. Die Unterrichtszeit war übermäßig ausgedehnt, da sie täglich 8—9 Stunden umfaßte, selbst wenn man dabei in Anschlag bringt, daß es keine häuslichen Arbeiten gab. Diesen Eindruck des Engherzigen und Unfreien empfand z. B. Charlotte von Lengefeld, Schillers spätere Frau, die im Jahre 1783, lange ehe sie Schiller kennen lernte, auf einer Reise die Akademie besuchte und damals die bezeichnende Bemerkung in ihr Tagebuch schrieb: „Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch, aber es macht einen besonderen Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute alle beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Mute, Menschen wie Drahtpuppen behandelt zu sehen.“ Als recht erschwerend kam noch dazu, daß es das ganze Jahr hindurch keine Ferien gab, die geschilderte, ewig gleiche Abmessung des Tageslaufs also ununterbrochen, gleichsam ohne Aufatmen, weiterging. Die einzige Abwechslung bildeten die Festlichkeiten, besonders einmal im Jahre die Tage der öffentlichen Prüfungen und Preisverteilungen, wobei alles in festlichen Kleidern und pomphaftem Aufzuge sich versammelte und klopfenden Herzens dem großen Augenblick entgegensah, wo der Herzog selbst die Preise austeilte. Urlaub dagegen, selbst auf kurze Zeit, wurde fast nie gewährt und sogar unter dringenden Umständen abgeschlagen; es ist vorgekommen, daß Karl einem Zögling eine kurze Reise zu seinem sterbenden Vater abschlug und den Weinenden zu trösten glaubte, wenn er sagte: „Sei Er still, ich will Sein Vater sein.“

Und gerade in dem Verhältnis zum Herzog lag ein gefährlicher Keim, der das natürliche sittliche Gefühl zur Unwahrheit zu verkehren oder unter Umständen zur Empörung zu treiben geeignet war. Man sagt wohl, die Zöglinge sahen in ihm ihren Wohlthäter und „Vater,“ wie er sich gern nannte und nennen ließ, den sie liebten und verehrten. Man erzählt auch manche Züge von seiner Leutseligkeit und seinem Humor im Umgange mit seinen „Söhnen.“ So soll er (es klingt freilich wie eine scherzhafte Erfindung) den jungen Schiller, der zuweilen witzig mit Mutwillen und Glück Personen nachahmte, eines Tages, als er mit Franziska die Akademie besuchte, aufgefordert haben, an ihm selbst seine Kunst zu versuchen.*) Schiller weigerte sich vergeblich und erklärte zuletzt, wenn er es durchaus thun müsse, so brauche er dazu den Stock Seiner Durchlaucht. Nun nahm er Bewegungen und Ausdrucksweise des examinierenden Herzogs

*) Vergl. Weltrich, S. 134.

an und begann mit diesem ein Verhör. „Als Seine Durchlaucht nicht eben gut bestanden, fuhr Schiller heraus: „Potz tausend Sakerment, Er ist ein Esel," nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Bestürzung: „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!"

Was wollen aber solche Scherze besagen im Verhältnis zu der völligen Gebundenheit und devotesten Unterwürfigkeit, der sich jeder dem Durchlauchtigsten Willen gegenüber zu befleißigen hatte? Der Herzog war allmächtig, Widerspruch unmöglich, seine Absicht und Einsicht unter allen Umständen die gütigste und weiseste. Hatte doch selbst der ehrliche, mannhafte Hauptmann Schiller, als er betrübten Herzens seinen Sohn in die Anstalt geben mußte, in einem schwungvollen Dankschreiben an den Intendanten Seeger die Wendung gebraucht: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: Das haben wir dem großen Karl zu verdanken!" Das war die übliche, die vorgeschriebene Redeweise, wenn man von dem „großen Karl" sprach. Noch schlimmer aber sind solche erniedrigenden Schmeichelworte bei den Zöglingen selbst! In einem Bericht des fünfzehnjährigen Schiller, in dem er auf Befehl des Herzogs alle seine Mitschüler und auch sich selbst zu schildern hatte, heißt es: „Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen. Dürfte ich mich ihm in meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt u. s. w." Wir können solche Worte nicht ohne ein peinliches Gefühl lesen, und wenn auch den halberwachsenen Knaben natürlich kein Vorwurf trifft, so ist doch klar, daß Verhältnisse innerlich ungesund sind, die einem Schiller so etwas in den Mund legen konnten. Ebendahin gehört es, wenn er in Reden und Gedichten zu Franziskas Geburts- und Namensfeste als das Ideal edler Weiblichkeit, als das Muster aller Tugenden diese Dame feiert, die doch immerhin die Mätresse des Fürsten war, mit so viel Recht er auch, und gewiß aufrichtig, ihre Güte und Milde rühmt. Endlich war es offenbar ein großer Uebelstand, daß die Jünglinge in dieser völlig abhängigen Stellung, die sie kaum eine Stunde des Tages unbeaufsichtigt ließ, zu lange festgehalten wurden, nicht bloß die Schul-, sondern auch die Studentenjahre. Der Gegensatz zu der Freiheit, die andern Jünglingen von achtzehn, oft schon von siebzehn Jahren zu teil wird, war zu groß.

– –

3. Erste Flügelschläge.

„Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!"
Der Abend.

In dieser so eingerichteten und geleiteten Schule brachte Schiller acht wichtige und entwickelungsreiche Jugendjahre zu, bis 1780. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, die auf der Solitüde, solange er beim juristischen Fache blieb, ziemlich unbedeutend ge-

wesen waren, fanden jetzt, nachdem er sich der Medizin zugewandt hatte, immer mehr die Anerkennung seiner Lehrer. Unter diesen war der anregendste und beliebteste der Professor Jakob Abel, dem Schiller große Anhänglichkeit widmete und auch später noch bewahrte; er trug Philosophie vor und wußte seine Zuhörer zu fesseln und zu begeistern, während seine milde und liebenswürdige Persönlichkeit ihnen herzliche Zuneigung einflößte. „Der engelgleiche Mann" sagt Schillers Freund Scharffenstein von ihm. Neben ihm ist Balthasar Haug zu nennen, der, selbst Herausgeber einer litterarischen Zeitschrift, des „Schwäbischen Magazins für gelehrte Sachen," den Unterricht in der Logik und im Deutschen erteilte.

Unter seinen Mitschülern waren viele, denen er kameradschaftlich nahe stand,



Johann Heinrich Dannecker.



Johann Rudolf Zumsteeg.

manche auch, die ihm als vertraute Freunde durch gleiches Streben und gemeinschaftliche Neigungen eng verbunden waren. Schiller urteilte später (in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia" 1784): „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach den Plänen seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel." Dies darf indes nicht so verstanden werden, als ob die Zöglinge ganz von den Erzeugnissen der Dichtkunst abgeschnitten gewesen wären; das war schon auf der Solitüde unmöglich und konnte in Stuttgart noch weniger durchgeführt werden. Vielmehr bildete sich unter Schillers geistiger Führung ein Kreis von Freunden, die neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten mit Eifer und Leidenschaft Poesie und Litteratur studierten. Seine vertrautesten Freunde waren Friedrich von Hoven, Friedrich Scharffenstein und Wilhelm Petersen, aber auch Ludwig Schubart, ein Sohn des Dichters, und Friedrich Haug, ein Sohn des eben erwähnten Lehrers an der Akademie, standen dem Kreise nahe, ebenso einige begabte

Hertzgeliebte Eltern.

I

Eltern die ich zärtlich ehren.
Mein Hertz ist heut voll Dankbarkeit
Der treue Gott dies Jahr vermehre
Was Ihr vergnügt zu jeder Zeit.

II

Der Herr die Quelle aller Gnade
Verbleibe stets Ihr Trost und Theil
Kein Mord sey Ihres Hertzens wunde
Und Jesus sey Ihr erwünschtes Heyl.

III

Ich dank vor alle Liebes Proben:
Vor alle Vorsorg und Gedult,
Mein Hertz soll alle Zeiten loben,
Und trösten sich stets Ihrer Huld.

IV

Gehorsam Fleiß und zarte Liebe
Versprechen ich auf dieses Jahr
Der Herr schenk mir nur gute Triebe
Und mache all mein wünschen wahr. amen.

Johan Christoph Friderich Schiller.

Den 1 Januarii Ano 1769.

Gratulationsgedicht Friedrich Schillers zu Neujahr 1769.

Jünglinge aus der Abteilung der Künstler, namentlich Johann Heinrich Dannecker, der später berühmte Bildhauer, der Schillers Gesichtszüge in seiner unvergleichlichen Büste von 1794 naturtreu und ideal für alle Zeiten festgehalten hat, dann der Maler Viktor Heideloff, von dem eine Zeichnung vorhanden ist, wie Schiller seinen Freunden die Räuber vorliest, endlich der wackere Musiker Rudolf Zumsteeg, der mehrere der frühsten Dichtungen Schillers in Musik setzte. Alle diese Jünglinge spürten selbst in der Abgeschiedenheit ihrer militärischen Anstalt die frische Morgenluft der neuen Zeit, die damals in der deutschen Litteratur wehte, und schwärmten für die Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode, umsomehr, als alle Bücher dieser Art nur als streng verbotene Frucht eingeführt und genossen werden konnten. Vor allem Goethes Götz und Werther, aber auch Gerstenbergs Ugolino, Müllers Faust, Klingers Zwillinge fanden den begeistertsten Widerhall; Leisewitz' Julius von Tarent soll Schiller fast auswendig gewußt haben. Besonders tiefen Einfluß übte damals auch Klopstock mit seinem erhabenen Pathos auf ihn aus. Vor allem waren es die Losungsworte der damaligen Zeit: Freiheit und Natur, die diese jugendlichen Geister in Flammen setzten, die mit Rousseau den ganzen Haß gegen die Verderbnis und den Zwang der Kultur, gegen das „tintenkleckſende Säkulum" teilten und in Homer, Ossian, Shakespeare die großen Gestalten der Vorwelt, die Tiefe der gärenden Empfindung und die reine Stimme der Natur bewunderten.

Dieser poetische Trieb konnte unter Umständen sogar aus den Unterrichtsstunden neue Nahrung ziehen. Ueberaus bezeichnend ist dafür ein Zug, den Professor Abel aufbewahrt hat, und der uns Schillers erstes Bekanntwerden mit Shakespeare vorführt, während er zugleich ein Bild von der anregenden Lehrweise des trefflichen Lehrers giebt. Er pflegte, wenn er über Moral nnd Psychologie vortrug, seine Sätze öfter durch Beispiele aus großen Dichtern zu erläutern. „Noch erinnere ich mich," so erzählt er selbst, „mit Vergnügen folgender Scene: als ich den Kampf der Pflicht und der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer andern erklärte, las ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakespeares Othello nach der Wielandschen Uebersetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer." Wenn Schiller in einer bekannten Stelle der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (1795) davon spricht, daß Shakespeare als er ihn „in einem sehr frühen Alter" zuerst kennen lernte, ihn durch seine „Kälte und Unempfindlichkeit" empört habe, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidendsten Auftritte durch einen Narren zu stören u. dergl., so liegt darin natürlich nicht der mindeste Widerspruch. Jene Eigentümlichkeiten Shakespeares, die teils in seiner hohen Objektivität, teils aber auch in der Art oder Unart seines Zeitalters ihre Erklärung finden, konnten dem jugendlichen, in Gefühlen schwelgenden Feuerkopf unseres Dichters unmöglich mundgerecht sein (können sie es doch vielfach auch reiferen Naturen nicht!); aber von dem Strahle der unvergleichlichen Naturwahrheit seiner Darstellung der menschlichen Leidenschaften war er im innersten Herzen getroffen, und dieser Eindruck blieb. Sein Freund Hoven, der einige Bände der Wielandschen Uebersetzung besaß, soll ihm diese für gewisse Leibgerichte abgetreten haben. Leider wurde diese verbotene Ware nicht lange nachher bei einer Inspizierung durch den

Intendanten entdeckt und weggenommen; aber als Schiller aus der Militärakademie austrat, war der Wieland-Eschenburgsche Shakespeare eins der ersten Bücher, das er sich von seinen spärlichen Mitteln erwarb.

So ist es begreiflich, daß in diesen Jahren bei Schiller nun auch die eigene Schöpferkraft immer mächtiger und unwiderstehlicher anfing ihre Schwingen zu regen. Die frühesten Anfänge seines Dichtens, von denen wir wissen, liegen natürlich noch erheblich weiter zurück. Als sein erstes Gedicht gilt der Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Januar 1769 nebst lateinischer Uebersetzung, also noch aus der Ludwigsburger Zeit, der auf einem Foliobogen, von dem neunjährigen Schiller selbst geschrieben, noch heute vorhanden ist. Ob hieran der Hand des helfenden Lehrers einiges zuzuschreiben sei, läßt sich schwerlich bestimmt entscheiden; in der Familie hat das Gedicht stets für echt gegolten, und unglaublich ist dies in keiner Weise, wenn auch Weltrich wohl etwas zu weit geht mit dem Urteil: „Es sind Reime, wie sie jeder sprachlich befähigte Knabe zu stande bringt." Dann hatte er lateinische Distichen, in Ludwigsburg und auf der Akademie, mit großer Gewandtheit, aber natürlich ohne poetische Selbständigkeit verfertigt und die meisten seiner Mitschüler, wie ausdrücklich bezeugt wird, darin übertroffen. Das erste selbständige deutsche Gedicht, von dem wir wissen, verfaßte er am 25. April 1772, dem Tage vor seiner Konfirmation. Es wird erzählt, die fromme Mutter habe ihn wenige Tage vor dieser feierlichen Handlung im mutwilligen Spielen mit seinen Genossen gesehen und ihm Vorwürfe wegen seiner Gleichgiltigkeit gemacht; das ergriff ihn so, daß er ihr bald darauf ein Gedicht brachte, worin seine ernste religiöse Empfindung sich tief und überschwenglich aussprach. Der Vater soll, als er diesen Herzenserguß las, ausgerufen haben: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" Aber das Gedicht ist leider verloren gegangen.

Das erste erhaltene Gedicht ist „Der Abend", das er dem Herausgeber des „Schwäbischen Magazins," seinem Lehrer Professor Haug einsandte, der es 1776 in dieser Zeitschrift veröffentlichte mit dem Bemerken, es habe einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. „Es dünkt mich," fügt er hinzu, „er habe schon gute autores gelesen und bekomme mit der Zeit ein os magna sonaturum." Das ziemlich lange Gedicht hat offenbar aus Klopstock (vgl. besonders die „Frühlingsfeier") sowie aus Hallers ernsten betrachtenden Dichtungen Anregungen empfangen und ist von innigem religiösem Gefühl durchströmt, das zum Teil glücklich und stark zum Ausdruck kommt. Von der Betrachtung der ihn umgebenden lieblichen Abendlandschaft steigt er zum allgemeinen Preise Gottes auf, der in allen Regungen der Natur gegenwärtig sei:

„Gott — wenn der Adler Wolken teilet,
Von Höhen stolz zu Tiefen eilet
Und wieder auf zur Sonne strebt.
Gott — wenn der West ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm sich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt. —
Und willst Du, Herr, so steht des Blutes Lauf,
So sinkt dem Adler sein Gefieder,
So weht kein West mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt sich kein Wurm und wirbelt keine Sphäre."

Diese Worte sind in der That des späteren großen Dichters nicht unwürdig; noch bezeichnender aber ist seine Bitte an Gott, im Hinblick auf die „Könige“ und „Großen“ dieser Erde:

„Teil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!“

An derselben Stelle erschien im folgenden Jahre „Der Eroberer,“ zu dem Haug bemerkte: „Von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen. Wenn einst vollends die Feile dazu kommt, so dürfte er mit der Zeit noch seinen Platz neben . . . . einnehmen und seinem Vaterland Ehre machen.“ (Der Dichter, den er hier verschweigt, ist Christian Schubart, der damals auf dem Hohenasperg gefangen saß, und dessen Namen er daher nicht zu nennen wagte). Dies Gedicht ist von dem ersten sehr verschieden: hielt sich der jugendliche Dichter dort noch maßvoll innerhalb des überlieferten Ausdrucks, so flammt hier der leidenschaftliche Fluch gegen den „Eroberer“ über alle Grenzen hinaus, nicht ohne Kraft, aber oftmals geschraubt und überhitzt, geschmacklos und voll von Unnatur.

Aber diese und ähnliche Dichtungen waren doch immerhin nur gleichsam Nebenversuche; mit Gewalt zog den jugendlichen Geist jetzt das Gebiet an, wofür ihm wie keinem andern die gestaltenschaffende Kraft und der genial treffende Blick gegeben war: das Drama. Das Lesen und Wiederlesen jener Sturm- und Drang-Tragödien riß ihn immer mehr auf diese Bahn. Er war fortwährend mit Entwürfen beschäftigt und brauchte, wie Streicher bezeichnend sagt, „von einem dramatischen Gedanken nur angehaucht zu werden, um sogleich in Flammen der Begeisterung aufzulodern.“ So gab ihm eine Zeitungsnotiz über den Selbstmord eines Studenten den Anlaß zu einem Trauerspiel „Der Student von Nassau“, wobei wohl Werthers Gestalt und Schicksal mitgewirkt haben mag. In Anlehnung an Leisewitz dichtete er einen „Kosmus von Medici,“ in dem zwei feindliche Brüder gegenübergestellt waren. Indes auch diese beiden, wie es scheint, völlig ausgearbeiteten Stücke wurden bald nach ihrer Entstehung für unwürdig befunden und ohne Erbarmen vernichtet.

Das war etwa 1776 und 1777. Und schon hatte ihn der Stoff ergriffen, den er wirklich zu seinem ersten großen Werke gestaltete: „Die Räuber.“ Freund Hoven war es, der ihn auf eine Erzählung von Schubart in dem eben erwähnten „Schwäbischen Magazin“ (von 1775) aufmerksam machte, die dort überschrieben war „Zur Geschichte des menschlichen Herzens.“ Hier fand er ebenfalls den Gegensatz von zwei feindlichen Brüdern, und es ist daher nicht unglaubwürdig, daß Stellen und Scenen aus dem „Kosmus von Medici“ in dies neue Stück hinübergenommen worden seien. Schubarts Erzählung handelte von einem „Edelmann, der zween Söhne sehr ungleichen Charakters hatte.“ Wilhelm nämlich war fromm („wenigstens betete er, so oft man es haben wollte“), streng, gehorsam, fleißig, ordentlich und sparsam; Karl hingegen gerade das Gegenteil, offen, voll Feuer, lustig, manchmal unbesonnen, aber von bestem Herzen und vorzüglichem Kopf. Auf der Universität, die sie zusammen bezogen, wurde Karl durch das Gefühl der Freiheit zu einem unregelmäßigen Leben verführt, worüber Wilhelm genau nach Hause berichtete. Schulden und ein Duell zwangen endlich Karl zu fliehen, er folgte den Fahnen Friedrichs des Großen und wurde in der Schlacht bei Freiberg

verwundet. Im Lazarett bereute er seinen Leichtsinn und wendete sich mit einem rührenden Brief an den Vater, aber er blieb ohne Antwort: Wilhelm hatte den Brief unterschlagen. Von Sehnsucht nach der Heimat ergriffen, trat er bei einem Bauer nahe dem Rittersitze seines Vaters als Knecht in Dienst. Einstmals, als er mit Holzfällen



Goethe 1779. Nach dem Gemälde von Georg Oswald May.

im Walde beschäftigt war, sah er, wie sein Vater, der in einem Wagen des Weges fuhr, von verlarvten Mördern angegriffen wurde. Er befreit ihn, und einer der Mörder gesteht dem Vater, daß sein Sohn Wilhelm sie angestiftet habe. Als der verzweifelnde Alte sich selbst anklagt, daß er seinen bessern Sohn verstoßen habe, giebt sich Karl zu erkennen und ist edelmütig genug, Verzeihung für den meuchelmörderischen Bruder zu erbitten.

Man sieht, nur das allgemeine Verhältnis der beiden Brüder sowie einige Aeußerlichkeiten dieser Erzählung sind von Schiller benutzt worden; die ganze Führung der

Handlung sowie die Gestaltung der Charaktere, vor allem Karl in seiner riesenhaften Kühnheit ist völlig Eigentum des jungen Dichters. Aber eine Bemerkung des Gefangenen vom Hohenasperg fand gewiß bei ihm lebhaften Widerhall. Schubart nämlich stellte die Geschichte als einen Beweis hin, daß es auch in Deutschland noch große Leidenschaften und bedeutende Charaktere gebe, wenn auch unsere Zustände leider so unfrei seien, daß „jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwische, ihm den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen könne.“ Er fügt hinzu: „Ich gebe diese Ge-



Herzog Karl August von Weimar.

schichte einem Genie preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen, wenn er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschem Grund und Boden eröffnet.“ Von solcher Zaghaftigkeit war Schiller weit entfernt, und so blieb „Teutschland der Ort der Geschichte.“

Aber die Ausführung ging nicht schnell von statten, sondern kam zunächst nicht über geringe Anfänge hinaus. Mitwirkend war dabei wohl das Gefühl, daß er seinen Vorbildern, vor allem Shakespeare, bisher noch allzu wenig gleichkommen könne; der Hauptgrund aber war, daß sich ihm die unbedingte Notwendigkeit aufdrängte, sich die

beiden nächsten Jahre völlig und mit angestrengtem Eifer dem Studium seiner medizinischen Fachwissenschaft zu widmen. So finden wir denn hier, gleich im Beginn seines dichterischen Schaffens eine zweijährige Pause, die uns von der starken Willenskraft des Achtzehnjährigen eine achtungswerte Vorstellung erweckt. Offenbar fühlte er den Druck der Verhältnisse in der Militärakademie je länger desto schwerer, und er setzte alles daran, um entlassen werden zu können. In der That wurde er schon für 1779 zur Einreichung einer wissenschaftlichen Dissertation zugelassen und hoffte somit sein Ziel erreicht zu haben. Er hatte eine umfangreiche Abhandlung „Philosophie der Physiologie" geschrieben, deren Anfang noch erhalten ist. Aber zu seinem großen Schmerze und schwerer Enttäuschung wurde sie von den zur Beurteilung beauftragten Professoren und Ärzten noch nicht für druckfähig erachtet, obwohl die Beurteiler darin „untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften" fanden, und seinen „alles durchsuchenden Geist" nicht verkannten. Aber eine allzu ungebändigte Schreibart, die oft bewirke, daß man „den Sinn des Verfassers nicht erraten könne," sowie seine beleidigenden Angriffe gegen wissenschaftliche Autoritäten, wie den „unsterblichen Haller" veranlaßten die Abweisung der Abhandlung, und der Herzog selbst entschied dahin, daß sie nicht gedruckt werden könne, „obschon ich gestehen muß," fügte er hinzu, „daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich (d. h. gegenwärtig) noch zu stark ist, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann."

Diese Worte legen ein glänzendes Zeugnis ab für den Scharfblick und den klaren Verstand des Herzogs. Die Absicht freilich, „das Feuer zu dämpfen," gelang dem durchlauchtigen Erzieher schlecht, denn gerade diese zwangsweise verfügte Zurückhaltung in der Anstalt, der er sich geistig entwachsen fühlte, steigerte die Empörung in seinem Herzen nur noch mehr. Die Entscheidung fiel gerade in den Anfang des Novembers 1779, fast genau auf Schillers Geburtstag, der jetzt sein zwanzigstes Lebensjahr vollendete. Das war ein bitteres Geburtstagsgeschenk. Indes einen Ausweg gab es nicht, und er mußte noch ein Jahr bleiben.

Wenige Wochen darauf wurden die Gemüter der akademischen Eleven durch einen vornehmen Besuch in Aufregung versetzt. Fürstliche Gäste des Herzogs waren nichts seltenes, und Karl Eugen ließ gern in prunkhafter Schaustellung seine Anstalt und sich selbst bewundern. Aber diesmal waren es Gäste von besonderer Art: der Herzog Karl August von Weimar, dessen Hof eben anfing den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland zu bilden, kehrte in Begleitung Goethes von einer Schweizer Reise zurück, sie verweilten in Stuttgart und besuchten die Karlsschule. Es war am Abend des 12. Dezember 1779, als sie die Säle der Akademie zuerst betraten. Zwei Tage darauf wohnten sie der Feier des Stiftungstages und der damit verbundenen Preisverteilung bei. Während dieser stand Goethe, vom Herzog Karl mit höchster Auszeichnung behandelt, diesem Fürsten zur linken Hand, der Weimarer Herzog zur rechten. Schiller mußte öfter vortreten, er erhielt drei Preise, in der praktischen Medizin, in der materia medica und in der Chirurgie; auch in der deutschen Sprache und Schreibart war er für preiswürdig

erklärt worden, mußte aber mit drei andern um den Preis losen, und das Glück entschied nicht für ihn. Das war also das erste Mal, wo die beiden Männer, die den Gipfelpunkt unserer Dichtung bezeichnen, sich gegenüberstanden. Dem Eleven Schiller wird das Herz gewaltig gepocht haben, als er den hohen bewunderten Mann sah, den Dichter des Götz und des Werther, dessen begeisternder Flug und schöpferischer Geist ihn so mächtig im Innersten ergriffen hatte, und der nun hier leibhaftig vor ihm stand, von der Sonne des Glücks bestrahlt, als ein Ebenbürtiger von Fürsten, voll Kraft und männlicher Schönheit wie ein Apoll. Goethe konnte nicht ahnen, daß unter den mehr als dreihundert Jünglingen, deren staunende Blicke ihn verschlangen, einer sei, der dereinst als Mitstrebender um die höchsten Ziele der Kunst ihn begleiten und sein Leben verschönen werde.

Vielleicht war es eine Anregung dieses Besuches, daß beim nächsten Geburtstage des Herzogs im Februar 1780, den die Zöglinge meist durch Aufführung eines Schauspiels feierten, Goethes Klavigo zur Darstellung gewählt wurde. Schiller spielte die Hauptrolle, scheiterte aber freilich durch seine Leidenschaftlichkeit und sein übertriebenes Pathos gänzlich.

Das Jahr ging rasch dahin. Er brachte nunmehr eine neue Abhandlung zustande: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“ Das Thema war dem der ersten verwandt, und er nahm sicherlich vielfach Gedanken und Bestandteile aus jener in diese herüber. Sie wurde im November 1780 denselben Beurteilern vorgelegt, und von ihnen nunmehr des Druckes für würdig befunden: „Wir loben den Verfasser darüber, daß er ein so schweres Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat.“ Es folgen dann einige Ausstellungen, teils den Inhalt, teils den Ausdruck betreffend, zum Schluß aber heißt es: „Bei allem diesem dünkt uns, daß, wenn die nötigen Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrift des Druckes würdig seie.“ Die Abhandlung enthält einen außerordentlichen Gedankenreichtum und viele treffende Bemerkungen über das menschliche Seelenleben, und zeigt vor allem, daß den jungen Mediziner in seiner Wissenschaft der Punkt am meisten angezogen hatte, wo sie an das allgemeine Gebiet der Philosophie grenzt; nicht die Thätigkeit am Krankenbette ist für ihn die Hauptaufgabe der Medizin, sondern er erblickt sie „in dem höheren Rang einer philosophischen Lehre.“ Der Grundgedanke, von dem er ausgeht, ist, daß die Thätigkeit der menschlichen Seele an die Thätigkeit der Materie gebunden sei, „aus einer Notwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife.“ — So stand seiner Entlassung aus der Akademie nichts mehr im Wege, er hatte mit einundzwanzig Jahren das wissenschaftliche Ziel dieser Bildungsanstalt ehrenvoll erreicht. Sehr treffend schließt Weltrich eine eingehende Besprechung der Dissertation, worin er die Lebhaftigkeit der Darstellung und die Fülle der Ideen rühmend hervorhebt, mit den Worten ab: „Das Merkwürdige ist, daß derselbe Jüngling, in dessen Kopf ein die Welt bewegendes Drama gärte, sein Schulpensum so respektabel bewältigte.“

Und dies um so mehr, als ohne Zweifel in diesem letzten Akademiejahr sein Drama ihn unvergleichlich tiefer fesselte als die Ausarbeitung seiner Dissertation. Die Räuber wurden in dieser Zeit fast völlig ausgearbeitet. Wie gering die früheren Ansätze gewesen sein müssen, und wie jetzt erst das Werk im eigentlichen Sinne geschaffen wurde, bezeugt nicht nur Karoline von Wolzogen in Schillers Leben, indem sie die Dichtung

ausdrücklich dem Jahre 1780 zuweist, sondern auch Schiller selbst, wenn er am 2. Februar 1789 an Körner schreibt: „Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließend der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber.“ Aber die Arbeit, die nun seine ganze Seele füllte, ging nur unter mancherlei äußeren Schwierigkeiten und Hemmnissen vor sich. Am Tage war die Zeit durch die Hausordnung der Akademie fast ganz besetzt, so daß er sich die einzelnen Stunden und halben Stunden abstehlen mußte;



Heideloff Dannecker Kapff Schiller Schlotterbeck von Hoven

Schiller trägt den Karlsschülern im Bopser Wäldchen die Räuber vor.

nächtliches Arbeiten war streng verboten und ohne Licht unmöglich. So flüchtete er wohl ins Krankenzimmer, um die Vergünstigung einer Lampe zu genießen, und wenn etwa der Herzog, wie zuweilen geschah, unerwartet hereintrat, so fuhren die „Räuber“ blitzschnell unter den Tisch, und ein bereitliegendes medizinisches Buch überzeugte Seine herzogliche Durchlaucht, daß der fleißige Eleve seine schlaflosen Nächte zu angestrengten Studien benutze. Jede neu gedichtete Scene las er dann seinen Genossen vor, sei es in irgend einem Versteck des weitläufigen Gebäudes, sei es im Winkel des Gartens oder auf Spaziergängen im Walde: atemlos lauschten dann die Zuhörer dem ungezügelten Vortrage des

begeisterten Dichters und belohnten ihn durch lauten Beifallssturm. Eine solche Scene hat Viktor Heideloff in seiner Skizze festgehalten: auf einem sonntäglichen Spaziergange sonderten sich Schiller und seine Getreuen verabredetermaßen unauffällig von den andern ab und fanden sich an einer wohlbekannten abgelegenen Stelle des sogenannten Bopser Wäldchens zusammen. Schiller stand (wie sein Held Karl Moor) auf den hervortretenden Wurzeln eines mächtigen Fichtenbaumes, die Genossen standen und lagerten sich um ihn. Als er im vierten Akte zu der Scene kam, wo Karl den totgeglaubten Vater halb verhungert im Turm findet, steigerte sich sein Vortrag so, daß die Freunde in eine Art von Bestürzung gerieten, bis die ungeheure Großartigkeit der Dichtung sie in endlosen Beifall und Jubel ausbrechen ließ.

Daß die Räuber jetzt fast fertig waren und den stürmenden Geist ihres Verfassers völlig beherrschten, dafür würde übrigens, wenn es nicht sonst bezeugt wäre, sogar die medizinische Dissertation den Beweis liefern. Denn seine jugendliche Keckheit geht so weit, daß er unter den mancherlei anderen Dichtern, Shakespeare, Klopstock, Haller, Gerstenberg, die er nicht sparsam zur Erläuterung heranzieht, auch eine Stelle aus seinem eigenen Trauerspiel anbringt, wohlverhüllt in einen fremden Namen, indem er sie als Uebersetzung eines englischen Dichters ausgiebt: „Life of Moor. Tragedy by Krake. Act. V, Sc. 1." Es sieht, wie Palleske bemerkt, fast nach einer übermütigen Wette mit seinen Freunden aus, daß er hier das Stück, das wider alle Gesetze der Akademie zur Welt gekommen war, den ernsten Professoren gleichsam selbst vorstellte, die den Schalk nicht merkten, obwohl sie doch der englische Dichter Krake wunderlich genug angemutet haben muß.

Am 14. Dezember 1780 waren die Prüfungen zu Ende, und am 15. erhielt Schiller sein Abgangszeugnis. Er war nun berechtigt, die ärztliche Praxis auszuüben, und wurde als Medikus ohne Portépée beim Grenadier-Regiment Augé in Stuttgart mit achtzehn Gulden Monatsgage angestellt.



4. Regimentsmedikus. Die Räuber.

„Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß."

Schiller bei Scharffenstein.

Schillers Familie wohnte schon lange nicht mehr in Ludwigsburg. Der Vater war 1775 aus dem Militärdienst (dem „nexu militari," wie er sagt) ausgeschieden und führte auf der Solitüde die Oberaufsicht über die herzoglichen Gärten und Baumschulen. Er hatte dies aus freier Neigung gethan, weil er immer „viel Vergnügen an landwirtschaftlichen Beschäftigungen gefunden," und berichtet mit Stolz, daß er in elf Jahren (1777—1788) „die Anzahl von 22 400 Stücken an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern abgegeben habe." So war also Schiller während seines Aufenthalts auf der Akademie seinen Eltern ziemlich nahe gewesen, doch hatte die Strenge der




Luise Schiller.


Nanette Schiller.

Lebensordnung nur sehr selten Besuche ermöglicht. Jetzt konnte er nach so langer Trennung das Vaterhaus wieder betreten, wo inzwischen das Familienleben sich glücklich entwickelt hatte, da die zweite Schwester Luise zum fünfzehnjährigen Mädchen herangewachsen und die kleine Nanette, jetzt dreijährig, dazugekommen war. Auf diese Zeit wird sich die Schilderung Scharffensteins beziehen, der von der Mutter Schillers sagt: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt," und dann hinzufügt: „Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! Was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!"

Aber die meiste Zeit fesselte ihn doch der Dienst an Stuttgart. Er mußte täglich zum Appell erscheinen, und die Besuche im Lazarett, Berichte und Rapporte an seine Vorgesetzten nahmen die Zeit in Anspruch. Seinem ärztlichen Berufe widmete er sich mit Eifer; die Privatpraxis war freilich nur unbedeutend, zumal er trotz seiner Bitte

nicht die Erlaubnis erhielt, Civilanzug zu tragen, sondern immer in der unbequemen und steifen Uniform stecken mußte. Trotzdem empfand er die jetzige Lage, nach dem Zwang der Schule aufatmend, als eine Freiheit, die er in herzlichem und ungezwungenem Umgang mit einem Kreise guter Freunde genoß. Es waren zum größten Teil seine Kameraden von der Akademie her, und wenn sie auch alle nicht viel zu verzehren hatten, so wurde doch das Leben behaglich und mit jugendlichem Humor genossen. Geselliges Gespräch, auch wohl ein Spiel „Manille," Kegelschieben, Wein und Bier beim einfachen Abendbrot in einem Zimmer des Ochsenwirtes auf der Hauptstätterstraße waren ihre Erholungen. Von dem frischen und burschikosen Ton der Freunde zeugt z. B. ein Zettel, den Schiller zurückließ, als er einmal in den Ochsen kam und keinen traf: „Seid mir schöne Kerls. Bin dagewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausensakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller."



Schiller, gemalt von Höflinger 1781.
Nach einer Photographie der Hofkunstanstalt Piloty & Loehle, München.

Was ihm aber jetzt natürlicherweise am meisten am Herzen lag, war die Vollendung seiner Räuber, an denen es immer noch mancherlei fertig zu machen, zu ändern und abzurunden gab. Jetzt wurde die letzte Hand angelegt, und in kurzem, etwa im Anfang 1781, war es für den Druck bereit. Aber wo einen Verleger finden? Vergebens sah sich die ganze dichterische Genossenschaft nach einem solchen in Stuttgart und Mannheim um. Niemand wollte die Kosten wagen. Schiller war in der größten Unruhe, denn heraus mußte das Stück. Bezeichnend ist ein Brief an Freund Petersen, der gelegentlich einer Reise nach Mannheim, wo er zwei Brüder und mancherlei Bekanntschaft hatte, dort noch das Mögliche versuchen sollte. Schiller legt ihm die Sache nochmals ans Herz und führt drei

Gründe an, weshalb er die Herausgabe seines Stückes so dringend wünsche: „Der erste und wichtigste Grund," sagt er, „ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht, das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt ich für mein Trauerspiel, das 12—14 Bogen eng gedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht ebensoviel, nicht mehr bekommen können? Was über 50 Gulden abfällt, ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, daß ich Dich dadurch auf einem interessierten Wesen ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst es brauchen." Man sieht, übermäßig hoch waren seine Anforderungen und Erwartungen betreffs des „allgewaltigen Mammons" gerade nicht. „Der zweite Grund ist das Urteil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Richter, dem Publikum, preiszugeben. Ich möchte natürlicherweise wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker zu erwarten habe." Als dritten Grund führt er an, sein Lebensplan sei, einmal „Professor der Physiologie und Medizin" zu werden, darin würde ihm Poesie, Tragödien u. s. w. hinderlich sein, und er wolle dies darum gleich anfangs abmachen. Das letzte ist natürlich nicht ernst gemeint; wie dringend und brennend ihm aber die ganze Sache war, zeigt das allerliebste Postskriptum, womit er den Brief schließt: „Höre, Kerl! Wenn's reüssiert! Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder darauf schmecken lassen. Leb recht wohl. Schiller."



Christian Friedrich Schwan.

Aber auch hier war die Hoffnung vergeblich; nun war guter Rat teuer. Indes Mut und Jugend finden ja überall einen Ausweg, Schiller entschloß sich, das Stück ohne Verleger auf eigene Kosten drucken zu lassen. Er borgte sich die erforderliche Geldsumme, etwa 200 Gulden, und legte dadurch den Grund zu jenen Schulden, die ihn die folgenden Jahre oftmals so hart bedrängten. Das Werk aber ging in die Presse. Um es auch auswärts gleich bekannt zu machen, sandte Schiller die fertigen Druckbogen an den Mannheimer Buchhändler und Hofkammerrat Schwan, der besonders als Verleger und Kenner dramatischer Werke galt und durch Petersen mit dem Dichter bekannt geworden war. Dieser hatte Blick genug, die Genialität der ungewöhnlichen Schöpfung zu erkennen; er antwortete freundlich, gab hier und da Bemerkungen und war vornehmlich Anlaß, daß auf einzelnen Bogen noch nachträglich Aenderungen eintraten und namentlich die schon fertig gedruckte Vorrede noch umgearbeitet und durch eine andere

ersetzt wurde. Aber er that noch etwas viel Wichtigeres: an der Spitze des Nationaltheaters in Mannheim stand damals der Freiherr Heribert von Dalberg (1749—1806), der alles that, das Theater zu hoher Blüte zu bringen, und sich gern als Beschützer und Begünstiger junger Talente zeigte. Diesen Mann, mit dem er in näherer Verbindung stand, machte Schwan mit Schillers Werk bekannt, indem er ihm die Bogen, wie er sie erhielt, „brühwarm" überbrachte und vorlas. Dadurch wurde die Aufführung in Mannheim angebahnt, die für Schiller eine epochemachende Bedeutung gewann, und seine dauernde Beziehung zu Dalberg vermittelt.

Schon im Mai 1781 war der Druck vollendet, und das Stück ging in die Oeffentlichkeit: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig*) 1781". So lautet der Titel dieser ersten Ausgabe. Der Verfasser ist nicht genannt.



Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg.

„Es wäre vergeblich," berichtet Streicher, „den Eindruck schildern zu wollen, den diese Erstgeburt eines Zöglings der hohen Karlsschule in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart hervorbrachte, wo man nur mit den frommen, sanften Schriften eines Gellert, Hagedorn, Haller, Klopstock und ähnlichen seinen Geist nährte, wo Shakespeare kaum einigen Personen bekannt war, wo die „Leiden Siegwarts" und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" das höchste Interesse der Leseliebhaber erregt hatten." Hier mußte das Werk allerdings wie ein Blitz einschlagen, und natürlich war der Name des Verfassers trotz der Anonymität des Druckes sofort in aller Munde, er war mit einem Schlage ein berühmter Mann. Und zwar in ganz Deutschland; denn der Eindruck war durchweg ungeheuer und kann kaum mit dem Erfolg irgend eines anderen litterarischen Erzeugnisses in dem ganzen Jahrhundert verglichen werden. Gleich die erste öffentliche Besprechung aus der Feder eines angesehenen Schriftstellers, die im Juli in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung" erschien, sprach das stolze Wort aus: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser," und fügte hinzu: „Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, muß mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten und das Publikum zu großen Erwartungen berechtigen." Der Name des Verfassers dieser Rezension ist Christian Friedrich Timme.

*) „Frankfurt und Leipzig ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will," heißt es in einer kurzen Anzeige des Stückes in der Zeitschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben".

Seine Romane und Lustspiele sind heute vergessen, aber durch die angeführten prophetischen Worte hat er sich ein ehrenvolles Denkmal seines Urteils und Scharfblicks gesetzt.

Denn dies war in der That der springende Punkt bei der Beurteilung des Werkes, das ja den Stempel der Jugendlichkeit deutlich an sich trug: an dramatischer Kraft, man mochte den großartigen Schwung des Ganzen oder die unvergleichliche Wirkung einzelner Scenen betrachten, ließ es unbedingt alles hinter sich, was je an Bühnenstücken in Deutschland geschrieben worden war. Der Meister des deutschen Dramas war bis dahin Lessing; bewußt und groß hatte er uns von den Fesseln jahrhundertelanger Ueberlieferung und Abhängigkeit losgerissen, hatte uns aus der Zeit „charakterloser Minderjährigkeit" zur Selbständigkeit geführt und eine Sicherheit der Handlungsführung, eine Schärfe und Vertiefung der Charakteristik gezeigt, wie sie bisher unbekannt war. Und nun erschien hier, es war wenige Monate nach Lessings Tode, das Werk eines jugendlichen Feuerkopfes, das sich gewiß nicht an Durchdachtheit des Planes, noch viel weniger an Feinheit und Lebenswahrheit der Charakterzeichnung etwa mit „Emilia Galotti" messen konnte, in dem aber von Anfang bis zum Ende ein dramatischer Atem wehte, der den Leser im Sturme dahinriß, die wohlberechneten Wirkungen eines Lessingschen Stückes weit überfliegend! Wohl waren im letzten Jahrzehnt die wilden Dichtungen der Stürmer und Dränger erschienen, von denen sich Wirkungen und Spuren in Schillers Stück reichlich nachweisen lassen; aber welch ein Abstand! Goethes Götz, das einzige Werk von bleibender Bedeutung aus diesem Kreise, zeigt ja ungleich mehr Reife und läßt bei allem Sturm und Drang den wunderbaren Zauber eingeborener maßvoller Schönheit fast nirgends vermissen; aber an Straffheit und Schwung der Handlung, an Tiefe der aufwühlenden Leidenschaft, oder in der riesenhaften Kühnheit des Entwurfs ist es mit Schillers feuersprühendem Werke nicht zu vergleichen. Die Stücke der Klinger, Lenz, Leisewitz, Gerstenberg aber darf man billigerweise gar nicht in einem Atem mit Schiller nennen, so turmhoch steht er über allen, obwohl auch unter ihnen unverächtliche Talente sind.

Am schlagendsten zeigt sich dies in der Führung der Handlung. Gleich die Eröffnungsscene ist ein entschiedenes Meisterstück dramatischer Exposition, und wenn es auch weiterhin nicht an mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltsamkeiten mangelt, so ist doch der Handlung, als Ganzes betrachtet, das Lob eines einheitlichen, wohlgefügten und spannenden Verlaufs in hohem Maße zuzuerkennen. Weniger sicher konnte natürlicherweise dem weltunerfahrenen, zwanzigjährigen oder noch jüngeren Dichter die Charakterzeichnung gelingen. Er selbst urteilte darüber wenige Jahre später (in der Ankündigung der Rheinischen Thalia): „Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir einer begegnete."

Trotzdem hat er in Karl Moor eine Gestalt von ursprünglichem Leben und starker Kraft geschaffen; und dieser Charakter freilich, oder wenigstens „ein Stück von ihm," war ihm ja auch schon damals begegnet, denn wer wollte verkennen, daß der innerste Pulsschlag seiner eigenen Leidenschaft in dem Räuber Moor lebt und tobt? Vor allem hat er die Stimmung seines Helden im ersten Akte so motiviert, daß der Entschluß, der ihn auf die Bahn des Verbrechens und des Todes reißt, uns als notwendig aus seinem Charakter hervorwachsend erscheint: „Reue und keine Gnade! Vertrauen, unüberwindliche Zuversicht, und kein Erbarmen!" In dieser Stimmung, wo er alles, was Mensch ist

Die
Räuber.
Ein Schauspiel.



Frankfurt und Leipzig.
1781.

Die
Räuber.
Ein Schauspiel
von fünf Akten,
herausgegeben
von
Friderich Schiller.

in Tirannos

Zwote verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.
bei Tobias Löffler.
1782.

Titelblatt zur ersten und zweiten Auflage der „Räuber."

und Menschenangesicht trägt, voll Ingrimm von sich stoßen möchte, wo er sich wünscht, „das Horn des Aufruhrs durch die ganze Natur blasen zu können, um Luft, Erde und Meer wider das Hyänengezücht ins Treffen zu führen," wird ihm der Gedanke ins Ohr geschrieen: Komm in die böhmischen Wälder, wir wollen eine Räuberbande bilden, und du sollst unser Hauptmann sein! Da fällt es wie der Staar von seinen Augen: „Räuber, Mörder! mit diesem Wort ist das Gesetz unter meine Füße gerollt!" Der Inhalt des Stückes ist, daß Karl zur Einsicht in das Sinnlose und Verwerfliche dieses Gedankens kommt und „mit Zähneklappern und Heulen" eingesteht, daß „zwei Menschen wie er den Bau der sittlichen Welt zu Grund richten würden." Freilich ist dies Bekenntnis noch stark von jenem prahlerischen Pathos gefärbt, das sein Wesen bezeichnet; denn wir haben mehr Zutrauen zu dem Bau der sittlichen Welt, als daß wir zugeben könnten, zwei Phantasten wie Karl Moor, und wenn sie noch viel tollere Streiche machten, würden ihn zu Grunde richten; aber die Worte zeigen doch, daß die Binde von seinen Augen gefallen ist, und bilden daher den unerläßlichen und vortrefflichen Abschluß seiner Charakterzeichnung.



Ochsenheimer (1767—1822) als Franz Moor.

Aber auch die übrigen Charaktere sind mit erstaunlicher Schärfe und Sicherheit hingestellt, bis herab zu den Nebenpersonen; die Darstellung der Banditen zeigt ein ganz ungewöhnliches Talent scharfer und lebensvoller Charakteristik mit wenigen Strichen: Schweizer, Spiegelberg, Schufterle, wie klar und vortrefflich stehen sie alle vor den Augen des Lesers. Die einzige Figur, in der des Dichters Mangel an Kenntnis der Wirklichkeit stark hervortritt, ist die einzige weibliche Rolle des Stückes, Amalia. Es ist dies nicht zu verwundern, denn hier konnte der Dichter am wenigsten aus sich selbst holen, und die Beobachtung edler Weiblichkeit fehlte ihm so gut wie völlig: die Thore der Karlsschule öffneten sich, wie er in der Ankündigung zur Rheinischen Thalia launig sagt, „Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein." So ist denn Amalias Benehmen vielfach unweiblich, ihre Worte schwülstig,

man hört oft nur Karl Moor reden. Sie schlägt Franz, sie giebt ihm eine Maulschelle u. dergl. Der einzige Punkt, wo der Dichter auch hier die Stimme der Natur getroffen hat, ist ihr Verhältnis zum alten Moor; hier schweigen ihre großen und himmelstürmenden Worte, schlicht und einfach ist der Ausdruck.

Es ist nicht zu verkennen, daß neben den vielen vollgiltigen Zügen höchster dichterischer Genialität, die sich fast auf jeder Seite offenbart, vielfach auch deutliche Spuren jugendlicher Unreife hervortreten, namentlich in der Übertriebenheit der Darstellung, die nicht selten in Roheit ausartet. Alle Personen, sofern sie an dem Pathos der Tragödie



Döring (1803—1878) als Franz Moor (Akt 5, Scene 1).

teilhaben, geben ihr Empfinden meist in den stärksten, oft fast unglaublichen Ausdrücken kund. Die Räuber werfen mit „Blut saufen" und „Säuglinge spießen" förmlich um sich; auch erregt die unverhüllte und derbe Bezeichnung widerlicher oder unschicklicher Dinge oft gerechten Anstoß. Der Dichter kann sich eben noch nirgends mäßigen, das zeigen z. B. selbst die Anweisungen für die Schauspieler. Eine bloße Zusammenstellung solcher Bemerkungen würde ein Bild höchster Aufgeregtheit geben, etwa wenn man II 2 liest: „Will hinwegrennen," „in Entzückung," „wild auf Hermann losgehend," „wie aus einem Totenschlummer aufgejagt," „gräßlich schreiend sich die Haare ausraufend," „umherirrend im Zimmer," „schreiend sein Gesicht zerfleischend," „lallend," „hin- und hertaumelnd, bis sie umsinkt," „auf den Boden stampfend," „schlägt mit geballter Faust

wider Brust und Stirn," „wütet wider sich selber." Dies alles auf zwei bis drei Seiten. Der erste übrigens, der über diesen durchgehenden Zug des Übertriebenen und Ungeheuren gespottet hat, ist der jugendliche Dichter selbst in einer anonymen Besprechung, die er unmittelbar nach der ersten Aufführung veröffentlichte. Es gehört eine recht anerkennenswerte Unbefangenheit gegenüber dem eigenen Erzeugnis dazu, um mit so harmlosem und zugleich so treffendem Scherze die Bemerkung zu machen: „Der Verfasser soll Arzt in einem würtembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: so gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben." Man muß wissen, daß Schiller in





Aus Chodowieckis Kupferstichen zu den „Räubern."

seinem Lazarett in der That eine bedenkliche Neigung zeigte, „Kraftstücke zu liefern," und seinen Grenadieren „gewöhnlich zu starke Portionen," namentlich gewaltige Dosen von Brechmitteln verordnete.

Die erwähnten und ähnliche Schwächen des Stückes, die dem Leser heute wohl hier und da ein Lächeln abnötigen, sind die natürlichen Begleiter der jugendlichen Unreife des Dichters, und sie liegen zudem meistenteils mehr auf der Oberfläche. Dagegen der innere große Zug des Ganzen, der kühne Wurf und hinreißende Schwung der Handlung, das gewaltige, tief sittliche Pathos, das mit innerster Ergriffenheit aus diesen kraftatmenden Worten spricht, das alles wirkt noch heute unwiderstehlich und erfüllt den Leser immer aufs neue mit Erstaunen über das Werk des zwanzigjährigen Jünglings.

Und doch war die dramatische, also künstlerische Wirkung des Stückes nicht die

einzige, nicht einmal die durchschlagendste für den Sturm des Beifalls, der ihm zujauchzte. Es ist eine wahre Bemerkung, daß es ein Vorrecht des Genies sei, sein Wort zur rechten Stunde zu sprechen. Schiller, der jugendliche, der weltunerfahrene Eleve in der strengumschlossenen Karlsschule, hatte den Pulsschlag seiner Zeit verstanden, er hatte den in der Zeit lebenden Geist getroffen und mit unwiderstehlicher Gewalt zum Ausdruck gebracht. Man sah in dem Stücke nichts Geringeres, als eine kühne Kriegserklärung gegen alle bestehenden Verhältnisse der staatlichen und gesellschaftlichen Welt, einen Fehdehandschuh, den der Dichter ihnen hinwarf. Und weil diese Verhältnisse in Staat und Kirche, die bürgerliche wie die gesellschaftliche Ordnung, an der drückendsten Unfreiheit litten, so mußte ein Held Beifall finden, der „seinen Willen nicht in die Schnürbrust des Gesetzes pressen will," in der Überzeugung, daß „das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet, während die Freiheit Kolosse ausbrüte." Der Drang nach Freiheit, der Haß gegen alle Unwahrheit und Heuchelei, der so wuchtig als Grundzug des Ganzen heraustritt, fand Widerhall in tausend Gemütern. Wo waren die „Niederträchtigen" je so gegeißelt worden, „die den Schuhputzer belecken, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und den armen Schelmen hudeln, den sie nicht fürchten," die „in Ohnmacht fallen, wenn sie eine Gans bluten sehen, und in die Hände klatschen, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht!" Wo war vor allem die pfäffische Heuchelei so niedergeschmettert worden, wie in jenen mächtigen Worten Karls in der Scene nach Rollers Befreiung (II 3): „Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg! — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knieen, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt, mit diesem erbärmlichen Gaukelspiel demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennt; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde gegen den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat." Und der Held, der so sprach, lebte nicht vor Jahrhunderten, zur Zeit des Bauernkrieges, die Schandthaten, die ihn empörten und die er rächte, spielten nicht in einem kleinen italienischen Fürstentum, er war kein „Guelfo" oder „Guido" wie bei Klinger und Leisewitz, sondern er stand mitten in dem Deutschland der Gegenwart, und bei aller ausschweifenden Phantasie des Dichters waren es deutsche Verhältnisse, denen der Spiegel der Dichtung vorgehalten wurde.

Der stürmischen Begeisterung der Jugend, und aller, die sich als die Unterdrückten und Enterbten der Gesellschaft fühlten oder ein Herz für das Elend und die Ungerechtigkeit der Welt hatten, stand begreiflicher Weise in anderen Schichten ein ebenso starker Abscheu entgegen. Bekannt ist das Wort, wodurch nach Goethes Erzählung bei Eckermann ein „Fürst" (gemeint ist der russische Fürst Putjatin, allerdings eine überaus wunderliche Persönlichkeit, von der Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen" drollige Züge erzählt) seinen Widerwillen gegen das Werk ausgesprochen haben soll: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu schaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen."

---

5. Der Erfolg.

„Das Meteor am litterarischen Himmel
fing an zu zünden."

Scharffenstein.

Der Druck war vollendet, der große Wurf geschehen. Aber für unsern Dichter war die Arbeit damit noch lange nicht zu Ende. Der Freiherr von Dalberg wandte sich schon im Sommer 1781 mit einem überaus wohlwollenden Brief an ihn und knüpfte Verhandlungen wegen einer Aufführung des Stückes auf dem Mannheimer Theater mit ihm an, ja er ließ nicht undeutlich blicken, daß er auch schon für die „noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke" ihm Vorschläge zu machen gedenke. Schiller war über diese Aussicht natürlich hoch erfreut, und er spricht dem „Reichsfrei Hochwohlgeborenen, insonders hochzuvenerierenden Herrn Geheimen Rat" seinen feurigsten Dank aus: „Euer Excellenz haben die Bescheidenheit eines Schriftstellers durch die stolzen Prädikate, die Hochdieselben mir in der schmeichelhaftesten Zuschrift beizulegen beliebten, auf die schlüpfrigste Spitze gestellt, wenn ich solche für etwas anders als bloße Aufmunterung meiner Muse ansehen könnte." „Wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterwerk hinaufklettern können, so dank' ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt."

Zunächst aber forderte Dalberg eine Umarbeitung des Dramas zu einer bühnenmäßigeren Gestalt. Das war kein leichtes Stück Arbeit für den Dichter. Zwar Kürzungen waren bei der übermäßigen Länge des Schauspiels unvermeidlich und ließen sich auch ohne Schwierigkeit herstellen. Aber die eingreifenden Aenderungen, die außerdem verlangt wurden, waren ihm fast insgesamt sehr wider den Sinn, vor allem Dalbergs bestimmte Forderung, daß die ganze Handlung aus der Gegenwart des Dichters in das fünfzehnte Jahrhundert, in die Zeit „des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts" zurückverlegt werde. Vergebens wehrte sich Schiller gegen diese gründliche Verderbung seines Stückes, indem er hervorhob, daß die ganze Gedankenwelt des Dramas, Dialog und Charaktere, in der modernsten Zeit wurzelten, da sie „aus dem Schoße unserer gegenwärtigen Zeit herausgehoben seien, und in dem Maximilianischen Alter nichts taugten." „Es würde dem Stücke gehen," ruft er verzweifelt aus, „wie einem Holzstiche, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden: die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs auszuweichen." Er fühlte, daß dem Stück dadurch eigentlich der Lebensnerv zerschnitten wurde. Aber der Freiherr, der gerade die Beziehung auf die Gegenwart abschwächen wollte, bestand auf seinem Willen. Aus derselben Zaghaftigkeit Dalbergs ist es auch z. B. zu erklären, daß in jener Scene im Walde (II 3) die so scharf und schonungslos gezeichnete Figur des Paters zu einem ziemlich farblosen „Kommissarius" abgeblaßt ist, wobei denn Moors gewaltige Worte gegen die Heuchler und Pharisäerganz wegfielen.

Auch die übrigen tiefergehenden Aenderungen, die wir hier nicht einzeln besprechen können, sind fast durchweg auffallende Verschlechterungen der ursprünglichen Gestalt, wenngleich Schiller sie, bei der Arbeit warm werdend, anfangs für Verbesserungen ansah, oder sie wenigstens Dalberg gegenüber dafür ausgab. In seine Werke hat er nie etwas anderes aufgenommen als die erste Fassung, das unverfälschte Erzeugnis seines frei schaffenden Genius.

Am 6. Oktober 1781 konnte er an Dalberg melden: „Hier erscheint endlich der

Verlorene Sohn (wie er das Stück eine Zeit lang zu nennen gedachte) oder die umgeschmolzenen Räuber." Freilich ging das Hin und Her der Verhandlungen über so manche Punkte noch bis zum Dezember weiter, aber die Proben nahmen nun rasch ihren Anfang und Fortgang, und bald nahte der große Augenblick heran. Im Januar 1782 war alles bereit, die Rollen waren in den Händen der besten Schauspieler, die sie mit Eifer und Begeisterung spielten. Als Tag der ersten Aufführung war eigentlich der 10. Januar bestimmt; dies war aber zufällig der Geburtstag der Gräfin Franziska, bei dessen Feier keine Militärperson, also auch kein Regimentsmedikus fehlen durfte. Man verschob deshalb den Tag auf den 13. Januar. Schiller hatte schon am 25. Dezember in einem Brief an Dalberg in Gedanken an die bevorstehende Aufführung ausgerufen: „Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind. Ich glaube, meine ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen." Jetzt reiste er, da an Urlaub zu solchem Zwecke nicht zu denken war, heimlich hinüber, begleitet von seinem Freunde Petersen. „Aus der ganzen Umgegend," berichtet Streicher, „aus Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, aufführen zu sehen." Trotz der vorgenommenen erheblichen Kürzungen enthielt der Theaterzettel die Weisung: „Wegen der Länge des Stückes wird heute präcise 5 Uhr angefangen." Der Zudrang war so groß, daß diejenigen Schaulustigen, die keinen festen Platz hatten, sich genötigt sahen, ihre Sitze zum Teil schon Mittags um ein Uhr zu suchen, und geduldig warteten, bis endlich der Vorhang aufrollte. Erst wenige Minuten, ehe dies geschah, trat Schiller in die ihm vorbehaltene Loge ein. Außer Dalberg selbst, den Schauspielern und Schwan wußte niemand von seiner Anwesenheit.


August Wilhelm Iffland.

Es müssen für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling Stunden von erhebendem und überwältigendem Eindruck gewesen sein: das Theater, Kopf an Kopf gedrängt, erwartungsvoll lauschend; und nun die Wirkung auf diese Menge, von Scene zu Scene wechselnd und sich steigernd. Kein anderer Künstler kann so die Gewalt, die seine Schöpfung auf eine nach Tausenden zählende Menge ausübt, unmittelbar und hinreißend empfinden, wie der dramatische Dichter. Die Vorstellung, die vier bis fünf Stunden dauerte, war in der That vorzüglich. Schon äußerlich betrachtet, hatte Dalberg an den Kostümen und Dekorationen des wechselreichen Stückes nicht gespart, man berechnete die Kosten der ersten Aufführung auf 100 Dukaten (ungefähr 1000 Mark, für unsere Zeiten freilich ein sehr bescheidener Aufwand); unter den Leistungen der Bühnentechnik hebt Schiller selbst als etwas Neues und bisher auf keiner Bühne Gesehenes hervor, daß „in der mitternächt-

lichen Scene am Turm“ der Mond sich am Himmel wirklich fortbewegte und „nach Maßgabe seines Laufes ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete.“ Vor allem aber thaten die Schauspieler augenscheinlich ihr Bestes: Böck als Karl Moor wurde freilich in seiner äußeren Statur der Rolle nicht ganz gerecht, da er von untersetzter Gestalt war. „Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht,“ sagt Schiller, der ihn sich natürlicherweise so vorstellte, wie er selbst war, aber sein ganzes Spiel, namentlich in den leidenschaftlichen Stellen, war vortrefflich; ebenso waren Beil und Beck als Schweizer und Kosinsky ausgezeichnet. Aber über alle andern ragte Iffland als Franz Moor hinaus, so daß Schiller selbst gestand, daß er seine kühnsten Erwartungen übertroffen habe. „Zermalmend für den Zuschauer,“ erzählt Streicher, „war besonders die Scene, in welcher er seinen Traum von dem jüngsten Gericht erzählte, mit aller Seelenangst die Worte ausrief: „Richtet einer über den Sternen? Nein! Nein!“ und bei den zitternd und nur halblaut gesprochenen in sich gepreßten Worten „Ja! Ja!“ — die Lampe in der Hand, welche sein geisterbleiches Gesicht erleuchtete — zusammensank.“ Der Beifall, der sich in den ersten Akten noch in Schranken gehalten hatte, schwoll in der zweiten Hälfte des Stückes immer gewaltiger an und wuchs in der Turmscene zum brausenden Donner empor. Am lautesten brach der Beifallssturm am Schlusse los, und der Dichter konnte sich in dem jauchzenden Rufen der Menge der mächtigen Wirkung seines Talentes bewußt werden.



Ifflanddenkmal im Kgl. Schauspielhause zu Berlin.

Nach dem Schluß der Vorstellung blieb Schiller den Abend mit den Schauspielern in froher und gehobener Stimmung und angeregtester Geselligkeit zusammen. Am andern Tage reiste er wieder heim, voll von den Erinnerungen und Eindrücken des Tages. „Beobachtet habe ich sehr vieles,“ schreibt er nach seiner Rückkehr am 17. Januar an Dalberg, „sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Teutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Zur Vergleichung mit der heutigen Zeit, wo ein Stück von so durchschlagendem Erfolg wochen- oder monatelang täglich aufgeführt werden würde, sei hier hinzugefügt, daß die nächste Darstellung der Räuber am 29. Januar stattfand, und daß alsdann das Stück im Laufe des ganzen Jahres noch dreimal über die Bretter ging. Natürlich, die paar Mannheimer hatten es bald alle gesehen, und auf Zuzug von fernher konnte man nicht immer rechnen. Unsere heutige Sitte oder Unsitte ist eben nur in einer Millionenstadt möglich.

So war unser Dichter nun ein berühmter Mann geworden; aber jener „allgewaltige



Christian Daniel Schubart.

Mammon,“ den er so gern unter sein Dach gebannt hätte, war auch jetzt noch nicht bei ihm eingekehrt. Der Verkauf der Räuber im Selbstverlage brachte nicht allzuviel ein, und als 1782 eine „Zwote Auflage“ von dem Mannheimer Buchhändler Löffler übernommen wurde, bemächtigte sich sofort der Nachdruck des Stückes, gegen den es nach der schlimmen Sitte der Zeit schlechterdings keinen Schutz gab. Schiller hatte bald nach seiner Entlassung aus der Akademie seine Wohnung in Stuttgart am „Kleinen Graben“ (jetzt Eberhardstraße) genommen, in einem Hause, das dem Professor Balthasar Haug gehörte, wo er von der Hauptmannswitwe Luise Vischer ein paar Zimmer abmietete.

Von der Einfachheit seines Lebens mit den guten Freunden und von der dürftigen Einrichtung der Wohnung im Gegensatz zu dem wachsenden Ruhm seines Namens giebt sein Freund Scharffenstein eine launige Schilderung: „Wir waren arm,“ sagt er, „und hatten meistens gemeinschaftlich frugale, aber durch jugendlich gute Laune gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser. So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am litterarischen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige Reisende, Belesprits, in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich; denn man befand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. dergl. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dergl. untereinander. Eine schüchterne, stillschweigende Revüe dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.“

Zu den Bekanntschaften, die ihm die Räuber einbrachten, gehörte auch die mit Christian Schubart. Dieser unglückliche Dichter hatte sich den Zorn des Herzogs Karl bekanntlich vornehmlich durch das beißende Epigramm zugezogen:

„Als Dionys von Syrakus
Aufhören mußt'
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.“

Er war von der Rache der Despotenwillkür in der empörendsten Form betroffen worden und schmachtete seit 1777 auf dem Hohenasperg, unter dem Kommando jenes Obersten Rieger (jetzt General genannt), der einst selbst die Hand des Tyrannen so schwer empfunden hatte. Dieser behandelte ihn nach Laune auch manchmal gelinder, und da er mit Schiller in freundlicher Beziehung stand und sein Taufpate war, so vermittelte er, wie Hoven in seiner Biographie erzählt, im November 1781 einen Besuch des jungen Dichters bei Schubart. Dieser empfing den Verfasser der Räuber mit Begeisterung und umarmte ihn mit Freudenthränen. „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß' ihn!“ so schrieb Schubart im Sommer 1782 an seine Gattin.

Neben dem Drama war aber Schillers lyrische Dichtung keineswegs verstummt: Die „Anthologie auf das Jahr 1782“ ist eine Sammlung von über achtzig Gedichten, die der Mehrzahl nach von ihm selbst herrühren. Das Erscheinen gerade in dieser Zeit hatte noch eine besondere Ursache: Gotthold Stäudlin, ein junger Stuttgarter Dichter, ein Jahr älter als Schiller, hatte im September 1781 einen „Schwäbischen Musenalmanach“ auf das Jahr 1782 herausgegeben, worin er gewissermaßen als „Heerführer der schwäbischen Musen“ auftrat. Der selbstgefällige Ton dieses Dichters, sowie der etwas schwächliche Geist, der dort herrschte, verdroß Schiller, und unmöglich konnte er Stäudlin als den berufenen Vertreter der schwäbischen lyrischen Dichtung gelten lassen. So veröffentlichte er denn seine Sammlung „weniger,“ wie Scharffenstein sagt, „um mit ihm

zu rivalisieren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen." Die Anthologie erschien, wie die Räuber, ohne Namen, und das Versteckspielen wurde noch weiter getrieben, indem als Ort des Drucks und der Vorrede scherzhafterweise „Tobolsko" angegeben und unter den 83 Gedichten nicht weniger als 24 verschiedene Chiffern als Bezeichnung der Verfasser gesetzt wurden. Das sollte den Eindruck einer großer Menge von Mitarbeitern machen. Es rührte aber nur eine kleine Minderzahl der Gedichte von einigen wenigen guten Freunden her (Hoven, Petersen, Haug). „Denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog." Auch diese Gedichte sind zum Teil gewaltige Zeugen seiner mächtig schaffenden Dichterkraft, und in manchen von ihnen tobt derselbe Sturm und Drang wie in den Räubern. Es tritt aber das Unreife, das noch starke Ringen nach Gestaltung in ihnen weit mehr hervor und sie können sich in ihrer Gesamtheit weder an Bedeutung noch an Wirkung aufs Publikum mit dem dramatischen Erstlingswerke des Dichters messen.

Zu den hervorragendsten Gedichten der Anthologie gehören die an „Laura" gerichteten Oden. Es ist nach allen Zeugnissen kein Zweifel, daß die vorhin erwähnte Hauptmännin Vischer, bei der Schiller wohnte, die Gefeierte dieser glühenden und phantastischen Dichtungen ist. Genaueres über das Verhältnis ist nicht bekannt. Die „Vischerin" war damals dreißig Jahre alt, sie wird als nicht schön und nicht eben geistvoll geschildert; Scharffenstein sagt, sie sei „nichts weniger als eine Laura" gewesen, doch habe sie „etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes" gehabt. Daß sie noch 1784 von einem erheblich jüngeren Mann (einem Baron von Braun) „entführt" wurde, spricht jedenfalls für eine gewisse Anziehungskraft ihrer Persönlichkeit. Uebrigens stand sie mit der ehrbaren Familie Schiller und mit andern Stuttgarter Frauen in freundschaftlichem Umgang. Gewiß that die Phantasie des jugendlichen Dichters viel dazu, dem weiblicher Umgang bis dahin ganz fremd gewesen war. „In Ermangelung jedes andern weiblichen Wesens wurde sie Laura." (Scharffenstein.) Das Eigentümliche dieser Oden liegt in der Vereinigung heißer sinnlicher Liebesglut mit weltumspannendem Gedankenflug. „Ein übermächtiger Ideenstrom," sagt Weltrich treffend, „wird in das Bett einer Herzensempfindung gelenkt," und „die Ausbrüche der Leidenschaft werden von Träumen im Unsinnlichen überflutet." Die bedeutendsten sind „Das Geheimnis der Reminiszenz" und vor allen die „Melancholie an Laura," ein Gedicht von wirklich tiefem Ideengehalt und auch im Ausdruck oft von hinreißender Größe.

Aber auch unter den andern Gedichten der Anthologie sind einzelne, die uns durch bewunderungswürdigen Flug der Gedanken den dereinstigen Meister der Ideendichtung ahnen lassen. So macht er in der „Größe der Welt" den überkühnen Versuch, das schlechthin Unvorstellbare, die räumliche Unendlichkeit der Welt, zu veranschaulichen, nicht durch Gedankenentwicklung, sondern, echt dichterisch, durch lebendige Vorführung, die sogar eines gewissen dramatischen Reizes nicht entbehrt, ein mächtiges Bild von hohem Schwung, wenn auch freilich das Unternehmen selbst unmöglich ist, so daß die „kühne Seglerin Phantasie" schließlich ein „mutloses Anker werfen" muß. Noch tiefer geht die philosophische Spekulation des jugendlichen Dichters, wenn er in dem Gedicht „Die Freundschaft" die Einheit der materiellen und geistigen Welt ausspricht (ein Gedanke, den er schon in seiner Dissertation gestreift hatte): „Geisterreich und Körperwelt-Gewühle wälzet eines Rades Schwung zum Ziele." Diese allgegenwärtige Trieb- und Anziehungskraft

heißt ihm Liebe, und er führt in schwungvoller Darstellung aus, daß Gott selbst, zu dem, als dem Urquell des Lebens, alle Wesen hinstreben, auch seinerseits dieser Sympathie teilhaft ist (wie die Sonne die kreisenden Planeten nicht bloß anzieht, sondern auch von ihnen angezogen wird); freilich kann er in keinem einzelnen Wesen seines Gleichen erblicken, aber die Gesamtheit der Seelen giebt ihm ein Abbild seiner Unendlichkeit:

„Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit,"

Worte, die bekanntlich Hegel als Motto auf die „Phänomenologie des Geistes" gesetzt hat.

Auch Anfänge einer objektiven Dichtung finden sich in der Sammlung, allerdings eigentlich nur in einem Gedicht, das aber vom künstlerischen Standpunkt vielleicht das vollendetste von allen sein dürfte: „Die Schlacht," zugleich wieder ein Beispiel, wie bei Schiller in jeder Dichtgattung, die er ergreift, unwillkürlich und unwiderstehlich der Dramatiker durchbricht. Mit erstaunlicher dramatischer Kraft werden wir mitten in die Gegenwart des geschilderten Vorgangs versetzt und machen die wechselnden Empfindungen, Bangen, Erwartung, Schmerz und Siegesjubel lebendig und ergreifend mit.

Neben diesen Dichtungen von bleibendem Wert steht aber freilich ein erhebliches Mehr von minderwertigen Erzeugnissen, die eben nur noch von historischer Bedeutung für Schillers Entwickelung sind. Die Gedanken zeugen oft noch von großer Unreife, der Ausdruck ist vielfach übertrieben und schwülstig, Derbheiten und Geschmacklosigkeiten aller Art sind nicht selten, und manches ist sogar, im Ernst wie im Scherz, recht unbedeutend.

---

6. Der Bruch.

„Gute Nacht, Herrendienst!"
Kabale und Liebe.

Der ungeheure Erfolg der Räuber hatte dem Dichter seinen Beruf zum Dramatiker gewiß gemacht, und schon hatte er einen neuen Stoff in der Geschichte der Verschwörung des Fiesko zu Genua gefunden, mit dessen Gestaltung und Ausarbeitung er eifrig beschäftigt war. Aber jetzt trat in seinem äußeren Leben eine gewaltsame Aenderung ein. Unmöglich konnten Dichtungen wie die seinigen den Beifall eines Fürsten wie Karl Eugen finden. Anfangs zwar zeigte er keine Verletzung, sondern es schien, als ob der Stolz, daß auch ein dichterisches Genie aus seiner Anstalt hervorgegangen sei, die Oberhand behalte. Aber ein äußerer Umstand reizte seinen Unwillen gegen den Dichter, der, wie es scheint, schon vor dem Austritt aus der Akademie die frühere entschiedene Gunst des Herzogs durch irgend etwas verscherzt hatte. Gegen Ende Mai 1782, als der Herzog gerade abwesend war, wagte es Schiller zum zweitenmale, wieder ohne Urlaub zu haben, nach Mannheim hinüberzufahren, um einer Wiederholung der Räuber beizuwohnen; mit ihm fuhren zwei ihm befreundete Stuttgarter Frauen, nämlich die Frau Vischerin und Henriette von Wolzogen, die Mutter seines akademischen Freundes Wilhelm von Wolzogen, mit deren Familie sein späteres Leben sich so vielfach berühren sollte. Abermals empfand er die gehobene Stimmung, in die ihn die Aufführung und das auszeichnende Entgegen-

kommen der Schauspieler und Dalbergs selbst versetzte, und die Hoffnung, diesem Kreise ganz anzugehören, stieg immer aufs Neue als ein leuchtendes Zukunftsbild in ihm auf.

Aber desto bitterer war die Ernüchterung nach seiner Rückkehr. Der Gegensatz war zu groß: dort hatte er eine so glänzende Aufnahme erfahren, hier fühlte er, daß er kaum beachtet werde und nur unter Druck und Verboten lebe. Dazu kam noch ein heftiges Fieber („russische Grippe oder Influenza," wie Streicher es nennt), das ihn ergriff und seine Stimmung noch mehr niederdrückte. „Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß," schreibt er an Dalberg, „seit meiner Hierherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, Euer Excellenz für so viel Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeugen. Und doch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim schon so weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft werden." Er erinnert dann Dalberg daran, daß er ihm Hoffnung gemacht habe, ihn auf die Dauer nach Mannheim zu ziehen. „Ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch besiegelte, ewig fühlen." Ja, in der kühnen Annahme, jener werde sich beim Herzog für ihn brieflich verwenden, giebt er ihm gleich die „Ideen" an, die geeignet seien, Karls Nachgiebigkeit zu erreichen: Eure Excellenz müßten „einfließen" lassen, „daß Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der passe par tout beim Herzog." Auch müsse sein Aufenthalt beim Nationaltheater zu Mannheim zunächst nur auf eine Zeit festgesetzt werden: „so sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich und fällt so hart nicht auf." Man sieht, mit welchem Scharfblick der bedrängte Dichter den Charakter seines Herzogs durchschaut. Aber sein jugendlich idealer Sinn überschätzte das Interesse Dalbergs, der gar nicht gesonnen war, einen entschiedenen Schritt zu thun, und umso zurückhaltender wurde, je mehr er empfand, daß Schiller ihn beim Worte nahm. Er antwortete ausweichend, und auf einen zweiten Brief gar nicht.

Immer unbehaglicher wurde es für Schiller in Stuttgart. Seine Reisebegleiterinnen hatten dem Trieb nicht widerstehen können, hier und da von ihrer gemeinschaftlichen Fahrt und der Vorstellung der Räuber zu erzählen, und so drang das Gerede zum Ohr des Herzogs. Dieser, höchlich aufgebracht über die willkürliche mehrtägige Entfernung, ließ Schiller zu sich kommen, gab ihm einen strengen Verweis, untersagte ihm jeden Verkehr mit dem „Auslande" und schickte ihn sofort nach der Hauptwache mit dem Befehl, dort seinen Degen abzugeben und einen vierzehntägigen Arrest anzutreten. Man kann sich seine bittere Stimmung denken. Karoline von Wolzogen berichtet, in diesem Arrest sei in seinem grollenden Herzen der Plan zu einem Stücke aufgestiegen, in dem er mit den Zuständen in Würtemberg und mit dem Herzog selbst ins Gericht gehen wollte, es war die erste Idee von „Kabale und Liebe," die sich ihm hier zwischen den erst halb vollendeten Fiesko drängte.

Aber der Unwille des Herzogs wurde noch durch einen Zufall gesteigert: eine Stelle in den Räubern, in der Spiegelberg Graubünden in der Schweiz als die hohe Schule der Spitz-

buben bezeichnet, hatte dort großen Verdruß, ja eine scharfe Zurückweisung des „Komödienschreibers“ in einem öffentlichen Blatte veranlaßt. Der Herzog, dem dies zugetragen wurde, war überaus ungehalten; er ließ Schiller zu sich kommen, es wird im August 1782 gewesen sein, schalt ihn aufs derbste und soll nach Petersens Bericht mit den Worten geschlossen haben: „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt Er keine Komödien mehr!“ Noch einmal wandte sich der Dichter in einem ehrerbietigen Briefe vom 1. September 1782 an den Herzog und bat um Aufhebung des Verbots. Er stellte ihm vor, daß er ohne die Einnahmen von seiner Schriftstellerei nicht imstande sei, sich wissenschaftlich weiter zu bilden, denn diese Schriften „haben mir bishero zu der mir von Eurer Herzogl: Durchlaucht gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung noch eine Zulage von fünfhundert und fünfzig Gulden verschafft.“ Er fügt hinzu: „Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche von ganz Deutschland aufgenommen wurden, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz sein zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt.“ Aber die Annahme des Briefes wurde verweigert und dem vorgesetzten General der Befehl erteilt, den Dichter, sobald er sich wieder um die Erlaubnis eines Briefes melden würde, in Arrest nehmen zu lassen. So war denn Schiller ausgesprochenermaßen in Ungnade, und von der Ungnade dieses Fürsten ließ sich, wenn man auch nur an das Schicksal des unglücklichen Schubart dachte, das Schlimmste befürchten.

Diesem drohenden Unheil zu entgehen, gab es nur ein Mittel: Flucht, schleunige Flucht vor dem Arme des Uebermächtigen. Dieser Gedanke reifte jetzt unaufhaltsam in Schillers Seele. „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland,“ sagte er zwei Jahre später in der Ankündigung der Thalia, und so war es in der That. Nicht die Entdeckung der heimlichen Reise ohne Urlaub, nicht die kindische Angeberei wegen des beleidigten Graubündener Selbstgefühls gaben den Ausschlag; sondern der Gegensatz der Geister zwischen dem Dichter der Freiheit und dem starren Despoten war zu hart, ihre ganze Weltanschauung zu himmelweit verschieden, als daß Schiller hier hätte gedeihen können. Wir stehen an dem folgenschwersten Wendepunkt in seinem Leben; drückend und ängstigend lag dies Bewußtsein auf ihm. Mochte er an die Eltern denken, die er zurückließ, und die möglicherweise der Rache des Herzogs ausgesetzt blieben, oder an die eigene Zukunft, die völlig verhüllt vor dem heimatlosen Flüchtling lag, er mußte die furchtbare Verantwortung eines solchen Schrittes fühlen, der einmal gethan, nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte. Aber auf der anderen Seite stand eine gebieterische, eine unabweisbare Forderung: Selbsterhaltung, denn um nichts Geringeres handelte es sich. Der Genius, der in ihm lebte, dessen Drängen er täglich mächtiger spürte, mußte auf diesem Boden verkümmern oder seinem Besitzer den Untergang bereiten. Dieser Trieb sprengt alle Fesseln und schlägt jedes Bedenken nieder. Beseelt von dem felsenfesten Vertrauen auf seine Zukunft, das der Mut der Jugend und das Gefühl unerschöpflicher Geisteskraft ihm eingab, wagte der zweiundzwanzigjährige Jüngling männlich und kühn den Schritt, der sein ganzes folgendes Leben bestimmte. Sein Entweichen aus Stuttgart war, wie es im Vorwort zu Streichers Buch heißt, „ganz gleich der Flucht seines Pegasus, der mit der Kraft der Verzweiflung das Joch bricht, um ungehemmten Fluges himmelan zu

steigen," und er konnte mit jenem streitbaren Ritter im sechszehnten Jahrhundert sprechen: Ich hab's gewagt.

Aber zu solchem Unternehmen brauchte er einen Gefährten, einen treuen, zuverlässigen Freund; und auch der war schon gefunden. Es war ein junger Musikus, Andreas Streicher, der einzige Sohn einer in Stuttgart lebenden Witwe, zwei Jahre jünger als Schiller, der sich ihm seit einiger Zeit aufs herzlichste angeschlossen hatte, und der ihm in den nun folgenden schwersten Zeiten seines Lebens ein Freund von seltener Treue und rührender Anhänglichkeit gewesen ist. Er ist später nach Hamburg und dann nach Wien gegangen, wo er viele Jahre als Besitzer eines Pianofortegeschäfts gelebt hat und 1833 gestorben ist. Seine Erlebnisse mit Schiller hat er in einem besonderen Büchlein beschrieben („Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785"), an dem er bis zu seinem Tode mit liebevollster Sorgfalt gearbeitet und gefeilt hat. Er hatte Schiller 1780 bei einer lateinischen Disputation in der Akademie zuerst gesehen, und die Persönlichkeit hatte, ohne daß er den Namen kannte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Als er dann einige Monate darauf einen Freund ersuchte, ihn mit dem Verfasser der inzwischen erschienenen Räuber bekannt zu machen, hatte er die Ueberraschung, denselben Jüngling, der ihn damals so angezogen hatte, wieder zu erkennen. Er hatte sich unter dem Dichter der Räuber einen „heftigen jungen Mann" gedacht, der „alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse," und wurde nun durch das „seelenvollste und anspruchsloseste Gesicht," sowie durch die „einnehmendste Bescheidenheit" überrascht und erfreut. Und wie tritt trotzdem in seinem schlichten Bericht die Ueberlegenheit des Genius hervor, wenn Streicher erzählt, Schillers „Ansichten über alles seien ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich" gewesen, und hinzufügt: „Man mußte seinem Maßstabe beistimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und manches, was als gewöhnlich beurteilt war, nun bedeutend wurde."



Andreas Streicher.

Diese treue Seele wollte auch auf der Flucht Schillers Begleiter sein. Doch wünschte Schiller, ehe er zur Ausführung schritt, seinen Fiesko wenigstens der Hauptsache nach fertig zu haben, damit er in Mannheim vor Dalberg nicht mit leeren Händen erscheine. Dieser Arbeit widmete er sich also jetzt mit Anspannung aller Kräfte. „Welch ein Vergnügen war es während dieser Beschäftigung für ihn," berichtet Streicher,

der täglich mit ihm zusammen war, „seinem jungen Freunde einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sei, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben."

Als Zeitpunkt für die geplante Flucht schien die zweite Hälfte des Septembers am geeignetsten. Schon seit der Mitte August war ganz Stuttgart mit den eifrigsten Vorbereitungen zum feierlichen Empfang des Großfürsten von Rußland und seiner Gemahlin beschäftigt. Diese erlauchten Gäste des Herzogs trafen um die Mitte des Monats ein und wurden mit unerhörtem Aufwande von Festlichkeiten, Jagden, Ausfahrten und Schaustellungen aller Art empfangen. Streicher erzählt z. B., es seien gegen sechstausend Hirsche zusammengetrieben worden, und „um das Vergnügen der Jagd zu erhöhen, waren die edlen Tiere bestimmt, eine steile Anhöhe hinauf gejagt und gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie aus einem eigens dazu erbauten Lusthause nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten." Während dieser geräuschvollen Tage, wo die Aufmerksamkeit des Herzogs völlig abgelenkt war, schien der gewagte Plan am ersten ausführbar, und so setzten die Freunde den Abend des 22. Septembers dazu fest. Streicher sollte eigentlich im Frühjahr 1783 nach Hamburg gehen, um dort bei dem berühmten Emanuel Bach Musik zu studieren; er wußte aber seine Mutter zu überreden, daß er diese Reise schon jetzt antreten dürfe.

Aber ein schwerer innerer Kampf stand dem Flüchtling noch bevor, die Abschiedsstunde im Elternhause. Konnte es doch leicht ein Abschied für immer sein. Dem Vater war alles aufs Sorgfältigste verheimlicht worden, er sollte im Notfalle als Offizier auf sein Ehrenwort versichern können, daß er von der Flucht und vom Aufenthalt seines Sohnes nichts wisse. Dagegen der Mutter und Schwester hatte er sein Herz eröffnet, und sie hatten sich, wenn auch mit Schmerzen und Thränen, darein gefunden; Christophine war tapfer genug, die Gründe des Bruders voll anzuerkennen und jeden Versuch einer Abmahnung zu unterlassen.

Wenige Tage vor der Entscheidung ging Schiller mit Streicher und einer Freundin der Familie, der Frau des Mannheimer Theater-Regisseurs Meier, die zu den Festlichkeiten herübergekommen war, auf die Solitüde zu den Eltern. Streicher erzählt, die Mutter habe ihre Unruhe nicht bemeistern können; glücklicherweise sei bald der Vater eingetreten, der durch Aufzählung der bevorstehenden Festlichkeiten auf der Solitüde die Gesellschaft so unterhalten habe, daß Mutter und Sohn sich unbemerkt entfernen konnten. „Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber ohne die Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können? Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Notwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer zu verlieren." Auch den Gesichtszügen des Sohnes sah man an, wie schmerzhaft das Lebewohl gewesen sein mußte.

Am 22. September ging der Regimentsmedikus zum letztenmale auf sein Lazarett. Er kehrte von dort früh um acht Uhr zurück, und um zehn Uhr sollte alles bereit gelegt sein, was noch einzupacken war. Aber als Streicher pünktlich um diese Zeit erschien,

fand er nichts vorbereitet, den Freund vielmehr in die Oden Klopstocks vertieft, die ihm beim Zusammensuchen seiner Bücher in die Hände gefallen waren, unter denen eine „ihn so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete." Streicher mußte, er mochte dagegenreden was er wollte, zuerst Klopstocks Ode und dann das Gegenstück anhören und gab dem letzteren in jeder Hinsicht entschieden den Vorzug! „Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte." Endlich wurde aber doch alles fertig, am Abend um neun Uhr kam Schiller zu Streicher und brachte noch ein paar alte Pistolen mit. Die eine, gesteht der getreue Freund drollig, hatte keinen Feuerstein, die andere ein zerbrochenes Schloß, und „daß beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst."

Der Wagen wurde mit den beiden Koffern und Streichers kleinem Klavier bepackt; dann nahm Streicher von seiner „guten frommen Mutter" schmerzlichen Abschied, und um zehn Uhr nachts stiegen sie ein, natürlich in Civilkleidern. Der Weg wurde zum Eßlinger Thore hinausgenommen, weil dies das dunkelste war, und weil dort „einer der bewährtesten Freunde Schillers" (jedenfalls Scharffenstein) als Leutnant die Wache hatte. Daß nicht etwa Schillers Regiment gerade auf Wache war, wußten sie, so daß sie Soldaten trafen, die den Regimentsmedikus nicht so genau kannten, wie seine eigenen Grenadiere. Am Thor rief die Schildwache: „Halt!" — Ein Unteroffizier trat an den Wagen: „Wer sind die Herren? Wo wollen Sie hin?" Streicher gab die Namen als Doktor Ritter und Doktor Wolf an, beide nach Eßlingen reisend. Das Thor wurde geöffnet, und der Wagen rollte auf die dunkle Landstraße hinaus. Sie mußten ein gut Stück um die Stadt herumfahren, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen. „Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitüde kam, zeigte das Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: Meine Mutter!"





Zweites Buch.

Wanderjahre 1782—1787.

1. Heimatlos.

„Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland."
Ankündigung der Thalia.

So fuhr unser Dichter hinaus in die fremde Welt. Heimat und Familie und alle äußeren Lebensbedingungen gab er auf, um der inneren Stimme seines Genius treu bleiben zu können. Einer dunkeln Zukunft ging er entgegen, und wenn auch der ideale Mut und die selbstgewisse Hoffnung niemals aus seinem Herzen wichen, so verflossen doch schwerbedrängte Jahre mit harten Kämpfen und bitteren Erfahrungen aller Art, bis es ihm endlich gelang, das Ziel zu erreichen und den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen.

Als die beiden Flüchtlinge am andern Tage die Grenze Würtembergs erreicht und das kurpfälzische Gebiet betreten hatten, schickten sie ihren Stuttgarter Wagen zurück und fuhren mit der Post bis Schwetzingen. Hier mußten sie, da in der Festung Mannheim die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, übernachten, was ihnen nach zwei unruhigen Tagen und einer schlaflosen Nacht recht behaglich war. Am folgenden Morgen suchten sie „das Beste, was die Koffer faßten, heraus," um, wie der treuherzige Streicher eingesteht, „durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig Aussehenden fast immer versagt wird." Dann fuhren sie die zwei Stündchen nach Mannheim hinüber, wo sie gegen Mittag anlangten.

Aber gleich anfangs erwarteten ihn hier manche Enttäuschungen. Sein kühner Schritt erregte vielfach Bedenken und Erstaunen. Die Reisenden besuchten zunächst den Theaterregisseur Meier, dessen Frau jüngst Schillers letztem Zusammensein mit seinen Eltern beigewohnt hatte. Dieser, der ihm sehr freundschaftlich zugethan war, konnte doch sein Befremden nicht verhehlen, ihn plötzlich als Flüchtling vor sich zu sehen. Er bestärkte ihn in dem Vorhaben, sofort ein Schreiben an den Herzog zu richten, um womöglich noch eine Versöhnung herbeizuführen. Schiller that dies und wiederholte das meiste, was er schon in jenem vom Herzog abgewiesenen Gesuche ausgeführt hatte: Er bat um Aufhebung des Verbots der Schriftstellerei, entschuldigte seine Flucht damit, daß der Herzog ihm bei Strafe des Arrestes verboten habe, ihm seine Lage schriftlich vorzustellen, und hob abermals hervor, daß die durch seine Schriften gewonnene Einnahme für seine Gelehrtenbedürfnisse notwendig sei. „Zu gleicher Zeit," fährt er fort, „glaubte ich es meinen Talenten, dem Fürsten, der sie erweckte und bildete, und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich mir Ehre erwerben und die Mühe meines gnädigsten Erziehers in etwas belohnen könnte." Er bittet daher,

der Herzog wolle ihm gnädigst gestatten zurückzukommen, „mit der Erlaubnis Schriftsteller sein zu dürfen, einigemal mit dem Zuschuß, den ihm das Schreiben verschaffe, Reisen zu thun, wodurch er die große Welt und Gelehrte kennen lernen könne, und sich civil zu tragen, was ihm die Ausübung des ärztlichen Berufes sehr erleichtern würde." Er schließt „in tiefster Submission und aller Empfindung eines Sohnes gegen den zürnenden Vater."

Dieses Schreiben sandte er an seinen Regimentschef, den General Augé, mit der Bitte, es dem Herzog vorzulegen und seinen Inhalt zu befürworten. Es verstrichen nun zwei erwartungsvolle Tage, bis die Antwort kam, und man erfuhr inzwischen von der zurückgekehrten „Madame Meier," welches Aufsehen Schillers Verschwinden in Stuttgart gemacht habe: jedermann spreche davon und man vermute allgemein, daß man ihm nachsetzen oder seine Auslieferung verlangen würde. Endlich traf die Antwort Augés ein: Er habe den Wünschen Schillers entsprochen und das Schreiben nicht nur vorgelegt, sondern auch durch sein Fürwort unterstützt; er habe daher den Auftrag, ihn wissen zu lassen, daß „da Seine Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle."

Es war klar, daß hiermit keine Spur einer Sicherheit oder Gewähr geboten war. Hätte Schiller sich durch den scheinbar wohlwollenden Tonfall dieser Antwort verleiten lassen, ohne Zweifel hätte die Tigerkralle zugegriffen, und der Hohenasperg war sein sicheres Los. Es wird ihm schwerlich unbekannt geblieben sein, wie es bei Schubarts Gefangensetzung zugegangen war: mit wahrhaft niederträchtiger Tücke hatte ihn der Herzog aus der freien Reichsstadt Ulm, wo er keine Gewalt über ihn hatte, durch ein feiles Werkzeug seiner Tyrannei auf würtembergisches Gebiet locken lassen (unter dem Vorgeben, daß dort ein Verehrer auf ihn warte) und ihn alsdann ohne Verhör, ohne Richterspruch, ohne Angabe seines Vergehens zehn Jahre lang festgehalten, zum Teil in empörend unmenschlicher Behandlung. Dies Schreckbild wird wohl dem Dichter der Räuber vor die Seele getreten sein, und so war der Versuch einer Ausgleichung als endgiltig gescheitert anzusehen.

Nun setzte Schiller seine ganze Hoffnung auf den Fiesko, den er fast völlig vollendet mitgebracht hatte. Dalberg selbst war freilich nicht anwesend, er gehörte zu den unzähligen vornehmen Gästen und Fürstlichkeiten, die Karls Einladung nach Stuttgart gefolgt waren, und Schiller hatte ihn dort sogar flüchtig gesprochen. Aber einer größeren Versammlung von Schauspielern, darunter Meier, Iffland, Beil sollte der Dichter das neue Stück vorlesen, und er freute sich schon im voraus auf den Eindruck. Sie kamen in Meiers Wohnung gegen vier Uhr nachmittags zusammen, und alle „konnten nicht genug Worte finden, um ihre tiefe Verehrung für den Dichter und ihre hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkte eines so erhabenen Geistes hätten." Schiller schickte einige kurze Bemerkungen über die Geschichte und die vorkommenden Personen voraus und begann die Vorlesung. Aber wie sahen sich die beiden Freunde enttäuscht. Der erste Akt wurde ohne das geringste Zeichen des Beifalls angehört, und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte, während die übrigen sich von der Geschichte Fieskos oder von Tagesneuigkeiten unterhielten. Dem zweiten Akte ging es nicht besser, alles stand auf, man nahm Erfrischungen, die herumgereicht wurden, niemand sprach von dem Stück, ein Schauspieler schlug vor, ein Bolzenschießen zu veranstalten, und plötzlich hatte sich die ganze Gesellschaft verlaufen. Meier zog den ganz verblüfften Streicher beiseite und fragte ihn, ob er ganz gewiß wisse, daß es Schiller sei, der die

Räuber geschrieben habe; denn unmöglich könne der Verfasser jenes Stückes etwas so Elendes wie diesen Fiesko gedichtet haben. Dem treuen Streicher versagte fast die Sprache über dies Urteil, die Abendstunden wurden von den Anwesenden (Iffland war geblieben) mit größter Verlegenheit zugebracht; von Fiesko erwähnte niemand mehr eine Silbe. Als sich die Freunde dann entfernten, bat Meier, ihm das Manuskript über Nacht dazulassen, da er doch den Schluß des Stückes kennen lernen wolle.

Tief verstimmt kamen sie in ihre nahgelegene Wohnung, und Schillers Unmut machte sich Luft in lauten Klagen über den Neid und Unverstand der Schauspieler. Ernstlich sprach er den Vorsatz aus, wenn sein Trauerspiel nicht angenommen werde, selbst Schauspieler zu werden, da doch eigentlich niemand so deklamieren könne, wie er. So wenig ahnte er die Ursache seines Mißerfolges. Denn als am andern Morgen Streicher voll banger Erwartung zu Meier kam, ward dieser seiner kaum ansichtig, als er ihm mit den Worten entgegeneilte: „Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesko ist ein Meisterstück und weit besser bearbeitet als die Räuber! Aber wissen Sie auch was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her, ob es heißt: er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, und da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.“ Streicher war von dem plötzlichen Wechsel so übermannt, daß er ohne ein Wort zu erwidern eiligst davonrannte und seinem Freunde die Freudenbotschaft überbrachte; freilich hatte er aber die gutherzige Schwachheit, ihm den Grund, seinen abscheulichen Vortrag, zu verschweigen, „um sein ohnehin krankes Gemüt nicht zu reizen.“

So war denn also eine Aussicht vorhanden; aber freilich auch nicht mehr. Die Entscheidung lag natürlich bei dem Intendanten, und der war noch immer abwesend. Schiller hielt es daher in Uebereinstimmung mit seinen Freunden für geraten, sich auf einige Zeit von Mannheim zu entfernen, da in Abwesenheit Dalbergs doch für ihn nichts zu thun war und die Möglichkeit, daß der Herzog ihm nachforschen ließe oder gar seine Auslieferung verlangte, immer noch nicht ausgeschlossen schien. War er auch nicht im eigentlichen Sinne Soldat (dann wäre sein Entweichen Desertion gewesen), so konnte er doch, da er Uniform getragen, immerhin zum Militärstande gerechnet werden. Nach einigen Wochen, meinte man, werde solche Gefahr wohl als geschwunden betrachtet werden können.

Als Zielpunkt wurde Frankfurt gewählt. Streicher war auch jetzt sein treuer Begleiter, und so machten sich die beiden „nach herzlichem Abschied von Herrn und Madame Meier“ am Nachmittag des 29. Septembers auf den Weg. Die Reise mußte ganz zu Fuß zurückgelegt werden, da es mit der Barschaft der Freunde äußerst schwach aussah: Schiller hatte 23, Streicher 28 Gulden in der Tasche gehabt, als sie Stuttgart verließen. Sie übernachteten in einem Dorfe und wanderten am andern Tage durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergstraße nach Darmstadt, wo sie nach zwölfstündigem Marsch höchst erschöpft eintrafen und in einem zweifelhaften Gasthause nur sehr unvollkommene Nachtruhe fanden.

„Es war ein sehr schöner und heiterer Morgen,“ erzählt Streicher weiter, „als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen suchten.“ Der Weg

nach Frankfurt betrug noch sechs Stunden. Schiller war äußerst ermattet und mußte mehrmals rasten; mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, bis er endlich am Nachmittag, als ihr Weg sie durch ein hübsches Wäldchen führte, erklärte, er könne nicht weiter und wolle versuchen, ob er sich nicht nach einigen Stunden der Ruhe so weit erhole, um das Ziel noch erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, „ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war." Wie blickt man in das Herz dieses goldtreuen Menschen, wenn er hinzufügt: „In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht, während der Kranke schlief, kann nur derjenige fühlen, der die Freundschaft nicht nur durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche Mitleiden und Mittragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Teilnahme um so größer sein, als sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüt, den höchsten Adel der Seele kund gab und all das Erhabene und Schöne schon im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten, düstern Zügen ließ sich noch der stolze Mut wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verriet, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftigte."

So gingen zwei Stunden stumm dahin, und die Sonne neigte sich, als Schiller erwachte. Er fühlte sich ein wenig gestärkt, und als sie bald darauf von Begegnenden hörten, daß sie nur noch ein Stündchen von Frankfurt entfernt seien, belebte sich ihr Mut noch mehr, und sie betraten noch vor der Dämmerung die altertümliche Stadt, wo sie in Sachsenhausen, der Mainbrücke gegenüber Wohnung nahmen.

Nachdem ein erquickender Schlaf ihn gestärkt hatte, hielt er es für das Dringendste, sich brieflich an Dalberg zu wenden und ihm seine Lage offen vorzustellen. Der Entschluß dazu wurde ihm nicht leicht, denn er mußte ihn mit einer Bitte angehen, mit einer Bitte um Geld. Streicher, der alle Bedrängnisse und Kämpfe seines Freundes in diesen trüben Tagen mitempfand, sagt, ehe er Schillers Worte mitteilt: „Man überschlage den Brief nicht; denn er wurde mit gepreßtem Gemüt und nicht mit trockenen Augen geschrieben." Was Schiller am meisten quälte, war der Gedanke an seine Schulden in Stuttgart und an die Mißhelligkeiten, die daraus möglicherweise seinen dortigen Freunden oder seiner Familie erwachsen könnten. Darum stellte der Flüchtling dem Freiherrn vor, wie er mit der Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, nach Mannheim gekommen sei und nun die Stadt ohne Aussicht verlassen habe. „Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht." Die Summe, um die es sich handelte, erscheint uns heut freilich als höchst unbedeutend. „Ich hätte," sagt er, „ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe." Soviel also bittet er ihm als einen „gütigen Vorschuß" auf seinen Fiesko vorzustrecken.

In der Zwischenzeit, bis man Dalbergs Antwort erwarten konnte, sahen sich die Freunde in Frankfurt um; das thätige Treiben der Handelsstadt, das Gewühl der Menschen, ebenso die Schönheit des Mainstroms in der anmutigen Abendbeleuchtung

regten den Dichter heiter an, so daß er nicht nur mit größerem Behagen die Abendmahlzeit einnahm, sondern sich sofort wieder lebhaft in seine dichterischen Pläne versenkte. „Sein ganzes Wesen war so angelegt," bemerkt Streicher, „sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen, und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien." Es waren die Gestalten der „Luise Millerin," die ihn jetzt so stark ergriffen, daß oft die Außenwelt für ihn gar nicht vorhanden war, ein Zustand, den der liebevolle Freund wohl zu würdigen verstand, so daß er ihn dann durch nichts beunruhigte, sondern „mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt."

Am andern Tage schlenderten sie durch die Stadt, und Schiller konnte der Begierde nicht widerstehen, in einen Buchladen einzutreten und sich zu erkundigen, „ob das berüchtigte Schauspiel „Die Räuber" guten Absatz finde, und was das Publikum darüber urteile." Die Antwort lautete so überaus günstig und schmeichelhaft, daß Schiller sich vergaß und, obgleich er sich als „Dr. Ritter" eingeführt hatte, sich dem Buchhändler zu erkennen gab. Der Mann war höchst erstaunt und maß den „so sanft und freundlich aussehenden Jüngling" mit ungläubigen Augen, wiederholte indes sein Urteil in noch gesteigerter Form.

Am 3. Oktober langte ein Brief von Meier mit Dalbergs Antwort an, die alle Hoffnungen des bedrängten Dichters zu Schanden machte. Schiller sprach lange kein Wort, nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe ließ sich schließen, daß er nichts Erfreuliches gelesen habe. Endlich sprach er es aus: daß Baron Dalberg jeden Vorschuß ablehne, weil Fiesko in der jetzigen Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, und die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne. Streicher ist von Bewunderung für seinen Freund hingerissen, indem er die edle und männliche Art schildert, wie er diese niederschlagende Nachricht aufgenommen habe, ohne nur ein hartes oder heftiges Wort zu sprechen, „ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort." Vielmehr sah er sofort den Dingen klar und gefaßt ins Auge und war entschlossen, die verlangte Umarbeitung so schnell als möglich vorzunehmen.

Zu diesem Zwecke mußte er aber in die Nähe von Mannheim zurückkehren, um den dortigen Freunden nahe zu sein. Die Geldbedrängnis der Freunde war so groß, daß sie selbst diese Rückreise kaum hätten machen können, wenn nicht jetzt gerade von Streichers Mutter, die dieser um das Reisegeld nach Hamburg gebeten hatte, dreißig Gulden eingetroffen wären; „ohne das geringste Bedenken" gab die treue Seele für jetzt den Plan nach Hamburg auf und harrte bei dem aus, der sein ganzes Herz erfüllte. Wieder machten sie einen großen Teil des Weges zu Fuß. Mit herzlicher Freude liest man, daß sie trotz ihrer schmalen Kasse in Nierstein „der Versuchung nicht widerstehen konnten," sich von dem berühmten Wein, „den sie bisher nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten," einen Schoppen geben zu lassen, und zwar von dem besten und ältesten, der sich im Keller fand, und den sie mit einem „kleinen Thaler" bezahlten.

In dem kleinen Ort Oggersheim, ein Stündchen von Mannheim, hatte die sorgsame Madame Meier eine Wohnung für ihn ausgesucht, wo er ungestört arbeiten konnte, freilich von bescheidenem Zuschnitt, so daß z. B. die beiden Freunde nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten. Seinen Namen änderte Schiller hier der Vorsicht wegen abermals und verwandelte den „Dr. Ritter" nunmehr in „Dr. Schmidt." Meier, der ihm bei der Umsiedlung behilflich war, versicherte bestimmt, der Fiesko würde unbedingt angenommen werden, sobald er um mehrere Scenen gekürzt und der fünfte

Akt ganz beendigt sei. So ging Schiller an die Arbeit. Aber sie förderte anfangs nicht so wie er wollte, weil sich ihm zwischen diesem unerfreulichen und begeisterungslosen Geschäft des Aenderns nach fremden Wünschen fort und fort die Gestalten seines neuen Trauerspiels in die Phantasie drängten. Schon am ersten Abend, berichtet Streicher, habe er angefangen, den Plan des neuen Stückes zu Papier zu bringen, und er war „so eifrig beschäftigt, alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ." An den langen Herbstabenden war ihm die Musik ein erwünschtes Mittel, seine Begeisterung zu erhalten und das Zuströmen von Gedanken zu erleichtern. „Er machte meistens schon beim Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: Werden Sie nicht heut abend wieder Klavier spielen? Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch den Mondschein erleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach."

Endlich aber forderte der Fiesko auch sein Recht; doch vermochte sich Schiller von der neuen Arbeit erst dann loszuwinden, als er Gang und Plan der Handlung, sowie die vorkommenden Personen in den Hauptpunkten völlig klar vor sich sah. Am Fiesko machte ihm besonders der Schluß viel zu schaffen: war ihm auch von Anfang klar, daß der Zufall, den die Geschichte darbot, dramatisch unbrauchbar sei, so hatte doch die nähere Motivierung und Ausführung große Schwierigkeiten. So ging fast ein Monat hin, und noch einmal ließ sich Streicher Geld von seiner Mutter schicken, weil er durchaus nicht von Schiller weichen wollte, bis sich sein Schicksal wirklich verbessert hätte. Im Anfang November war die Umarbeitung fertig; man muß Schillers Fleiß und Schaffenskraft anstaunen, mit der er in wenigen Wochen dies beides vollbrachte.

Mit freudiger Zuversicht reichte er nunmehr das Stück abermals durch Meier an Dalberg ein. Lange, allzulange für seine Ungeduld mußte er warten. Als aber endlich gegen Ende des Novembers Dalbergs Entscheidung einlief, lautete sie kurz dahin: daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.

Das war eine niederschmetternde Kunde. Nicht einmal einen Ersatz für die Zeit, die er nach Dalbergs Wunsch auf die Umarbeitung verwendet hatte, bot man ihm, nicht einmal eine Andeutung, worin denn die Unbrauchbarkeit des Stückes bestehe. So waren es also, wie Streicher mit tiefem Unmut ausruft, nur „schmeichelnde, leere, glatte, hohle Versprechungen" gewesen, durch die er sich hatte verleiten lassen, aus Stuttgart zu entfliehen. In der That erscheint Dalbergs Benehmen in hohem Grade unedel. Er war es gewesen, der sich im vorigen Jahre zuerst dem Dichter genähert und ihm Hoffnungen lockendster Art gemacht hatte. Vornehmlich im Hinblick auf ihn hatte Schiller den kühnen Schritt gewagt und fand sich nun verlassen. Und doch war im Theaterausschuß der Wert des Stückes anerkannt worden, insbesondere hatte sich die weitaus bedeutendste Persönlichkeit unter den Schauspielern, Iffland nämlich, warm dahin ausgesprochen, daß dem Dichter wenigstens eine Anerkennung und Entschädigung zu teil werde. Das von ihm unterzeichnete Votum ist noch vorhanden, worin es heißt: „Obwohl das Stück für das Theater noch einiges zu wünschen übrig läßt, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheint, so ist dennoch die Schönheit und

Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht wird, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratifikation von acht Louisdor verabfolgen zu lassen." Aber selbst diese kleine Summe (etwa 140 Mark) war dem Intendanten zu viel. Offenbar leiteten ihn kleinliche Beweggründe: der vornehme Mann wollte mit dem „Flüchtling," der in der Ungnade seines Herzogs stand, nichts mehr zu thun haben, er fürchtete ängstlich, Karl Eugen zu beleidigen, vielleicht auch bei seinem eigenen Kurfürsten anzustoßen.

Man kann sich denken, wie diese gescheiterte Hoffnung den schwer bedrängten Dichter in seiner äußeren und inneren Not treffen mußte. Aber er war zu stolz, um zu klagen. „Er übte," sagt Streicher, „was wenige Dichter thun, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte den Vorsatz seines Karl Moors: ‚Die Qual erlahme an meinem Stolze. Ich will's vollenden!' bei Umständen, in welchen jeden andern die Kraft verlassen hätte." — Er that nun das Einzige, was ihm noch übrig blieb, er gab seinen Fiesko in Druck. Der Buchhändler Schwan übernahm dies mit großer Bereitwilligkeit und bedauerte nur, daß er die vortreffliche Dichtung nicht höher als den gedruckten Bogen mit einem Louisdor honorieren könne, da ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein andrer Gewinn übrig bleibe, als den er vom ersten Verkauf ziehe. Da das Stück $11^1/_2$ Bogen füllte, erhielt Schiller wenig über hundert Gulden (etwa 195 Mark), so daß er an die Bezahlung seiner Schulden, die ihm so bitter am Herzen lag, gar nicht denken konnte.

Aber in und um Mannheim konnte er jetzt nicht mehr bleiben. Das heimatlose Umherziehen rieb ihn auf. Da fiel ihm ein Anerbieten ein, das ihm schon in Stuttgart seine vortreffliche mütterliche Freundin Frau von Wolzogen gemacht hatte, indem sie ihm angesichts seiner bevorstehenden Flucht für alle etwaigen Wechselfälle eine sichere Stätte auf ihrem bei Meiningen gelegenen Gute Bauerbach zusagte. Wiederholt tritt uns in Schillers Lebenslauf die wohlthuende und erhebende Erscheinung entgegen, daß gerade im Augenblicke der tiefsten Not sich ihm solch ein rettender Anker durch eine treue Freundeshand zeigte. So in Stuttgart das aufopfernde Gemüt Streichers, ohne den er diese Monate nicht überstanden hätte, so jetzt die edle Frau, von der Vater Schiller mit Recht sagte, daß all ihr Handeln „aus lauter Gutheit" fließe, und der es zu verdanken ist, daß der gehetzte und fast erschöpfte Dichter wieder aufatmen und neuen Lebensmut fassen konnte. So bald nachher Körner und später die dänischen Freunde. Nur darf man hier nicht von einem glücklichen Zufall sprechen; denn in allen diesen Fällen war es eben die edle und große Persönlichkeit unseres Dichters selbst, die auf jene guten Menschen, in der Nähe wie aus der Ferne, so unwiderstehlich wirkte. Sie aber, diese selbstlosen Helfer, gehen nun mit dem Genius, den sie im heißen Kampfe erquickt und gerettet haben, im Bewußtsein der dankbaren Nachwelt mit zur Unsterblichkeit ein.

Er schrieb nun an Frau von Wolzogen, die in Ludwigsburg war, und rüstete sich zur Abreise. Das Honorar für den Fiesko reichte eben hin, die dringendsten Schulden in Mannheim und Oggersheim zu tilgen und sich einige notwendige Gegenstände anzuschaffen; zu einem Ueberzieher für die bevorstehende lange Winterreise von fünfundzwanzig Stunden Postfahrt reichte es schon nicht mehr. Besonders schmerzlich fiel ihm der Gedanke, daß er dem treuen Streicher seine Aufopferung nicht ersetzen konnte und ihn so gewissermaßen in sein böses Schicksal verflochten hatte. Denn die Reise nach Hamburg

gab dieser vorläufig ganz auf und wollte während Schillers Abwesenheit in Mannheim bleiben, um sich durch Klavierunterricht zu nähren.

Ehe aber Schiller die Nähe der Heimat verließ, trieb ihn eine unüberwindliche Sehnsucht, die Seinigen noch einmal wiederzusehen. Er verabredete daher brieflich eine Zusammenkunft mit der Mutter und Christophine (der Vater konnte nicht fort), und sie trafen sich am 22. November in Bretten, einem kleinen Oertchen nahe der würtembergischen Grenze. Sie blieben drei Tage zusammen, aber Schiller ließ die Seinigen nichts von seiner bedrängten Lage oder von seiner beabsichtigten Reise merken, sondern war scheinbar heiter und hoffnungsvoll, obwohl er ahnen konnte, daß es ein Abschied auf lange sei. Er sollte seine Geliebten erst nach länger als einem Jahrzehnt wiedersehen.

Der 30. November war zur Abreise bestimmt. Meier, Iffland und andere Freunde holten Schiller und Streicher von Oggersheim ab und gaben dem Dichter bis Worms das Geleit, wo er am andern Morgen mit der Post abfahren sollte. Bei starker Kälte und tiefliegendem Schnee wanderte man die zwei bis drei Stunden hinüber und stärkte sich dort durch ein freundschaftliches Nachtessen, wobei es auch an Liebfrauenmilch nicht fehlte, und Schiller, der anfangs überaus ernst und in seinen Gedanken verloren gewesen war, ebenfalls allmählich heiterer wurde und wohlgemut mit den Freunden plauderte. Diese brachen alsdann auf, um nach Mannheim zurückzugehen. Am schwersten wurde der Abschied dem treuen Streicher. „Meier und die andern," erzählt er, „schieden sehr unbefangen und redselig. Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen, keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, langdauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können." Noch ein Menschenalter und vielleicht länger danach, als er sein liebenswürdiges und rührendes Büchlein schrieb, konnte er die Bewegung seines Herzens nicht unterdrücken und fügte hinzu: „Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen."

Auf dem Rückwege, so erzählt derselbe Zeuge, konnten die guten Freunde nicht umhin, allerhand kleinmütige Betrachtungen über Schillers Schicksal anzustellen. Man äußerte zum Teil scharfen Tadel über seine leichtsinnige Flucht, berechnete sorgfältig den Reichtum berühmter Aerzte und verglich damit die dürftigen Einkünfte deutscher Dichter, ja man zweifelte sogar, ob Schiller die großen Erwartungen, die man nach den Räubern von ihm hegte, erfüllen würde. Nur einer trat diesen schwachmütigen und engherzigen Aeußerungen mit Wärme und Begeisterung entgegen: Iffland. Er, der selbst als Student seiner Familie entflohen war, um sich in Eckhoffs Schule zu begeben, konnte Schillers Lage vollständig würdigen. Er erklärte es für unerträglich, ein angeborenes Talent zu unterdrücken und die herrlichsten Gaben vermodern zu lassen, um nur das Gemeine, Alltägliche zu thun, und er wußte dabei mit seinem glänzenden Witze diejenigen höchst lächerlich zu machen, die in ihrem spießbürgerlichen Kleinmut es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden. Der hoffnungsvolle Mut, der aus seinen Worten sprach, blieb auch hier nicht ohne Wirkung, und die guten Freunde beruhigten sich damit, daß der Flüchtling, der ihnen allen so wert war, auf einige Zeit wenigstens gegen Mangel und Verfolgung gesichert sei.



Schillerhaus in Bauerbach.

2. Bauerbach.

„Ihr Tage des Friedens! Ihr grünen schwärmerischen Thäler!"

Karl Moor.

Henriette von Wolzogen (1745—1788) stammte aus dem Geschlecht der Marschalk von Ostheim; sie hatte den Geheimen Legationsrat von Wolzogen geheiratet und war nach dessen Tode als junge Witwe von neunundzwanzig Jahren und Mutter von fünf Kindern keineswegs in glänzender Lage. Ihre vier Söhne wurden auf der Karlsschule erzogen, wo zwei von ihnen Schillers Mitschüler waren. Sie selbst lebte abwechselnd in Stuttgart und in Bauerbach, einem kleinen Gute ihres Mannes, das zwei Stunden südlich von Meiningen in einem einsamen Thale des Südabhanges der Thüringer Berge liegt. Bei den nahen Beziehungen, in denen sie zum Herzog Karl und auch zur Gräfin Franziska stand, war ihr Entschluß, Schiller bei sich aufzunehmen, nicht ganz ohne Gefahr; aber ihre großmütige Freundschaft und herzliche Zuneigung zu dem Freunde ihres Sohnes kannte kein Bedenken; vielleicht mochte sie sich auch erinnern, daß jene Reise nach Mannheim, an der sie selbst Teil hatte, mit den äußeren Anstoß zu Schillers Flucht aus dem Vaterlande gegeben hatte. Uebrigens wurde beiderseits verabredet, daß sein Aufenthalt in Bauerbach völlig geheim gehalten werden sollte, und er hieß wiederum „Dr. Ritter."

Am 7. Dezember kam Schiller nach einer langen winterlichen Postfahrt in seinem neuen Zufluchtsorte an. Unterwegs hatte er in Meiningen die Bekanntschaft des herzoglichen Bibliothekars Hermann Reinwald gemacht, der später sein Schwager wurde. An ihn hatte ihn Frau von Wolzogen gewiesen, um ihm für seine litterarischen Bedürfnisse sogleich eine Anknüpfung zu verschaffen. In Bauerbach händigte er dem dortigen Gutsverwalter sein Beglaubigungsschreiben von der Besitzerin ein und wurde sofort in seine Wohnung geführt, wo es ihm in den warmen, behaglichen, wenn auch sehr einfachen Räumen ausnehmend gefiel. Gleich den folgenden Tag schreibt er an Streicher: „Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein

Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören." „Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und willigste besorgt." Kurz, er kam sich, wie er an Schwan schreibt, vor, „wie ein Schiffbrüchiger, der sich aus den Wellen gekämpft hat." Hier wollte er sich ganz in seine Dichtungen einspinnen: „Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe."

In der That verlebte er in dieser Einsamkeit zunächst eine sorgenlose, arbeitsreiche Zeit. Er ließ sich von seinem neuen Freunde Reinwald Bücher in großer Zahl schicken, unter andern vieles von Lessing, namentlich die Dramaturgie, dann auch Shakespeares Othello und Romeo und Julia. Daneben findet sich auch die Bitte um minder ideelle Güter: „Haben Sie doch die Güte, ein Pfund guten Schnupftobak für einen armen schmachtenden Freund zu besorgen." Er machte sich alsdann stark an die Ausarbeitung seiner „Luise Millerin" und schreibt bereits am 17. Dezember, er hoffe in zwölf bis vierzehn Tagen damit zu stande zu kommen. Darin irrte er sich freilich sehr. Denn einerseits kostete das Stück doch noch bedeutend mehr Mühe, dann aber wurde auch sein ruhiges Arbeiten mit dem Beginn des neuen Jahres 1783 durch den Besuch der Frau von Wolzogen unterbrochen, die mit ihrer hübschen siebzehnjährigen Tochter Charlotte von Stuttgart nach Bauerbach kam und teils dort, teils in dem nahegelegenen, ihrem Bruder gehörigen Waldorf verweilte. Schiller hatte Lotten schon in Stuttgart einmal gesehen, und sein empfängliches Herz wurde jetzt von dem Zauber ihrer jugendlichen Anmut lebhaft ergriffen. „So viel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden," schreibt er von ihr. Aber seine Neigung blieb ohne Erwiderung, Lotte trat ihm mit unbefangener Freundlichkeit, aber ohne Liebe entgegen. Sie hatte damals eine Neigung zu einem Herrn von Winckelmann, der Schillers Eifersucht zeitweise mächtig erregte, und hat später einen Herrn von Lilienstern geheiratet. Ende Januar verließ sie mit der Mutter Bauerbach wieder, und Schiller gab sich aufs neue seinen dichterischen Arbeiten hin.



Henriette von Wolzogen.
Nach einer Photogr. im Besitze des Herrn Freiherrn Hans Paul von Wolzogen in Bayreuth.

Wieder war Reinwald jetzt fast sein einziger Vertrauter, und der Verkehr zwischen Meiningen und Bauerbach war brieflich und persönlich ziemlich lebhaft, auch trafen sie sich zuweilen in dem halbwegs liegenden Masdorf. Schiller schloß sich herzlich an ihn an; der bedeutend ältere und reifere Mann (geb. 1737), oft etwas nüchtern und steif, wirkte mäßigend auf ihn ein, und hatte dabei doch genug Geist und Bildung, um den genialen Dichter und seine stürmische Persönlichkeit würdigen zu können. „Heute schloß Schiller mir sein Herz auf," schrieb er um diese Zeit in sein Tagebuch, „und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen." Er fügt hinzu: „Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen."



Charlotte von Wolzogen.
Nach einer Photogr. im Besitze des Herrn Freiherrn Hans Paul von Wolzogen in Bayreuth.

Diese Bekanntschaft wurde insofern für beide von dauernder Bedeutung, als sie zu einem verwandtschaftlichen Bande führte. Eines Tages, als Schiller bei einem Besuche in Meiningen Reinwald nicht zu Hause traf, ließ er zufällig seine Brieftasche im Zimmer des Freundes liegen. Reinwald blätterte darin, und las dabei einige Briefe der Schwester Christophine, die den Bruder mit mütterlichen Ratschlägen zu Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit ermahnte. Reinwald fühlte sich durch den häuslichen und liebevollen Sinn der Schreiberin so angesprochen, daß er bald mit ihr in Briefwechsel trat, sie später auf der Solitüde bei den Eltern wiederholt besuchte und sich endlich 1786 mit ihr vermählte. Ein glückliches Los hatte Christophine freilich damit nicht gezogen; seine äußere Lage war stets sehr eingeschränkt, und sie hatte dem hypochondrischen und menschenfeindlichen Wesen des so viel älteren Mannes gegenüber oft schwer zu kämpfen; sie ist ihm aber eine treue und aufopfernde Gattin bis an seinen Tod (1815) geblieben.

Eine große Ueberraschung wurde unserem Dichter im März 1783 zu teil, indem er ein persönliches Schreiben von Dalberg erhielt, worin dieser, wie es scheint in sehr schmeichelhafter Weise (erhalten ist der Brief nicht), wieder mit ihm anzuknüpfen suchte,

und ihm „auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung that.“ Der Grund war vornehmlich, daß er sich doch weder Fiesko noch Luise Millerin, von der er durch die Mannheimer Freunde sehr viel Rühmens gehört hatte, entgehen lassen wollte; auch beabsichtigte er, nach einem ziemlich schwachen Theatererfolg des letzten Winters mit Bearbeitung einiger Shakespeareschen Stücke vorzugehen, wobei ihm Schiller gute Dienste leisten zu können schien. Außerdem aber waren auch seine früheren Bedenklichkeiten geschwunden: Verfolgungen von seiten des Würtemberger Herzogs waren nicht eingetreten und nicht mehr zu erwarten; die Flucht des Regimentsmedikus war offenbar vergessen, dagegen der Ruhm des dramatischen Dichters noch gestiegen. Schiller war natürlich trotz aller herben Erfahrungen über diese Annäherung sehr erfreut und konnte, wie Streicher sagt, der „süßtönenden Sirenenstimme“ nicht widerstehen. Trotzdem war er viel zu stolz und immerhin auch zu weltklug, um gleich mit beiden Händen zuzugreifen. Er antwortete also am 3. April mit einiger Zurückhaltung, behielt aber die Verbindung immer in der Hand.



Christophine Reinwald geb. Schiller.

Mit seinem Stücke ging es nicht so rasch vorwärts. Am 14. Februar glaubte er wieder, bald fertig zu sein, und bittet den Meininger Freund um „ein Buch recht gutes Schreibpapier, um die Luise Millerin darauf abzuschreiben.“ Aber das Stück hatte insofern ein ähnliches Schicksal mit Fiesko, als auch jetzt sich die Gestalten eines neuen Stoffes, des Don Karlos, unwiderstehlich zwischen die Arbeit an dem alten drängten. „Ich hätte sie endlich gern aus dem Kopf,“ schreibt er noch im April, „um mich gänzlich in meinen Don Karlos versenken zu können.“ Wie er dabei zugleich in der Natur und



Reinwald.

in seinen Gedanken lebte und schwärmte, zeigt z. B. folgender Erguß an Reinwald, datiert „Bauerbach. Früh in der Gartenhütte“ vom 14. April: „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk ich Sie, Freund, und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche. Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes. Ich will mich erklären. Wir schaffen einen Charakter, wenn wir unsere Empfindungen und unsere historische Kenntnis von fremden in andere Mischungen bringen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein Dasein gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt wir selbst.“ Solche Gedanken, die ebenso tief und klar, als eigentümlich und neu ausgedrückt sind, zeigen uns, wie neben dem Dichter auch der Philosoph in diesem rastlos arbeitenden Kopfe niemals schlummert.

Aber die Hauptarbeit galt doch natürlich dem ersten Stücke, an dem er noch bedeutende Aenderungen vornahm. Am 3. Mai heißt es: „Meine Luise Millerin jagt mich schon um fünf Uhr aus dem Bette. Da sitz' ich (doch wohl wieder in der Gartenhütte), spitze Federn und käue Gedanken. Es ist gewiß und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater, so hastig, weil ich pressiert bin, und doch ohne Tadel zu schreiben, ist eine Kunst.“ Aber er setzt mit Befriedigung hinzu: „Doch gewinnt meine Millerin, das fühl' ich.“

So arbeitete er noch etliche Monate weiter, nur zuweilen durch die Anwesenheit der Bauerbacher Frauen unterbrochen. Ungern trennte er sich von seiner hochherzigen und liebenswürdigen Gönnerin, die er für sein ganzes Leben in dankbarem Herzen getragen hat. Als aber sein Drama so gut wie fertig war und Dalberg seine Anerbietungen wiederholte, konnte er die Vorteile nicht verkennen, die sich für seine Kunst aus einer so nahen Verbindung mit einer der ersten Bühnen Deutschlands und ihrem hochangesehenen Leiter ergaben. Konnte er doch annehmen, daß er Dalberg gegenüber jetzt eine ganz andere, seinem berechtigten und gereifteren Selbstbewußtsein entsprechendere Stellung einnehmen würde. Er hoffte auf diese Weise am ersten auch die äußerlichen Verpflichtungen gegen Frau von Wolzogen tilgen zu können; denn diese hatte ihm, selbst unbemittelt, in diesen Monaten Geldvorschüsse geleistet, die sich auf mehrere hundert Gulden beliefen. So wurde denn auf einem Spaziergange im Walde zwischen ihm und ihr verabredet, daß er nach Mannheim gehen solle; freilich, wie er glaubte, nur auf kurze Zeit; denn er konnte in seinen Gedanken und Wünschen von dem lieblichen Bilde Lottes noch nicht loskommen, und ein tiefes Gefühl der Sehnsucht und des Heimwehs blieb in seinem Herzen, als er die trauliche Zufluchtsstätte verließ, wo er acht Monate lang, frei von äußeren Sorgen, gearbeitet und gedichtet, geschwärmt [illegible] geträumt hatte.



3. Fiesko. Kabale und Liebe.

„In tyrannos.“
Auf dem Titelblatt der „Räuber.“

Ehe wir den Dichter in Mannheim wieder in das Getriebe der äußeren Welt eintreten sehen, wollen wir einen Blick auf die beiden großen Werke werfen, die er in dieser heimatlosen Zeit unablässig auf dem Herzen getragen hat, die er jetzt fast abgeschlossen mitbrachte, und um derentwillen Dalberg dem Flüchtling wieder seine Aufmerksamkeit schenkte. Auf beide paßt das Motto, das er einst den Räubern mitgab, denn sie sind beide von demselben stürmischen Freiheitsdrang erfüllt, wie ja nach Goethes bekanntem Wort bei Eckermann „die Idee der Freiheit“ durch alle seine Werke geht. Sagt er doch noch von seinem letzten Helden, Tell, das Wort, das für ihn selbst gilt, im Leben wie in der Dichtung: „Sein Atem ist die Freiheit!“

Der Fiesko ist in der Reihenfolge seiner Dramen deswegen von besonderer Bedeutung, weil er mit ihm das Gebiet zum erstenmale betrat, auf dem er später seine größten und reifsten Werke schuf und die höchste Meisterschaft erreichte, das der historischen Tragödie. Die Aufgabe ist hier, aus der reichen, oft fast unendlichen Fülle von Begebenheiten, die die Geschichte bietet, diejenigen herauszugreifen, zu verbinden und zu ergänzen, die sich zu einer dramatischen Einheit zusammenfügen lassen. Schiller zeigt gleich bei diesem ersten Versuch ein außergewöhnliches Geschick und weiß mit sicherer Hand wegzulassen und zuzufügen und doch dabei immer der geschichtlichen Ueberlieferung nahe genug zu bleiben. Ebenso hat er einen überaus scharfen Blick für das, was man die historische Farbe einer künstlerischen Darstellung nennt: das Genua des sechszehnten Jahrhunderts wird uns aufs glaubhafteste vergegenwärtigt, ohne daß wir durch aufdringliche oder allzu fremdartige Züge an die Absicht des Dichters erinnert würden. Man kann darin schon den Meister ahnen, der sich im Karlos, im Wallenstein, im Tell, im Demetrius so glänzend bewährt hat.

Die wichtigste Abweichung von der Ueberlieferung besteht bekanntlich in dem Schluß der Tragödie, da in der Geschichte Fieskos Tod ein Werk des Zufalls ist. „Die wahre Katastrophe,“ heißt es hierüber in der Vorrede, „worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziel seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden; denn die Natur des Dramas duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Höhere Geister sehen die zarten Spinneweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen, wo der Mensch nichts als das in freien Lüften schwebende Faktum sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt.“

Und wie gering, äußerlich betrachtet, ist nun die Aenderung, durch die er aus dem unbegriffenen Zufall einen echt tragischen Ausgang schuf: nicht „ertrunken“ ist sein Held am Schluß, sondern „ertränkt.“ Tragisch ist dies Ende, weil es sich mit Notwendigkeit aus dem Charakter des Helden und dem seines Gegenspielers Verrina ergiebt. In Fieskos Gestalt brauchte der Dichter dazu nur die geschichtlich überlieferten Züge dramatisch stark herauszukehren, so entstand jene glänzende Gestalt, deren innerstes Wesen in unbezähmbarem Ehrgeiz, in der Naturnotwendigkeit des Herrschens liegt. Es ist unbegreiflich, daß es Beurteiler gegeben hat und noch giebt, die sich einbilden, Fiesko solle eigentlich die

freie republikanische Gesinnung vertreten und schlage nur durch einen Fehler des Dichters schließlich um. Vielmehr zeigt jede einzelne Scene das Gegenteil. Wohl redet er sich eine kurze Zeit selber ein, „ein Diadem erkämpfen sei groß, es wegwerfen göttlich.“ Aber das unbestechliche Auge des unbeugsamen Republikaners Verrina, der ganz eine Schöpfung Schillers ist, hat richtig erkannt: „Den Tyrannen wird Fiesko stürzen, das ist gewiß; Fiesko wird Genuas gefährlichster Tyrann werden, das ist gewisser.“ So wissen wir genau, was Fiesko will, und begreifen, daß er es wollen muß; wir wissen beides eben so genau von Verrina, und somit ist die Unabwendbarkeit ihres tödlichen Zusammentreffens gegeben.

Mit Unrecht hat man an dem Schluß, den der Dichter mit so vieler Mühe fand, oftmals getadelt, daß durch Verrinas Wort „Ich gehe zum Andreas“ der Inhalt des ganzen Stückes vernichtet werde, so daß die ganze Handlung als ergebnislos, ein reiner Schlag ins Wasser erscheine; Andreas komme zurück, und so sei alles beim Alten. Aber dies würde vielmehr der Fall sein, wenn Fiesko am Leben bliebe: dann hätte Genua nur einen Tyrannen mit einem andern (und sogar „gefährlicheren“) vertauscht. So aber ist in der That das Berechtigte und Große in seinen Bestrebungen zum Siege durchgedrungen. Gianettino ist tot, Andreas' Rückkehr bedeutet nicht die Wiederkehr der frechen Tyrannei; Andreas hat mit berechtigtem Stolz hervorgehoben, daß er „achtzig Jahre alt und Genua glücklich“ sei und hat Gianettino mit harten Worten gestraft, als dieser „wie ein Gassenjunge auf den Gesetzen trampelte.“ Es ist klar, daß Gesetz und Sitte fernerhin in Genua nicht mehr verhöhnt werden wird. Darum also geht Verrina zum Andreas. Er weiß so gut wie der Zuschauer, daß es außer Fiesko keinen Sterblichen giebt, der dem Andreas das Szepter entwinden könnte; sonst hätte er um jenen weder so eifrig geworben noch so tief geklagt. Daß er mit Sacco und Kalkagno nicht die Republik herstellen kann, leuchtet ihm wie uns ein.

So sind also die Hauptsäulen, auf denen das Gebäude ruht, mit sicherer Hand gebaut. Die Handlung im ganzen betrachtet ist in hohem Grade einheitlich und geschlossen, ihr Verlauf klar und spannend auf das dramatische Ziel gerichtet. Freilich fehlt es daneben in der Motivierung nicht an Gewaltsamkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, sowie an mancherlei wunderlichen Auswüchsen. Ist auch die ungezähmte Kraftsprache der Räuber etwas ermäßigt, so bricht doch oftmals die alles überfliegende Wildheit der Leidenschaft noch hervor. Man denke z. B. nur an Fieskos fürchterliche Ausbrüche bei der Leiche seiner Gattin, die wohl den Gipfel der Ungeheuerlichkeit bilden, jene Worte, die durch des Dichters scenische Anweisungen „mit frechem Zähneblecken gen Himmel,“ „viehisch um sich hauend“ u. dergl. bezeichnet und schon dadurch ausreichend verurteilt sind.

Diesem ersten historischen Trauerspiel Schillers folgte unmittelbar auf dem Fuße, zum Teil, wie wir gesehen haben, gleichzeitig entstanden, eine bürgerliche Tragödie, „Kabale und Liebe,“ wie Luise Millerin auf Ifflands Vorschlag umgetauft wurde. Diese Gattung war von den Engländern zu uns gekommen, die es zuerst gewagt hatten, im Gegensatz zu den Helden und Fürsten des früheren, insbesondere des französischen Schauspiels hohen Stils Vorgänge des bürgerlichen Lebens auf die Bühne zu bringen, und in Deutschland trug Lessings „Miß Sara Sampson“ einen bedeutenden Erfolg davon. Es war natürlich, daß in solchen Werken dann bald der Gegensatz zum Ausdruck kam, der in diesem Lebenskreise für eine tragische Wendung der Handlung der geeignetste

war, der zwischen Vornehm und Gering, zwischen Adlich und Bürgerlich. Die Vorbilder für diese soziale Richtung kamen bezeichnenderweise aus Frankreich: Rousseaus weltberühmter Roman „Die neue Heloise“ (1759) und Diderots Drama „Der Hausvater“ (1758), auf das Lessing in der Dramaturgie hinwies. Dieser selbst schuf dann das klassische Stück, das auf die dramatischen Erzeugnisse der folgenden Zeit bestimmend wirkte: „Emilia Galotti,“ und der Gegensatz der Stände wurde danach vielfach zur Grundlage der dramatischen Entwickelung gemacht, so in Wagners „Kindesmörderin,“ in Lenz' „Hofmeister,“ in Gemmingens „Deutschem Hausvater.“



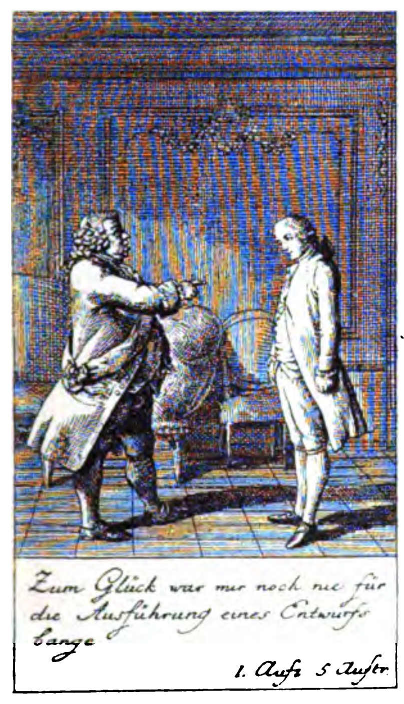
Ochsenheimer als Sekretär Wurm.

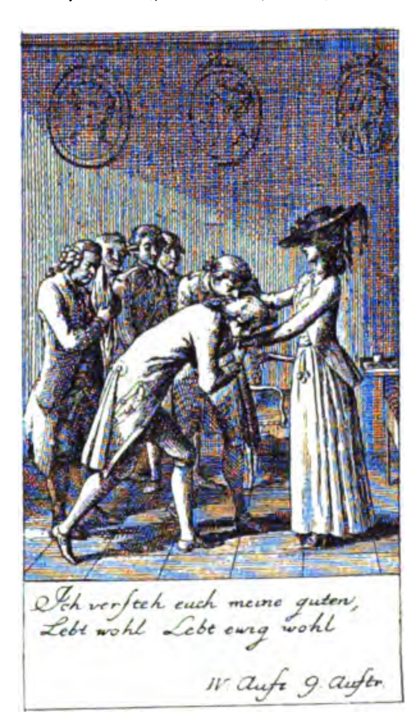
Alle diese Werke haben manchen Zug, in Charakterzeichnung und Situation, für Schillers Drama geliefert. Wodurch sich aber sein Stück heraushebt, das ist vor allem der hohe ideale Sinn, in welchem der Gegensatz der Stände gezeichnet ist. Bei Dichtern wie die zuletzt genannten ist das bürgerliche Mädchen, das im Mittelpunkte steht, wesentlich niedriger gehalten: durch Lektüre empfindsamer Romane verdorben, ohne innere sittliche Widerstandskraft, erliegt sie dem adlichen Verführer. Ihr Fall, Kindesmord, Selbstmord bildet die Katastrophe, die entweder über sie hereinbricht oder durch Thränen und Rührung noch glücklich abgewendet wird. Hier dagegen wird die Kraft einer reinen und idealen Liebe verherrlicht, die trotz aller „Kabale“ im Tode noch siegreich bleibt und selbst bei dem äußeren Untergange der Liebenden durch ihre erschütternde Gewalt auch die Schurken ins Verderben reißt. Diese weltüberwindende Kraft der Liebe spricht überall aus Ferdinands Worten. „Laß doch sehen,“ sagt er, „ob mein Adelbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: dieses Weib ist für diesen Mann!“ und sie ist es, die auch zum Schluß das Herz des Hörers trotz alles Gräßlichen und Empörenden, was er sieht, neben dem „Zermalmenden“ auch das „Erhebende“ der Tragödie empfinden läßt.

Zweitens aber überragt Schillers Stück seine Vorgänger durch die rücksichtslose Kühnheit in der Darstellung der Verhältnisse seiner Zeit, und es bezeichnet hierin sogar seinen beiden ersten Dramen gegenüber noch eine Steigerung. Auch die Räuber waren ja eine Kriegserklärung gegen die bestehende Ordnung, und im Fiesko wehte republikanischer Atem; aber während der Leser sich bei Karl Moors phantastischen Plänen und Thaten allzuweit von der Wirklichkeit entrückt fühlte und die Welt Genuas trotz ihrer historischen Bestimmtheit etwas Fremdartiges behielt, fühlte man in dem dritten Stück sofort den Boden der Wirklichkeit und sah sich in bekannte deutsche Zustände versetzt. Und welch ein fürchterliches Spiegelbild hielt der Dichter seiner Zeit vor: der allmächtige Minister, der durch Trug und Mord seinen Vorgänger gestürzt hat, sein Mitschuldiger, der alberne Hofmarschall, ein Schurke und Geck zugleich; dann im Dienste der Vornehmen der schleichende, gewissenlose Sekretär Wurm, der Mitwisser aller Bübereien seines Herrn, endlich die Mätresse, das einzige menschlich fühlende Herz in diesem Sumpf von Niederträchtigkeit. Und im Hintergrunde der Fürst, nicht selbst auftretend, aber scharf gezeichnet, schwach genug, sich von allen jenen beherrschen zu lassen, despotisch und launisch, von „Wallungen“ abhängig, und gewissenlos genug, „das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk zu verpuffen“ und siebentausend Landeskinder zu verkaufen, um seiner Mätresse einen Diamantschmuck zu schenken. Wahrhaftig, die Muster zu allen diesen Figuren brauchte man nicht weit zu suchen. Wie in dem Fürsten deutlich Züge Karl Eugens hervortraten, so konnte man ein Urbild des Präsidenten in dem Grafen Monmartin sehen, das Hinwegräumen seines Vorgängers hatte in dem Sturze Riegers sein Vorbild. Die staunenswerteste Kühnheit aber war die Scene mit dem Kammerdiener; hier wurde unverhohlen und mit zerschmetternder Gewalt die Gewissenlosigkeit nicht weniger deutscher Fürsten an den Pranger gestellt: „Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe, nach Amerika!“ Solche Scenen waren nicht erfunden, sie waren schreckliche Wirklichkeit. War doch Vater Schiller selbst vor dem „Abmarsch in die böhmische Campagne“ Zeuge einer solchen Revolte gewesen, die dadurch unterdrückt wurde, daß man siebzehn der Aufrührer niederschießen ließ, worauf dann die übrigen „freiwillig“ mitzogen. Und wie brav und mannhaft erscheint daneben das Volk in seinem Vertreter, dem alten Musikus Miller, wie spricht durch alles Gepolter seiner Worte das volle Herz eines echten, einfachen, deutschen Mannes, wenn er dem Präsidenten gegenüber sein Hausrecht wahrt: „Euer Excellenz schalten und walten im Land. Das ist meine Stube“ u. s. w. Vergleicht man mit diesen wuchtigen Schlägen unmittelbarster Beziehung auf die Gegenwart alles, was bisher auf dem Theater gewagt worden war, so erscheint, von den politisch höchst zahmen Produkten eines Lenz und Wagner gar nicht zu reden, selbst Lessing in Emilia Galotti als überaus vorsichtig und leisetretend, und man begreift den Sturm des Beifalls, der dem unerschrockenen Jüngling zujauchzte.

Was die künstlerische Gestaltung und Abrundung betrifft, so ist vor allem die Führung der Handlung von einer Einheitlichkeit, Geschlossenheit und unaufhaltsamen

Raschheit, wie in keinem andern Stücke unseres Dichters. Gleich die erste Scene, ein bewunderungswürdiges Meisterstück dramatischer Technik, setzt uns mitten in die Handlung. Scharf tritt der Konflikt hervor: der Gegensatz der Stände, Wurms tückische Feindschaft, so daß die Ahnung schweren Unheils von Anfang an verdüsternd über dem Ganzen schwebt. Alsbald beginnt der Kampf um Sein und Nichtsein. Die beiden ersten Akte enthalten den Versuch, das Paar durch äußere Gewalt zu trennen: dem Befehl des Präsidenten trotzt Ferdinand, die Liebe der Milford weist er zurück, und der rohen Gewalt, mit der der Vater nach der Geliebten greift, weiß er auch siegreich die Spitze zu bieten. Die Gegenpartei, auf allen Punkten zurückgeschlagen, ist aber nicht gewillt, ihre Absicht aufzugeben. Wurm ist es, der nunmehr die „Kabale" spinnt, die den





Aus Chodowieckis Kupferstichen zu „Kabale und Liebe."

Bund von innen sprengen soll. Er erreicht sein Ziel, indem er Luisen zwingt, den Brief an den Hofmarschall zu schreiben, und sobald wir dann im vierten Akt Ferdinand in dem Zustande rasender Eifersucht erblicken, steht das tragische Ziel klar vor unsern Augen. Nur geringe Möglichkeiten eines glücklichen Ausgangs leuchten noch auf. Das erlösende Wort wird nicht gesprochen; erst der Eintritt der Katastrophe selbst, Luisens Tod, kann das Siegel von ihrer Zunge nehmen.

In diesem Gefüge der Handlung sind allerdings auch einige schwache Stellen, und besonders hat der Dichter das Verhältnis zwischen Vater und Sohn nicht überzeugend zu gestalten gewußt. Weder können wir begreifen, wie der Präsident diesen Sohn zum Mitwisser seiner Schurkerei hat machen können (und darauf beruht doch die ganze, so überaus wirkungsvolle Wendung am Schluß des zweiten Aktes), noch ist das Benehmen

Ferdinands dem Vater gegenüber im ersten Akte von der Festigkeit und inneren Würde, die man von dem hochgesinnten Schwärmer erwarten müßte. Es fällt dies um so mehr auf, als im übrigen ein entschiedener Fortschritt in der Charakterzeichnung gegen die beiden ersten Stücke unverkennbar ist. Jedoch diese und einige andere Bedenken gegen die Glaublichkeit einzelner Punkte in der Motivierung und Charakteristik sind keineswegs dazu angethan, die überwiegende Größe des Werkes zu beeinträchtigen.

Vielmehr stehen die drei großen Jugenddramen als ein höchst merkwürdiges, ja erstaunliches Denkmal der geistigen und dichterischen Kraft ihres Urhebers da. Erstaunlich ist schon äußerlich die Art ihrer Entstehung, wie wir sie oben begleitet haben: In einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren, in denen den Dichter so unendlich Vieles und Schweres von außen und innen bedrängte, quillt und sprudelt gleichsam immer eine Gestalt neben, mit und nach der andern aus dem unerschöpflichen Borne seiner Phantasie; immer drängt sich die neue Schöpfung mit Uebergewalt zwischen die alte, wie auch jetzt wieder der Karlos schon im Glühzustande des Werdens ist: und doch findet der Dichter die geistige Spannkraft und Sammlung, sie alle zu vollenden, ja sie zwei-, dreimal umzuarbeiten, fürs Theater, für den Druck. So sind sie ebenso Zeugen seiner geistigen Energie wie seines dramatischen Genies. Wie langsam rang sich Lessings dramatische Kraft aus seinen Jugendwerken durch Sara Sampson zu der Höhe und Gewalt der Tragik empor, die wir in der Emilia bewundern. Hier dagegen tritt uns der geborene Dramatiker von Anfang an entgegen. Das zeigt jedes der drei Stücke fast in jeder Scene. Die Räuber werden durch die riesenhafte Kühnheit ihres Entwurfs, zumal als Erstlingsstück, immer den Vorrang in der Phantasie des Lesers behalten; Fiesko, der in dieser Hinsicht nicht dagegen aufkommen kann, besticht durch die leichte und sichere Beherrschung eines schwer zu bewältigenden historischen Stoffes und durch einen gewissen Glanz der ganzen Handlung; Kabale und Liebe führt einen eng begrenzten Schauplatz und eine einfache Handlung unter einer geringeren Anzahl von Personen vor, ist aber gerade dadurch, bei dem raschen Absturz im engen Bette und der zündenden Beziehung auf die nächsten deutschen Verhältnisse seines ungeheuren Eindrucks erst recht sicher. An kleineren und größeren Bedenken in der ursächlichen Verknüpfung der Begebenheiten, an mancherlei Anstößen und Unwahrscheinlichkeiten in der Darstellung und Charakterzeichnung fehlt es in keinem der drei Stücke; aber die einheitliche Abrundung des Ganzen, der rasche hinreißende Schritt der dramatischen Handlung und die unwiderstehliche Gewalt der tragischen Wirkung sind in allen dreien bewunderungswert. Mit andern Worten: die Mängel sind die natürlichen Begleiter jugendlicher Unerfahrenheit und Unreife; dagegen mit unfehlbar sicherem Wurfe trifft der Dichter alles das, „was das Genie," wie Lessing sagt, „ohne es zu wissen, ohne es sich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen vergebens sich martert."

Das Urteil der Zeitgenossen über diese Stücke, die sich so sehr vom Hergebrachten entfernten, fiel begreiflicherweise sehr verschiedenartig aus. Einsichtige Kritiker empfanden die überragende Größe, wenn sie auch an den Uebertriebenheiten in Gedanken und Darstellung Anstoß nahmen. „Ein Schillersches Trauerspiel," heißt es in einer Göttinger Besprechung von Kabale und Liebe, „ist ein Stück, worin oft herrliche Situationen, die die größte Wirkung thun und die Aufmerksamkeit des Zuschauers ganz zu fesseln vermögen, aber auch die überspanntesten Charaktere vorkommen, die mehr Grausen und

Abscheu als Rührung und Mitleid hervorbringen; worin herzlicher und körniger Dialog mit schwülstigen und übertriebenen Bildern und Ausdrücken abwechseln." Die Gothaer Gelehrte Zeitung schrieb: „Dies ist das dritte Trauerspiel, womit Herr Schiller die deutsche Bühne bereichert. Aus seinen zwei ersten kennt man bereits seine Manier, kennt ihn als Maler schrecklicher Scenen und Schöpfer Shakespearischer Gedanken, und so findet man ihn auch hier. Es hat wirklich herrliche Scenen, und die Charaktere sind vortrefflich durchgeführt" u. s. w. Nur eine Besprechung, in der „Königl. privil. Berlinischen Staats- und gelehrten Zeitung" (Vossische Zeitung) schlug den entgegengesetzten Ton völliger Verwerfung an: „Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen! Und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." Dieser Kritiker war Karl Philipp Moritz (1757—1793), der bekannte Aesthetiker, damals Professor am Grauen Kloster zu Berlin, ein Mann von mannigfacher Begabung, aber ein ruheloser, excentrischer Kopf, später mit Goethe bekannt und von ihm geschätzt. Das Stück muß er freilich, obgleich er halbe Seiten daraus citiert, nur sehr unvollkommen verstanden haben, denn er belehrt seine Leser: „Der Inhalt des Stückes ist kurz dieser: ein Präsident will seinen Sohn an die Mätresse seines Fürsten verkuppeln, um dadurch seinen Einfluß am Hofe zu erhalten; das ist die Kabale: Der Sohn des Präsidenten hat sich in eine Geigerstochter vergafft, das ist die Liebe. Zuletzt vergiftet er sich zugleich mit dieser Geigerstochter, das ist dann die vollständige Tragödie." Solche Plattheiten konnten den Dichter allerdings nicht ernstlich treffen oder die Achtung erschüttern, die, wie er fühlte, ihm die Welt entgegenbrachte.

---

4. Theaterdichter.

„Der Anfang ging ganz gut."
Pegasus im Joche.

Schiller kehrte gegen Ende Juli nach Mannheim zurück, wo er von dem Meierschen Ehepaar aufs freundschaftlichste empfangen wurde. Streicher, der von seiner Ankunft völlig überrascht wurde, versichert, daß der Dichter ihm „mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen" entgegengetreten sei. Meiers hatten ihm eine hübsch gelegene Wohnung von zwei eingerichteten Zimmern besorgt, „wo er recht artig logiert" war, und wofür er wöchentlich einen Gulden zahlte. Mit seiner Barschaft sah es natürlich wieder sehr schmal aus, sie bestand aus „zehn Laubthalern" (47 Mark), wofür er höchstens etliche Wochen in Mannheim leben konnte, „Kost und Logis" berechnet er wöchentlich auf „zwei Konvenzionsthaler" (6,30 Mark). Zum Unglück war Dalberg zunächst nicht anwesend, so daß er zwei Wochen fast fruchtlos verlor, noch dazu in unerträglicher Julihitze. Doch benutzte er die Zeit, sich mit Schwan wieder in Verbindung zu setzen, auch gelegentlich nach Oggersheim hinüberzuwandern, wo seine vorjährigen Wirtsleute ihn mit rührender Anhänglichkeit empfingen. Seine Gedanken waren noch immer in Bauerbach, und der „lieben guten Lotte" läßt er sich in den Briefen an die

Mutter immer „100 000 000 mal“ oder auch „milliontausendmal“ empfehlen. „Grüßen Sie mir,“ schließt er einen der Briefe, „alle Plätze in Bauerbach, und lassen Sie mich Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzern verdrängt werden soll: lassen Sie mich, beste Mama, mich Ihren zärtlichsten Sohn nennen.“

Endlich kam Dalberg zurück und trat dem Dichter in höchst verbindlicher Art und mit großer Achtung entgegen. „Der Mann ist ganz Feuer,“ schreibt Schiller, „aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft.“ Es kam indes nun wirklich ein ausdrücklicher Vertrag zwischen ihnen zustande, wonach Schiller vom 1. September 1783 an auf ein Jahr als Theaterdichter angestellt wurde; er verpflichtete sich, während dieses Zeitraums drei neue Bühnenstücke zu liefern, nämlich Fiesko, Kabale und Liebe und ein drittes, das noch gedichtet werden mußte. Dafür sollte er ein festes Jahresgehalt von 300 Gulden erhalten, sowie von jedem der drei Stücke die Einnahme eines Theaterabends, den er selbst bestimmen konnte. Doch wurde die Summe später auf 500 Gulden erhöht, aber unter Wegfall der Theaterabende. Die Kleinheit dieser Zahlungen, die für uns heute fast etwas Erschreckendes hat, konnte nicht hindern, daß „Schillers Zufriedenheit über diese Anstellung,“ wie Streicher versichert, „aus jedem Wort und aus jedem Blick sprach.“ Doch kann sich der Freund nicht enthalten hinzuzusetzen: „Er mochte sich wohl denselben Himmel in der Wirklichkeit dabei denken, der auf dem Theater oft so täuschend dargestellt wird.“ Allerdings blieben die Stücke sein, er konnte sie beliebig in Druck geben, und seine rasche Phantasie berechnete ihm sofort, daß er demnach „bis Ende August 1784 die unfehlbare Aussicht auf 12—1400 Gulden habe, wovon er dann 4—500 auf die Tilgung seiner Schulden verwenden könne.“ Es sollte leider anders kommen.

Zunächst galt es nun, den Fiesko, der immer noch nicht genügte, und Kabale und Liebe in eine Dalbergs Wünschen entsprechende Gestalt zu bringen. Aber kaum hatte sich Schiller ernstlich an diese mühevolle Arbeit gemacht, als ihn eine langwierige und entkräftende Krankheit befiel, eine Art von schleichendem Wechselfieber, jedenfalls eine Folge der ungesunden Oertlichkeit: die Ausdünstungen des mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgrabens verpesteten die Luft, und sein durch geistige Anstrengung über Gebühr angegriffener Körper konnte diesen Einwirkungen keine genügende Widerstandskraft entgegensetzen. Uebrigens herrschte die Krankheit epidemisch in Mannheim; Schiller sagt, von 20 000 Menschen hätten über 6000 krank darniedergelegen, und Streicher behauptet gar, „daß kaum die Hälfte der Einwohner“ verschont geblieben sei. Unter den vielen Opfern, die die bösartige Seuche dahinraffte, war besonders einer, dessen Tod unserm Dichter sehr nahe ging und einen empfindlichen Verlust für ihn bedeutete: der treffliche Regisseur Meier, der ihm mit so aufrichtiger Freundschaft begegnet war, starb schon im September, wie es scheint infolge falscher Behandlung; wenigstens versichert Streicher „zur Rechtfertigung der ärztlichen Kenntnisse Schillers,“ dieser habe die schlimmen Folgen der Mittel vorausgesagt, die der Theaterarzt verordnete.

Bei sich selbst freilich war Schiller leider kein guter Arzt. Als die Krankheit ihn monatelang darniederhielt und immer neue Rückfälle eintraten, erinnerte er sich wohl seiner Gewaltkuren von Stuttgart her, und um nur dem Fieber zu wehren und sich einigermaßen arbeitsfähig zu halten, nahm er unerhörte Mengen von Chinarinde,

die er seinem eigenen Ausdruck zufolge „wie Brot aß." Oft schluckte er soviel Chinapulver, als er in vierundzwanzig Stunden gebrauchen sollte, auf einmal hinunter, um nur einem drohenden Fieberanfall vorzubeugen. Das gelang dann zwar, ließ aber die schlimmsten Folgen zurück und zerrüttete seinen Körper. So zwang er sich, den ermatteten Kräften zum Trotz, zur Arbeit, aber er schreibt auch an Frau von Wolzogen, er fürchte, daß ihm dieser Winter vielleicht auf zeitlebens einen Stoß gegeben habe. Die Zukunft hat dies traurige Wort nur allzusehr bestätigt.

In so qualvoller Lage wurde Fiesko und Kabale und Liebe umgearbeitet und auch der erste Akt des Don Karlos gedichtet. Der treue Streicher, der all diesen Jammer mit ansah, versichert, er habe es später nie über sich gewinnen können, eines dieser drei Stücke darstellen zu sehen; so oft er den Versuch dazu gemacht, habe er sich bei den ersten Auftritten schon entfernen müssen, „weil ihn ein Schmerz, eine Wehmut befiel, die sich nur im Freien stillen konnte." Aber er giebt auch seiner Bewunderung freien Lauf für den „Göttersohn, der unter so vielen Uebeln seinen Geist immer thätig erhielt und an der heiligen Flamme nährte, die nicht von der Erde, sondern von oben her leuchtet."

Endlich gelang die Arbeit doch, und er konnte im November 1783 den Fiesko umgearbeitet einreichen. Nun wurde die Aufführung rasch vorbereitet, und am 11. Januar 1784 zur Eröffnung der Karnevalszeit ging das Stück zum erstenmal über die Bretter. Hatte sich schon der Eindruck auf das Lesepublikum, als der Fiesko fast ein Jahr vorher an die Oeffentlichkeit trat, nicht mit dem der Räuber messen können, so blieb auch der Erfolg auf der Bühne, obwohl viele Stellen mit Begeisterung aufgenommen wurden, doch im ganzen hinter der Erwartung des Dichters zurück. Er selbst giebt in einem etwas späteren Briefe an Reinwald (5. Mai 1784) als Grund an, daß „republikanische Freiheit hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung" sei: „in den Adern der Pfälzer fließe kein römisches Blut," und „die Mannheimer sagten, das Stück sei viel zu gelehrt für sie." Er fügt hinzu, „aber zu Berlin sei das Stück vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt worden." Damit war er allerdings nicht genau berichtet, denn der Fiesko ist in Berlin vom März bis zum Schluß des Jahres nur elfmal gegeben worden. Aber der Hauptgrund der verhältnismäßig geringeren Wirkung auf der Bühne lag ohne Zweifel in der von Dalberg erzwungenen „theatermäßigen" Bearbeitung. Denn hierbei hatte das Stück einen Schluß erhalten, der dem ganzen Verlauf der Handlung und der folgerichtigen Charakterzeichnung des Haupthelden, und überdies auch der Geschichte schnurstracks zuwiderlief: Fiesko, diese Verkörperung des Ehrgeizes, dem „Herrschen und Gehorchen" gleich „Sein und Nichtsein" ist, dem „ein Augenblick Fürst" das „Mark des Daseins" bedeutet, Fiesko verzichtete freiwillig auf die Krone, besann sich plötzlich darauf, daß „ein Diadem erkämpfen groß, es wegwerfen göttlich" sei und blieb unter allgemeiner Rührung am Leben als „Genuas glücklichster Bürger." Daß der Dichter die selbstgeschaffene prächtige Gestalt so verstümmeln konnte, ist wohl vornehmlich dem Druck seiner Krankheit zuzuschreiben. „Das Wechselfieber," sagt Streicher, „hatte seinen thätigen und kühnen Geist gelähmt," und mit deutlich erkennbarem schmerzlichem Unwillen setzt er hinzu: „Man kann sich denken, mit welchem Widerwillen er sich an Abänderungen, worunter nicht Abkürzungen verstanden sind, überhaupt, besonders aber, wie bei Fiesko der Fall war, an solche sich machte, wo dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden mußte."

Um so glänzender war der Erfolg von Kabale und Liebe, welches am 15. April 1784 in Mannheim zum erstenmal gegeben wurde. Der Gang des Stückes war so einfach und allgemein verständlich, bedurfte so gar keiner gelehrten Kenntnisse, daß jeder aus dem Volke ihm folgen und seinen Sinn verstehen konnte. So war denn die Wirkung auf der Bühne eine ganz außerordentliche, die den Dichter selbst überraschte. Er wohnte in einer Loge mit Freund Streicher der Vorstellung bei. Letzterer erzählt: „Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhanges. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein „es geht gut“ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und besonders der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches einmütiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben.“

Diese Tage gehobener Stimmung wurden noch fortgesetzt durch eine Reise, die Schiller bald darauf in Begleitung von Iffland und Beil nach Frankfurt unternahm. Die beiden ihm befreundeten Schauspieler wollten dort Gastrollen geben, und der Frankfurter Theaterdirektor Großmann, ein feingebildeter Mann und Schillers warmer Verehrer, ließ ihm zu Ehren Kabale und Liebe wiederholen, das er bereits am 13. April, also noch vor der ersten Mannheimer Aufführung, unter großer Erwartung des Publikums gegeben hatte. Damals, zwei Tage vor der Aufführung, schrieb Frau Rat Goethe, die mit Großmann in freundschaftlicher Beziehung stand, an den jungen Fritz von Stein: „Ich wünschte sehr, lieber Sohn, daß Sie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe von Schiller, dem Verfasser der Räuber. Alles verlangt darauf, und es wird sehr voll werden.“ In der That errang das Stück auch hier großen Beifall, wenn auch die Frankfurter Schauspieler den Mannheimern sehr nachstanden, so daß Iffland und Beil unter ihnen „wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten.“ Schiller verlebte hier einige angeregte und heitere Tage und wurde mit seinen beiden Gefährten von den lebenslustigen und gastfreien Frankfurtern tüchtig und flott gefeiert. „Wir werden,“ schreibt er launig an einen Freund, „von Fresserei zu Fresserei herumgerissen, und kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwische, wo ich Ihnen ein paar Zeilen schreiben kann.“ Der Brief ist an den Mannheimer Regisseur Rennschüb, Meiers Nachfolger, gerichtet, dessen Frau die Lady Milford in Kabale und Liebe gespielt hatte. Er fügt deshalb mit Bezug auf die nächster Tage angesetzte Aufführung dieses Stückes verbindlich hinzu: „Mir ist Angst für die hiesige Lady; Ihre Frau hat mich ganz verwöhnt.“

---

5. Aeußere Bedrängnis.

„Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider."

Brief an Körner 10. 2. 1785.

Trotz so bedeutender und erfreulicher Erfolge, die seinen Namen überall bekannt machten, wurde ihm der Aufenthalt in Mannheim doch bald unerträglich. Vor allem war seine äußere Lage nach wie vor überaus bedrängt, seine Einnahmen reichten nicht hin, die notwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Kleidung, Wohnung und allerhand unvermeidliche Ehrenausgaben, denen er sich in den Theaterkreisen, bei kleinen gesellschaftlichen Unterhaltungen, Ausflügen u. dergl. nicht entziehen konnte, verschlangen das meiste; die 500 Gulden, die er aus der Theaterkasse zu erhalten hatte, waren ihm schon bald im voraus gezahlt worden. Nun drückten ihn seine Schulden, vor allem die in Stuttgart und an Frau von Wolzogen, und anstatt sie tilgen zu können, sah er sich genötigt, sie zu vergrößern. Seine sanguinische Hoffnung auf „12—1400 Gulden" erwies sich als trüglich. Wenn man bedenkt, daß dies die Lage des Verfassers von drei ausgezeichneten Bühnenstücken war, die in ganz Deutschland gespielt und bewundert wurden, so hat man einen Maßstab für die damalige Zeit. Für den Fiesko hatte ihm Schwan $11^1/_2$ Louisdor (195 Mark), für Kabale und Liebe 10 Karolin (etwa 200 Mark) gezahlt, und bei neuen Auflagen, die bald folgten, erhielt er nichts weiter.

Daß außerdem Schiller auch kein besonders umsichtiger Hauswirt war, kann man sich denken. Zwar für seine Person lebte er sparsam; meist wurde ihm seine kärgliche Mittagskost, von der er noch für den Abend etwas zurückstellte, aus einem kleinen Gasthause geholt, und er ließ monatlich „nicht über elf Gulden fürs Maul aufgehen." Aber trotzdem machte ihm die Führung seines einfachen Hausstandes Not genug, da keine weibliche Hand zur Ordnung und Aufsicht vorhanden war. „Man denke sich unsern Schiller," sagt Streicher, „im Brüten über den Plan eines Trauerspiels, in dem Entwurf einer Scene, in der Ausarbeitung eines Monologs, und stelle sich vor, wie ihm sein mußte, wenn ihm reine Wäsche übergeben und die gebrauchte gefordert wurde, wenn er letztere erst suchen und ihren durchsichtigen Zustand erklären mußte, wenn er nach spätem Erwachen die wenigen Stücke seiner Kleidung beschädigt fand oder sein nur nach Viertelstunden bedungener Diener zu unrechter Zeit eintraf." Seine Wohnung sah offenbar auch jetzt noch ungefähr so aus wie damals in Stuttgart. „Es würde eine sehr belustigende und des Pinsels eines Hogarth würdige Aufgabe sein," erzählt der treue Freund, „das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes getreu darzustellen; denn es würde sich hier durchaus nichts Bewegliches an seinem Platze finden, selbst das nicht, was sonst immer den Augen entzogen wird." So kam es, daß er „immer nicht nur für den nächsten Monat, sondern für die nächste Woche, ja oft für den nächsten Tag in Sorgen war und doch immer schuldige Rückstände bezahlen sollte."

Von diesen unerfreulichen, ihn aufreibenden Zuständen drang die Kunde auch ins Elternhaus nach Stuttgart, und dies vermehrte das Peinliche seiner Lage noch erheblich. Denn dem besorgten Vater drängte sich alsbald und fortwährend der Gedanke auf, ob der Sohn nicht besser gethan hätte, ruhig in Würtemberg zu bleiben und seinen Beruf

und Dienst als Arzt eifrig weiterzutreiben. Die Seinen legten ihm daher vielfach und beweglich ans Herz, ob er nicht Schritte thun, oder durch den Vater thun lassen wolle, um die Verzeihung des Herzogs zu erlangen. Das war schon vor Ablauf des Jahres 1783 geschehen und mußte ihn, wie man denken kann, aufs empfindlichste schmerzen. Er weist darum in einem Briefe an Christophine von Neujahr 1784 diese Gedanken ohne Härte, aber mit felsenfester Bestimmtheit zurück: „Ich kann dir nichts darauf antworten, Liebste," sind seine Worte, „als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Konnexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg mich da wieder blicken ließe." Er hebt mit Recht hervor, daß es dabei gar keinen Unterschied machen würde, wenn etwa der Vater es wäre, der solche Bitte an den Herzog richte, da man auf jeden Fall doch ihm selbst die Triebfeder zu solcher „erbettelten Wiederkehr" zuschreiben würde. „Schwester," fährt er erregt fort, „überdenke die Umstände aufmerksam; denn das Glück deines Bruders kann durch eine Uebereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß erleiden. Ein großer Teil von Deutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen Euren Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessiert — wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums, wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behauptete." „Nunmehr," schließt er energisch, „weißt du genug, um vernünftig in dieser Sache zu raten."

Aber die Bedrängnisse nahmen nicht ab, die Gläubiger ließen ihm keine Ruhe. Der Vater versprach, für eine kleine, aber besonders dringende Schuld von fünfzig Gulden an den Stuttgarter Hauptmann Schade bis Ende Februar gutzustehen, wenn der Sohn sich verpflichte, bis dahin das Geld zu schicken. Freilich klagt der Vater noch unterm 9. März, daß dies noch immer nicht geschehen sei. Doch scheint wenigstens diese Sache dann bald erledigt worden zu sein, und es trat wieder eine freundlichere Stimmung zwischen Solitüde und Mannheim ein, wenn auch der Vater mit seinen Ermahnungen nicht nachließ und besonders ihn immer aufs neue darauf hinwies, er solle doch seine medizinische Wissenschaft wieder ernstlich vornehmen, die ihm ein sichereres Einkommen und „nicht weniger Reputation" verschaffen könne als die Schriftstellerei. „Liebster, bester Sohn," ruft er einmal aus, „hier in Deutschland ist ein Theaterdichter immer noch ein kleines Licht."

Aber schon wenige Monate darnach verdüsterte sich der Himmel aufs neue. Es ist peinlich zu sehen, wie diese Schulden, an sich von so kläglicher Geringfügigkeit, unserm Dichter so viel bittere Not und Qual gemacht haben. Für jene zweihundert Gulden, mit denen er vor drei Jahren den ersten Druck der Räuber bestritt, hatte damals in Stuttgart, wie es scheint, eine gewisse Frau Frick, eine Korporalsgattin, die Bürgschaft übernommen. Diese Person, die übrigens in ziemlich üblem Rufe gestanden zu haben scheint, wurde nun im Sommer 1784 von ihren Gläubigern so hart bedrängt, daß sie nach Mannheim entfloh, wo sie festgenommen wurde. Schillers Verlegenheit war die äußerste: unbedingt mußte die Summe jetzt aufgebracht werden, wenn er nicht seinen Ruf und seine bürgerliche Stellung empfindlich gefährden wollte. Er muß darüber an die Eltern einige erschreckende

Andeutungen gemacht haben, denn der Vater schreibt am 31. Juli tief betrübt: „Ich und Seine Mutter können gar nicht begreifen, daß Er sich schon wieder in einer solchen Verlegenheit finden solle, die nach Seinem Schreiben bis zur Desperation geht, ein Ausdruck, der uns Eltern die Haut schaudern macht.“ Er verhehlt seine Unzufriedenheit mit dem ganzen Lebensgange des Sohnes nicht und kommt immer wieder auf seine alten Vorwürfe zurück: „Was glaubt Er wohl, wie uns Eltern zu Mute sei, wenn wir zurückdenken, daß Er in alle Seine Verlegenheit nicht gekommen wäre, daß wir tausend Sorgen Seinetwegen nicht gehabt haben würden, daß Er ganz gewiß anjetzo das, was Er gesucht, erlangt hätte, wenn Er hier geblieben wäre, und daß Er überhaupt glücklicher, mit sich selbst zufriedener und in der Welt brauchbarer wäre, wenn Er mehr in der Mittelstraße hätte bleiben und nicht Epoche hätte machen wollen.“

Man kann sich denken, wie schmerzlich solche ungerechten Worte, die man dem geängstigten Vaterherzen verzeihen muß, auf Schillers leicht verwundbares Gemüt wirkten, zumal er sich wirklich keinen Rat wußte; denn sich in Mannheim etwa an Dalberg oder an Schwan zu wenden, würde vielleicht mehr geschadet als genützt haben. Da kam ihm Hilfe von unerwarteter Seite. Er wohnte mit Streicher bei dem Zimmermann Anton Hölzel, einem einfachen biedern Bürgersmann, der mit seiner Gattin Anna den Dichter herzlich lieb gewonnen hatte, weil dieser immer so freundlich und leutselig zu ihm gewesen war und überdies seinem Sohn Georg in schwerer Krankheit als Arzt das Leben gerettet hatte. Diese wackeren Leute, denen Streicher das Mißgeschick seines Freundes erzählte, brachten, obwohl selbst nicht wohlhabend, das Geld auf, und so war die schlimmste Sorge für diesmal gehoben.

Vorgreifend sei hier berichtet, daß Schiller, der bei seinem Fortgang von Mannheim im Jahre 1785 das Geld zurückzahlte, in viel späterer Zeit Gelegenheit gefunden hat, den braven Leuten ihren Liebesdienst zu vergelten. Es war im Jahre 1799, als die Familie Hölzel in bitteren Notstand geraten war, aus dem sie sich keine Hilfe wußte; da gedachte die Frau ihres alten Mieters und seiner immer bereiten Menschenfreundlichkeit und wandte sich bittend an den berühmten Professor Schiller in Jena. Dieser übermittelte ihr sofort 5 Karolin (100 Mark) und versprach und leistete weitere Hilfe. Als 1802 wieder schwere Sorge die Familie drückte, griff er abermals ein und erwirkte einem der Hölzelschen Söhne eine Stelle als Maschinist am Theater in Mannheim, indem er sich an seinen alten Freund, den Schauspieler Beck wandte, der inzwischen Direktor des Theaters geworden war. Dieser verschaffte dem jungen Menschen eine gute Besoldung, da er „alles thun wollte, was sein großer Freund befahl.“ Rührend ist der Dank der Mutter, den sie in einem reizenden, über die Maßen unorthographisch geschriebenen Briefe ihrem Wohlthäter ausschüttet. Sie erzählt ihm, wie der Direktor Beck ihren Adolf gleich zu sich gerufen und ihm sein neues Glück verkündigt habe: „Dieses alles haben Sie Ihrer Mutter und meinem Härtzensfreund Schiller zu danken.“ „Mein Sohn,“ fährt sie fort, „mußte sich setzen, die Freide wirkte so auf ihn, daß er weinte: Mutter, nicht das Gelt machte Würkung, sondern wie ich hörte, daß der grose Schiller seine kostbare Zeit an uns verlassen wänte“ (d. h. an uns Verlassene wendete). Beck habe erzählt, daß er gleich zu Dalberg gegangen, und daß Dalberg (derselbe Mann, der jetzt so kleinlich gegen den Dichter handelte) „gleich alles verwülgte, uhm Herr Schiller zu zeigen, in wälcher grosen Achtung er bei ihm stinte.“ Viele Bekannte seien auf ihn

zugekommen und hätten ihn gefragt: „Schiller ist Ihr Freund?“ „Sie beneiden uns orntlich darum.“ „Jetzt ging ich nach Hause,“ plaudert sie weiter, „kein Mänsch wußte, daß ich an Ihnen geschrieben, ich fing an zu erzehlen, was ich geschrieben, und der alte liebe ehrliche Vatter fing an zu weinen. Wir hatten anoch einen Gulten und konnten schon lange nicht mer schlafen aus Besorgnis, wo wärten mir Hülfe hernehmen. Von Gott und gute Mänschen, sagt' ich. War hab ich gesprochen.“

Aber seine Verhältnisse waren durch die augenblickliche Lösung dieser einen brennenden Verpflichtung keineswegs geordnet. Von seinen Briefen aus dieser Zeit sind gerade die nach der Solitüde leider nicht erhalten, aber die Vorwürfe und Klagen des Vaters zeigen, wie diese quälende Lage fortfuhr, das Verhältnis zwischen ihnen zu trüben. So heißt es am 23. September 1784: „Hier sitz ich, habe Seine Briefe vor mir und bin dadurch für Unmut bis zu Thränen gerührt. Schon lange habe ich Seine gegenwärtige Lage voraussehen können, zu der der Anfang schon in Stuttgart gemacht worden. Ich habe Ihn treulich dafür gewarnt, Ihm die beste Anweisung gegeben, allen Aufwand, der Sein Einkommen übersteigt, zu vermeiden und sich in keine Schulden zu verwickeln, die zwar geschwinde gemacht, aber schwer zu bezahlen sind. Er hat alle meine Gründe bestritten und nur solchen Phantasien und Leuten gefolgt, die Ihn ins Verderben stürzen mußten.“ Schiller muß auf solche Vorwürfe seinen Unmut nicht verhehlt und insbesondere starken Verdruß gezeigt haben, daß der Vater fremde Personen, die nach Mannheim reisten, beauftragte, seine dortige Lebensweise zu beobachten. Das griff nun wieder dem Alten an sein unantastbares Vaterrecht und er beklagt sich am 12. Januar 1785, daß der Sohn ihn deswegen tadle, und zwar, wie er hinzufügt, „auf eine mir sehr empfindliche Art.“ „Lieber Sohn,“ sagt er, „das Verhältnis zwischen einem guten Vater und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehenden Sohne kann den letzteren niemals berechtigen, das, was der erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbstgemachten Erfahrungen jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen.“

Aber auch abgesehen von diesen drückenden Verhältnissen wurde ihm der Aufenthalt in Mannheim immer mehr verleidet. Zwar war ihm eine gewisse äußere Anerkennung im Januar 1784 zu teil geworden, indem er („der durch seine Gedichte bekannte Litterat Schiller“) als ordentliches Mitglied in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft aufgenommen und alsbald auch in den Vorstand gewählt wurde. Da diese Gesellschaft unter dem unmittelbaren Schutze des Kurfürsten stand, der auch jedes neugewählte Mitglied zu bestätigen hatte, so war er dadurch gewissermaßen Unterthan dieses Fürsten geworden, was ihm seinen würtembergischen Verhältnissen gegenüber immerhin von Wert sein mußte; und so faßte er es auf. „Kurpfalz ist jetzt mein Vaterland,“ schreibt er an seinen alten Freund Zumsteeg, „denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protektor der Kurfürst ist, bin ich nationalisiert und kurfürstlich pfalzbairischer Unterthan.“ In einer öffentlichen Sitzung der Gesellschaft am 26. Juni 1784 las er seine Abhandlung „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, die er später unter dem Titel „Die Schaubühne als moralische Anstalt“ in seine Werke aufnahm.

Konnte er sich solcher Anerkennung freuen, so gestaltete sich doch sein Verhältnis zum Theater immer unerfreulicher. Der Don Karlos rückte nur langsam vor, so daß

die Hoffnung immer mehr schwand, das bedungene dritte Stück rechtzeitig zu vollenden. Dalberg war infolgedessen wenig geneigt, den Vertrag zu erneuern, und unter den Schauspielern hatte Schiller wenig wahre Freunde: teils verstanden sie ihn nicht, teils fühlten sie sich durch seine Ueberlegenheit oder auch durch seine Kritik bedrückt; es fanden versteckte Angriffe und kleinliche feindselige Ränke gegen ihn statt, die, wie es scheint, zum Teil sogar von Iffland ausgingen, dem bei seinen eigenen dramatischen Produktionen Schiller wohl als Nebenbuhler unbequem war, wenn er auch äußerlich nach wie vor bei seiner Verehrung für den großen Dichter verharrte. Es ging so weit, daß im August 1784 ein höchst jämmerliches Machwerk von Gotter „Der schwarze Mann" auf die Bühne kam, in welchem die Rolle eines Theaterdichters Namens „Flickwort" eine unverkennbare gehässige Satire auf Schiller enthielt. Wir besitzen von Iffland, der diesen „Flickwort" selbst gespielt hatte, einen Brief an Dalberg vom 19. September 1784, der ganz darauf abgesehen scheint, Schiller bei dem Intendanten aus dem Sattel zu heben, obwohl der Verfasser überall die höchste Achtung vor dem Dichter zur Schau trägt. Er erwähnt da auch die Aufführung des „schwarzen Mannes" und nimmt die Miene des Bedauerns darüber an: „Wir hätten das Stück niemals geben sollen. Aus Achtung für Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums (das ihn ohnehin nicht ganz fasset) den ersten Stein auf Schiller geworfen. Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Bilde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von ihm genommen, die Unverletzlichkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten?" Er macht dann dem Intendanten eingehende Vorschläge für den Spielplan des bevorstehenden Winters, worin von Schillers Stücken nur der noch nicht geschriebene Don Karlos vorkommt!

So kam es, daß der Vertrag nicht erneuert wurde, und somit war eigentlich am 1. September 1784 sein Verhältnis zum Mannheimer Theater rechtlich gelöst. Im Sommer hatte er den Vorschlag gemacht, eine „Mannheimer Dramaturgie" herauszugeben, der Plan scheiterte aber, weil Dalberg durchaus kein Opfer aus der Theaterkasse bringen wollte. Jetzt entschloß er sich, eine Monatsschrift zu begründen, die sich ebenfalls an das Theater anlehnen sollte: die „Rheinische Thalia." Aus der Ankündigung dieser Zeitschrift im November 1784 spricht deutlich das Gefühl, daß ihn kein Band mehr mit Mannheim verknüpfe, indem er alle seine früheren Verbindungen für aufgelöst erklärt: „Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehör' ich jetzt an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werd' ich mich stellen." Diesem Gefühle, mit dem ihn „etwas Großes anwandelt," muß man den stark aufgetragenen, zum Teil etwas gespreizten Ton der Ankündigung zu gute halten. Hier veröffentlichte er in den nächsten Jahren die meisten seiner Dichtungen. In der Theaterkritik, die einen wesentlichen Teil des Blattes ausmachen sollte, beurteilte er die Schauspieler mit Offenheit und schonte ihre Empfindlichkeit nicht, wodurch sich sein Verhältnis zu ihnen immer weniger erfreulich gestaltete. „Madam Rennschüb," schreibt er einmal, „würde eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung [illegible] in acht nehmen wollte." „Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus soviel er wenigstens davon auswendig wußte." In einem Brief an Dalberg [illegible]5 klagt er bitter darüber, daß Kabale und Liebe durch das nach-

lässige Einstudieren „ganz in Lumpen zerrissen“ worden sei, daß er „statt seines Textes nicht selten Unsinn habe anhören müssen.“ „Mir selbst,“ fügt er mit berechtigtem Stolz hinzu, „kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“

---

6. Innere Not.

„Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir.“
Brief an Körner vom 10. 2. 1785.

Was ihn aber weit mehr noch als alle diese unerquicklichen äußeren Verhältnisse in Mannheim beunruhigte und peinigte, waren innere Bedrängnisse, in die sein Herz ihn versetzte. Zwar das Bild Charlottens von Wolzogen war allmählich in ihm verblaßt, wenn er auch dem lieblichen, aber weder an Geist noch Gemüt eigentlich bedeutenden Mädchen immer ein freundliches Andenken bewahrte. In Mannheim lernte er zuerst größere Kreise feiner und vornehmer Geselligkeit kennen, vor allem bei Dalberg, wo er besonders anfangs öfter zu Tische war, und bei dem Hofkammerrat und Buchhändler Schwan, in dessen gastfreiem Haus sich die litterarische und theatralische Welt abendlich zu versammeln pflegte. Schwans schöne Tochter Margarete verfehlte nicht des Eindrucks auf den Dichter, er las ihr neugedichtete Scenen aus seinen Stücken vor und fand an ihr eine kluge und teilnehmende Beurteilerin. Eine eigentliche Leidenschaft zu ihr ist nie in seinem Herzen entstanden; Margarete war eine geistvolle und weltgewandte Dame, aber mehr eine kalte Natur; doch blieben sie stets auf gutem freundschaftlichem Fuße. Ebenso stand er mit der ungewöhnlich schönen Schauspielerin Karoline Ziegler, die seinen Freund, den trefflichen Heinrich Beck heiratete, in freundlicher Beziehung und heiterem Verkehr, und von einer lebhafteren Neigung zu der liebenswürdigen achtzehnjährigen Katarina Baumann, die z. B. die Luise Millerin entzückend spielte, werden allerhand Züge berichtet. Indes alle diese Beziehungen drangen nicht tiefer in das Herz des Vierundzwanzigjährigen ein und waren keineswegs dazu angethan, ihn ernstlich zu beschäftigen oder zu beunruhigen.

Aber im Mai 1784 kam Frau Charlotte von Kalb nach Mannheim. Sie stammte aus demselben Geschlechte der Marschalk von Ostheim, dem Henriette von Wolzogen angehörte, und war zwei Jahre jünger als Schiller. Sie hatte eine freudlose Jugend ohne Sonnenschein verlebt. „Du solltest nicht dasein,“ rief die Großmutter, die auf einen männlichen Enkel gerechnet hatte, gleich nach der Geburt dem Kinde zu. Noch im Kindesalter verlor sie beide Eltern und sah mit an, wie von ihren Schwestern eine nach der andern nach Familien- und Standesrücksichten verheiratet wurde, bis die Reihe auch an sie kam. Ohne eine Spur von innerer Neigung mußte sie dem Major Heinrich von Kalb, der damals in französischen Diensten stand, zum Altar folgen (25. Oktober 1783). Eine ungewöhnlich tiefe, durch und durch innerliche Natur, oft von krankhaftem, traumähnlichem Empfindungsleben, fand sie bei ihrem Gatten, einem Manne des praktischen

Lebens und frohen Lebensgenusses, kein Verständnis, wenn sie ihm auch ihre Achtung nicht versagen konnte.

Jetzt kamen sie beide von den Ostheimschen Gütern in der Nähe von Meiningen auf der Reise nach Landau, wo der Major von Kalb in Garnison lag, durch Mannheim, und Reinwald, der Charlotten als eine Verehrerin Schillers kannte, hatte ihr einen Brief an den Dichter mitgegeben. So wurden sie bekannt, und Schiller verlebte mehrere höchst angeregte Tage in der Gesellschaft des jungen Ehepaares, indem er den kundigen Führer in Mannheim abgab. Er hatte gleich einen nachhaltigen Eindruck von



Anna Margarete Schwan.

Charlotten empfangen, es war die erste wirklich bedeutende Frau, mit der er sich näher berührte. Im August siedelte sie auf die Dauer nach Mannheim über, während ihr Mann in Landau blieb und sie wöchentlich ein paarmal besuchte. Jetzt bildete sich bald zwischen ihr und unserm Dichter ein vertrautes freundschaftliches Verhältnis. Besonders in den einsamen und zurückgezogenen Wochen, die sie nach der Geburt ihres ersten Sohnes verlebte, war er fast ihr einziger, stets gern gesehener Gesellschafter. Auch mit ihrem Manne, der den geistvollen und liebenswürdigen Dichter zu schätzen wußte, stand er im besten Einvernehmen; und wenn der Major in Mannheim war, wurde gern heitere Geselligkeit gepflegt, wobei Schiller durch den Umgang mit den weltgewandten

Offizieren ebenso wie durch Charlottens edle und anmutige Weiblichkeit sich äußerlich und innerlich gefördert fühlte. Sie nahm an allem Geistigen und Litterarischen lebhaften Anteil, und Schiller schätzte ihr feinsinniges und verständnisvolles Urteil überaus hoch. Als er ihr den Anfang des Don Karlos vorlas, machte er denselben Fehler im Vortrag wie damals beim Fiesko, und genau mit demselben Erfolg. Sie schwieg und wich schonend einem bestimmten Urteil aus; als er aber wiederholt um ihre aufrichtige Meinung über den Wert seiner Arbeit bat, faßte sie die Sache von der launigen Seite,



Karoline Ziegler.

brach in ein helles Lachen aus und sagte: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben." „Nein, das ist zu arg!" erwiderte dieser, warf seine Schrift voll Aerger auf den Tisch, nahm Hut und Stock und entfernte sich augenblicklich. Sie griff sofort nach dem Heft und hatte kaum die erste Seite heruntergelesen, als sie ihres Irrtums gewahr wurde und sogleich dem Bedienten schellte, um den Dichter mit den freundlichsten Worten wieder zu sich bitten zu lassen, da sie noch gar nichts Schöneres als dies von ihm gelesen habe. Aber, klüger als damals der gute Streicher, nahm sie ihn tüchtig in die Schule und erklärte ihm, daß seine Dichtungen durch die heftige Art seines Vortrags unausbleiblich verlieren müßten.

Als gegen Ende Dezember 1784 der Herzog Karl August von Weimar sich für einige Zeit am Hofe zu Darmstadt aufhielt, benutzte die gewandte Charlotte von Kalb ihre Bekanntschaft mit den dortigen Kreisen und veranlaßte Schiller, indem sie ihm ein Schreiben an eine ihr befreundete Dame am Darmstädter Hofe mitgab, dorthin zu gehen, um sich dem Fürsten vorstellen zu lassen, der in ganz Deutschland als der erste Beschützer aller geistigen Bildung verehrt und gepriesen wurde. Es gelang. Karl August



Charlotte von Kalb.

kam dem Dichter sehr liebenswürdig und zwanglos entgegen und gestattete, daß er am Abend des 26. Dezembers ihm in Anwesenheit des Darmstädter Hofes den ersten Akt seines Don Karlos vorlas. Sein Vortrag muß durch seine geschmackvolle Freundin schon beträchtlich gebessert gewesen sein, denn der Eindruck war allerseits ein sehr günstiger, und Karl August gab seiner freundlichen Gesinnung dadurch Ausdruck, daß er den Dichter am folgenden Tage zum Rat ernannte, in einem eigenhändigen Schreiben: „Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doktor Schiller, erteile ich Ihnen den Charakter

als Rat in meinen Diensten; ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können." Streicher macht hierbei die Bemerkung: „Konnte dieses einsilbige Wörtchen (Rat) den Verdiensten des schon damals alles überragenden Dichters auch keinen neuen Glanz verleihen, so hatte es für die Gegenwart dennoch die Wirkung eines Talismans." Und in der That, nun hatte er ja den „Charakter," den er in jenem Briefe an Christophine vermißte, und in der Heimat wie im Elternhause machte es immerhin Eindruck, daß jetzt ein anderer Fürst, und noch dazu ein so vollgiltiger Richter, ihn für den Seinen erklärte und seine Hand schützend über ihn ausstreckte. Er selbst wurde dadurch freier und sicherer in seinem Auftreten.

Aber aus seinem Verkehr mit Frau von Kalb entwickelte sich je länger je mehr ein leidenschaftliches und ihn beängstigendes Verhältnis. Denn Charlotte, die in ihrer Ehe kein Glück fand, schmiegte sich mit schwärmerischer Neigung an den Dichter, und auch er konnte der glühenden und liebenswürdigen Frau gegenüber, deren geistige Bedeutung und Gemütstiefe er immer mehr empfand, auf die Dauer sein Herz nicht wahren. Sie standen offenbar an einem gefahrdrohenden Abgrunde. Ein genauerer Einblick in die stufenweise Entwickelung dieser Leidenschaft wird uns durch kein unmittelbares Zeugnis gegeben. Aber welche Qualen und Erschütterungen er durchzumachen hatte, zeigen vor allem jene beiden von tiefster Erregung eingegebenen Dichtungen, die dieser Zeit angehören, die „Freigeisterei der Leidenschaft" (später, sehr verkürzt, „Der Kampf" genannt) und die „Resignation," die beiden „ungestümsten Dichtungen" (wie Minor sagt), „die je aus seiner Feder geflossen sind." Es hat Augenblicke gegeben, wo der Sturm der Empfindung sie beide dahinzureißen schien, wo „Erhörung auf ihrem brennenden Munde zitterte." Wenn es aber dann heißt: „Mir schauerte vor dem so nahen Glücke — ich Rasender, und ich errang es nicht!", so sehen wir, wie er den schweren Kampf, „den Riesenkampf der Pflicht" kämpfte, wie er den schweren Sieg errang und die Geliebte „blutend aus dem wunden Herzen" riß. Aber es bemächtigte sich seiner eine tiefe Sehnsucht nach Aenderung seiner Lage. Jetzt fühlte er sich innerlich wie äußerlich in Mannheim unglücklich.

---

7. Rettung.

„In dieser Umarmung heilt mein krankes Herz."
Don Karlos.

In dieser Stimmung erwachte in ihm die Erinnerung an ein freundliches Zeichen herzlicher Zuneigung, das er vor mehreren Monaten erhalten hatte. Es war im Juni 1784, als ihm unangekündigt und völlig überraschend aus Leipzig eine Zusendung kam. Der Urheber war Christian Gottfried Körner, Konsistorialrat in Dresden, der mit seiner Braut Minna Stock, Tochter des aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" bekannten Kupferstechers Stock, sowie deren Schwester Dora und dem jungen Schriftsteller Ferdinand Huber einen kleinen Kreis inniger Verehrer Schillers bildete. Sie hatten sich vereinigt, dem Dichter ihren Dank und ihre Huldigung darzubringen. Minna stickte eine Brieftasche, Dora, die das künstlerische Talent ihres Vaters geerbt hatte, zeichnete sich und die drei andern, Körner setzte das Lied „Amalia" aus den Räubern in Musik

und begleitete die Sendung mit einem Brief voll inniger Wärme und Verehrung. Ihre Namen hatten sie nicht genannt, doch brachte Schiller sie bald in Erfahrung. Man kann sich denken, wie diese unerwartete und zartsinnige Huldigung auf ihn wirkte. Er schreibt am 7. Juli an Frau von Wolzogen: „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein, ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die sich freuen mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Trotzdem gingen volle sechs Monate hin, ehe er antwortete. Stets hatte er unter den Sorgen und Verdrießlichkeiten seines Mannheimer Lebens, die oben geschildert worden sind, die Antwort auf „eine bessere Stunde" verschoben; aber diese Stunde blieb aus, und „in einer traurigen Stufenfolge von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete sein Herz für Freundschaft und Freude." Endlich erinnerte ihn „ein Zufall, ein wehmütiger Abend" an seine Schuld. Es war der 7. Dezember 1784, als er den Leipziger Freunden seine „schändliche Vergessenheit" abbat. „Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröte niederschreibe, welche mich vor mir selbst demütigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtisch hängen und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen scheinen." Aber er bekennt ihnen, daß ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste seien, was ihm in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren sei, daß sie ihn für mancherlei verdrießliche Schicksale schadlos gehalten, und „daß (ich sage nicht zu viel), daß Sie, meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, wieder zurücknahm".

Körner antwortete mit der herzlichsten Bitte, nach Leipzig zu kommen: „Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis." Schiller geht mit Freuden auf diese Einladung ein: „Seit Ihren letzten Briefen," schreibt er, „hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du!" Der Brief, am 10. Februar 1785 begonnen, ist unterbrochen und am 22. fortgesetzt: „In diesen zwölf Tagen ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht. Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. Zwölf Tage hab' ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte,



Christian Gottfried Körner.

davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Man hat bei diesen erregten Worten ohne Zweifel an sein Verhältnis zu Charlotte zu denken. Er wiederholt (mit den Worten seines Karlos): „Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mordes."

Mit Freuden sah der Körnersche Kreis seiner Ankunft entgegen. Nun entschloß sich Schiller auch, in einem Briefe an Huber, den neuen Freunden seine äußere bedrängte Lage (sein „Finanzsystem") zu eröffnen. Er brauchte mindestens 100 Dukaten (etwa 1000 Mark), um fort zu können; und um diese flüssig zu machen, fragt er an, ob nicht irgend ein namhafter Buchhändler in Leipzig ihm für diese Summe den Verlag der „Rheinischen Thalia" abnehmen wolle, den er bisher persönlich, aber ohne den gewünschten Erfolg, besorgt hatte. „Zum Kaufmann," fügt er mit launiger Selbsterkenntnis hinzu, „schicke ich mich überhaupt so wenig als zum Kapuziner." Wirklich ging der Buchhändler Göschen, mit dem Körner in geschäftlicher Verbindung stand, auf den Vorschlag ein, Schiller erhielt das Geld und konnte die dringendsten seiner Schulden tilgen, insbesondere die bei seinen braven Wirtsleuten. So war jene Sendung ihm wirklich zum rettenden Anker geworden, sich aus inneren und äußeren Bedrängnissen zu befreien, aus denen er sonst vielleicht keinen Ausweg gefunden hätte, und die edle Gesinnung der Geber war auf das schönste belohnt. Mit Recht sagt Streicher in seiner schlichten Weise, daß es „für denjenigen, der sich an den Werken des Unsterblichen stärkt und kräftigt, noch heute eine Pflicht ist, dabei Körners, seines unwandelbaren Freundes, eingedenk zu sein."



Minna Stock.

Am 9. April 1785 reiste Schiller aus Mannheim ab. Wie es bei seinem Abschied von Charlotte zugegangen ist, können wir nicht genauer wissen. Sie selbst hat zwar in ihren Erinnerungen (die nach ihrem Tode unter dem Titel „Charlotte" erschienen) ein Bild solches Abschieds gegeben. Aber diese Darstellungen der achtzigjährigen, erblindeten Greisin (sie starb 1843) sind so phantastisch und traumhaft, daß sie der Wirklichkeit schwerlich entsprechen. Ohne Zweifel hatte Schiller seine volle Selbstbeherrschung wiedergewonnen, dafür spricht auch die Art, wie er ihr später in Weimar begegnete. Den letzten Abend vor seiner Abreise brachte er bis Mitternacht mit dem treuen Streicher zu, der alle die Zeit so unerschütterlich bei ihm ausgehalten hatte. Aber froher und freier als bei jenem Abschied vor dritthalb Jahren konnte er jetzt in die Zukunft schauen. Es war ein wichtiger und glücklicher Wendepunkt seines Lebens. „Die Himmlischen," sagt der treue Freund am Schlusse seines Buches, „leiteten nun mit Liebe, an sanfter gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst wie seines Vaterlandes anwenden konnte."



Dora Stock.



Ludwig Ferdinand Huber.

Streicher hat seinen großen Freund niemals im Leben wiedergesehen, aber bis an seinen Tod hat er die Erinnerung an die gemeinsam verbrachten Jahre still und leuchtend als ein heiliges Vermächtnis in sich getragen; sie blieb ihm der schönste und wich-

tigste Inhalt seines zweiundsiebzigjährigen Lebens. Und einmal wenigstens hat er sich noch an ihn gewendet und die Erinnerung an die geschilderte Zeit in ihm erneut. Es war im Oktober 1795, und Schillers Antwort hat ihm gezeigt, daß seine Treue erwidert wurde: „Daß Sie mich nach einer zehnjährigen Trennung nicht vergessen haben, daß Sie meiner mit Liebe gedenken und mir ein Gleiches gegen Sie zutrauen, rührt mich innig, lieber Freund, und ich kann Ihnen auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unseres Zusammenseins und Ihre freundschaftliche Teilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben wird."

---

8. Körners Freundschaft.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein."

Christian Gottfried Körner (1756 bis 1831), drei Jahre älter als Schiller, stammte aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie in Leipzig. Er hatte nach strenger Erziehung im Hause seines Vaters, der dort Superintendent war, und nach ernster wissenschaftlicher Vorbereitung auf der Fürstenschule zu Grimma sich dem Studium der Rechte gewidmet und war jetzt seit 1783 Rat im Oberkonsistorium zu Dresden. Seit einigen Jahren mit Minna, eigentlich Maria Stock (1762 bis 1843) verlobt, hielt er sich, soviel sein Dresdener Amt es zuließ, in Leipzig auf, wo der ihm befreundete, noch sehr jugendliche Huber (1764 bis 1804) sich mit Minnas älterer Schwester Dora Stock (1760 bis 1832) verlobt hatte; und diese vier Personen bildeten einen innig vertrauten, geistig angeregten Kreis, in dem für Kunst und Poesie geschwärmt und insbesondere Schillers jugendlich wilde, aber ideale Dichtungen mit immer neuer Begeisterung gelesen und in ihrer stürmischen Größe mit Entzücken empfunden wurden. Der Gedanke jener Sendung an unsern Dichter war bei einem solchen begeisterten Zusammensein von Dora ausgegangen. Man kann sich denken, daß das lange Ausbleiben jeder Nachricht die Freunde sehr enttäuschte und ernüchterte, so daß Huber, der von Anfang an einige Bedenken gehabt hatte, gespottet haben soll: „Euer poetischer Räuberhauptmann wird wohl bei Laura am Klavier in Entzücken schwelgen und sich wenig um die Schäferinnen an der Pleiße kümmern." Um so größer war natürlich der Jubel, als nun doch eine Antwort eintraf; und welche tiefe Genugthuung mußten die trefflichen Absender empfinden, als sie gewahr wurden, daß sie dem so hochverehrten Dichter nicht nur eine flüchtige, frohe Empfindung bereitet, sondern zur rechten Stunde geradezu rettend in sein Schicksal eingegriffen, ihn aus harter äußerer Bedrängnis und innerer Verzweiflung befreit hatten. Mit Ungeduld erwarteten sie nun seine Ankunft.

Am 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein und stieg im Blauen Engel (jetzt Russischer Hof) ab, „zerstört und zerschlagen," wie er an Huber schreibt, „von einer

Reise, die mir ohne Beispiel ist; denn der Weg zu Euch, meine Lieben, ist schlecht und erbärmlich, wie man von dem erzählt, der zum Himmel führt!" Körner war gerade in Dresden abwesend, und so lernte er vorerst nur Huber und die beiden Schwestern Stock kennen. Aber Körner begrüßte seine Ankunft aufs freudigste in einem Briefe, der mit den Worten beginnt: „In einer unaussprechlich seligen Stimmung setze ich mich hin, an meinen Schiller zu schreiben," und in dem er sein Herz rückhaltlos dem Freunde erschließt. Schiller antwortete in der gehobensten Stimmung mit dem herzlichen Zurufe: „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will!" So war der vertrauteste Bund geschlossen, noch ehe sie sich persönlich kannten, und Körner bringt dem Freunde, den er



Leipzig. Blick auf einen Teil der Stadt von Osten.
Nach einem kolorierten Stich von Geißler.

noch nie mit Augen gesehen, das brüderliche Du entgegen: „Das Sie in unsern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl, mehr als wir es durch Geburt sein könnten!"

Aber es gingen noch viele Wochen hin, ehe sie sich von Angesicht kennen lernten. Auf Schiller machte die große volkreiche Handelsstadt einen bedeutenden Eindruck, er wurde durch Huber und andere neue Bekanntschaften in mancherlei Geselligkeit eingeführt, und es ist begreiflich, daß er von vielen Seiten mit Beflissenheit aufgesucht wurde. Er selbst spottet über den „Schwarm derjenigen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsumsen, einen wie ein Wundertier angaffen und sich obendrein gar, einiger vollgekleckten Bogen wegen, zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen soll; wenigstens rund geschnittene Haare, Kurierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet."

Mitte Mai vertauschte er Leipzig mit dem nahegelegenen kleinen Orte Gohlis, wo die Leipziger gern die schöne Jahreszeit zubrachten, und wo in dieser Zeit auch Huber und die Schwestern Stock wohnten. Hier hatte Schiller sein Heim in zwei merkwürdig kleinen Dachstübchen, nach Höhe und Länge kaum geräumig genug für die langgestreckten Glieder des Bewohners, in dem Hause eines Gutsbesitzers Schneider, das noch heute gezeigt und besucht wird, zumal sich die (irrige) Sage daran knüpft, hier sei das Lied an die Freude gedichtet worden, das jedoch erst mehrere Monate später entstand. Er verlebte hier einige frohe und hochgestimmte Wochen, in denen er fleißig am Karlos und an der Thalia arbeitete. Morgens, so wird erzählt, stand er oft schon mit der Sonne vor vier Uhr auf und wandelte durch die Felder, nachdenkend und dichtend, um dann in der Hollunderlaube des kleinen Gartens stundenlang zu sitzen und zu schreiben.



Schillerhaus in Gohlis bei Leipzig.
Nach einer Aufnahme von Trenkler & Co., Leipzig.

Abends versammelten sich die Freunde bei diesem oder jenem Bekannten in aufgeräumter Stimmung zu munterer, geistig gewürzter Geselligkeit. Zu diesem Kreise gehörte z. B. der Schriftsteller Dr. Albrecht mit seiner Frau Sophie, einer liebenswürdigen und geistvollen Schauspielerin, die Schillern von Frankfurt her bekannt und herzlich vertraut war, ebenso der Buchhändler Göschen, der abends von Leipzig meist herüberkam, und andere Künstler und Schauspieler. Hier war Schiller die Seele des Zusammenseins, und die Funken seines Geistes, die er anspruchslos hergab, belebten den ganzen Kreis. Seine Persönlichkeit muß schon damals etwas unwiderstehlich Gewinnendes gehabt und neben dem Geistsprühenden seiner Unterhaltung auch jenes „bequem Gesellige," was Goethe später an ihm preist, in liebenswürdigster Weise gezeigt haben. Besonders war sein neu gewonnener Freund Göschen, damals einige dreißig Jahre alt, ganz hingerissen von ihm, von seiner Sanftmut und Milde nicht weniger wie von der überlegenen Kraft seines Geistes, mit der er seine ganze Umgebung zu hohen und idealen Zielen empor-

em
in
er=
des
den
em
gte

18.

Diesen Abend, ge
Sind sie aber den L
mach mir Hoffnung
ihr nach Dresden
extrapost nähern.

ten
und
den
hrt

ter
ine
ßen
res

Mitte Mai vertauschte er Leipzig mit dem nahegelegenen kleinen Orte Gohlis, wo die Leipziger gern die schöne Jahreszeit zubrachten, und wo in dieser Zeit auch Huber und die Schwestern Stock wohnten. Hier hatte Schiller sein Heim in zwei merkwürdig kleinen Dachstübchen, nach Höhe und Länge kaum geräumig genug für die langgestreckten Glieder des Bewohners, in dem Hause eines Gutsbesitzers Schneider, das noch heute gezeigt und besucht wird, zumal sich die (irrige) Sage daran knüpft, hier sei das Lied an die Freude gedichtet worden, das jedoch erst mehrere Monate später entstand. Er verlebte hier einige frohe und hochgestimmte Wochen, in denen er fleißig am Karlos und an der Thalia arbeitete. Morgens, so wird erzählt, stand er oft schon mit der Sonne vor vier Uhr auf und wandelte durch die Felder, nachdenkend und dichtend, um dann in der Hollunderlaube des kleinen Gartens stundenlang zu sitzen und zu schreiben.



Schillerhaus in Gohlis bei Leipzig.
Nach einer Aufnahme von Trenkler & Co., Leipzig.

Abends versammelten sich die Freunde bei diesem oder jenem Bekannten in aufgeräumter Stimmung zu munterer, geistig gewürzter Geselligkeit. Zu diesem Kreise gehörte z. B. der Schriftsteller Dr. Albrecht mit seiner Frau Sophie, einer liebenswürdigen und geistvollen Schauspielerin, die Schillern von Frankfurt her bekannt und herzlich vertraut war, ebenso der Buchhändler Göschen, der abends von Leipzig meist herüberkam, und andere Künstler und Schauspieler. Hier war Schiller die Seele des Zusammenseins, und die Funken seines Geistes, die er anspruchslos hergab, belebten den ganzen Kreis. Seine Persönlichkeit muß schon damals etwas unwiderstehlich Gewinnendes gehabt und neben dem Geistsprühenden seiner Unterhaltung auch jenes „bequem Gesellige,“ was Goethe später an ihm preist, in liebenswürdigster Weise gezeigt haben. Besonders war sein neu gewonnener Freund Göschen, damals einige dreißig Jahre alt, ganz hingerissen von ihm, von seiner Sanftmut und Milde nicht weniger wie von der überlegenen Kraft seines Geistes, mit der er seine ganze Umgebung zu hohen und idealen Zielen empor=

em
in
er=
des
ien
em
gte

18.

Diesen Abend,
Band in aber den
macht mir Hoffnung
ihr nach Dresden
extrapost nähern.

ten
und
den
hrt

ter
ine
zen

die [illegible]
und [illegible]
kleine[illegible]
Glied[illegible]
gezeig[illegible]
an d[illegible]
verlet[illegible]
an de[illegible]
vor [illegible]
in de[illegible]

Aber
Stin[illegible]
der
volle[illegible]
war,
ande[illegible]
und
Sein[illegible]
nebe[illegible]
Goet[illegible]
sein
von
seine[illegible]

führte: „Er hat uns," schreibt er wenige Monate danach an einen Freund, „oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit ermuntert, ja alle unsere Kräfte, jeder in seinem Fache, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd' ich mich seiner mit Freuden erinnern." Eines Abends brachte Göschen einen Fremden mit nach Gohlis: es war der Professor Moritz aus Berlin, derselbe, der vor kurzem Schillers Kabale und Liebe so herb und ungerecht öffentlich geschmäht hatte. Hier zeigte



Georg Joachim Göschen.

Schiller durch die That, daß jene gerühmte Milde nicht etwa bloß äußerlich angenommen war. „Der beleidigte Dichter empfing seinen feindseligen Kritiker mit einer Achtung und Zuvorkommenheit, welche diesen sofort entwaffnete" (Minor). Er zog auch ihn in den Bann seiner Persönlichkeit, so daß Moritz am andern Tage beim Abschied ihn gerührt umarmte und ihn seiner ewigen Freundschaft versicherte.

Endlich nahte nun der Tag heran, dessen sehnsuchtsvolle Erwartung unsern Dichter alle diese Zeit her in der behaglichsten Gegenwart oft ungeduldig gemacht hatte, seine persönliche Begegnung mit Körner.*) Am 1. Juli 1785 trafen sie sich verabredetermaßen

*) Jonas, Schillers Briefe I, 417 weist auf einige Schwierigkeiten in der Datierung ihres ersten Zusammentreffens hin.

in Kahnsdorf, einem kleinen, nahe bei Leipzig gelegenen Orte. Einzelheiten ihres Zusammentreffens sind uns nicht berichtet, aber die hochgespannte Erwartung eines jeden von der Persönlichkeit des andern wurde beiderseits aufs schönste erfüllt und übertroffen. Sie blieben den Tag in Gesellschaft Hubers und der beiden Mädchen zusammen, im vollen Genuß der für immer besiegelten Freundschaft, und Schiller ließ zwei Tage darauf den heißesten Dank und die bewährteste Freundesneigung in einem begeisterten Briefe ausströmen: „Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt als sie mir zusagte, hat mir in Ihren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals noch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Teuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen."

Aus einigen Andeutungen und Versicherungen über buchhändlerische Beziehungen und litterarische Unternehmungen, die diesen Brief beschließen, hörte der feinfühlige Freund heraus, daß Schiller sich noch immer in bedrängten Geldverhältnissen befand, und mit edler Offenheit räumt er auch hier die letzte Zurückhaltung fort: „Ueber die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest Du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? Warum schreibst Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? — Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du imstande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinetwegen nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist." — Wenn etwas der selbstlosen Größe dieser Freundesgesinnung gleichkommt, so ist es die Art, wie Schiller sie aufnimmt und erwidert: „Du hast recht, lieber Körner, wenn Du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, die ich hatte, Dir meine Verlegenheit zu gestehen. Verzeih mir's, bester Freund. — Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltsamen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen." Das letzte Siegel reinsten Seelenadels drückt endlich Körner dieser Angelegenheit auf, indem er abschließend antwortet: „Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß

ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist."

So war unserm Dichter „der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein." Und diese Freundschaft, ein erhebendes Musterbild deutschen, idealen Sinnes, hat von beiden Seiten keinen Wandel erlitten bis zu Schillers Tode. Ehe Körner ihn persönlich kannte, schrieb er einmal, gleichsam gegen das Vorgefühl von Schillers geistiger Ueberlegenheit sich wehrend, Freundschaft müsse auf Gleichheit beruhen, und „wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl bei einander sein soll." Nun sah er wohl, daß dieser Wunsch vergeblich sei, und fühlte je länger je mehr, daß jener an Geisteskraft wie ein Riese neben ihm stand. Aber zu seinem Glücke hatte er auch dasjenige gefunden, was, wie Goethe sagt, das einzige, aber sichere Rettungsmittel gegen große Vorzüge eines andern ist: die Liebe. Und er hatte doch auch seinerseits in diesem Bunde genug einzusetzen, um sich als ebenbürtigen Freund zu fühlen: vor allem das lautere Gold seines Charakters. „Nichts geht über das Vergnügen, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich." So urteilte Schiller am 4. Dezember 1788 in einem Brief an seine spätere Frau, und so hat er stets geurteilt. Aber auch des Freundes klares, sachliches, unbestochenes Urteil war für Schiller von unschätzbarem Wert, ebenso seine ausgebreiteten sicheren Kenntnisse, und nicht zum wenigsten sein „glückliches Talent zur Begeisterung," das er schon in einem seiner ersten Briefe freudig an ihm rühmt. Mit voller Bestimmtheit schreibt Schiller am 1. Februar 1790: „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten als mit mir, und ich ebensowenig." Und so ist es geblieben. Das schönste Denkmal dafür ist ihr Briefwechsel, der von nun an eine Hauptquelle für Schillers Leben bildet. Flossen auch später, nach der Bekanntschaft mit Goethe, die Briefe zeitweise etwas spärlicher, so bleiben sie doch immer reich an Auf-



Minna Körner geb. Stock.
Nach dem Ant. Graff'schen Oelbildnis gemalt 1784. Original im Körnermuseum.

in Kahnsdorf, einem kleinen, nahe bei Leipzig gelegenen Orte. Einzelheiten ihres Zusammentreffens sind uns nicht berichtet, aber die hochgespannte Erwartung eines jeden von der Persönlichkeit des andern wurde beiderseits aufs schönste erfüllt und übertroffen. Sie blieben den Tag in Gesellschaft Hubers und der beiden Mädchen zusammen, im vollen Genuß der für immer besiegelten Freundschaft, und Schiller läßt zwei Tage darauf den heißesten Dank und die beredteste Freudenergießung in einem begeisterten Briefe ausströmen: „Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unsrer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Teuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen."

Aus einigen Andeutungen und Vorschlägen über buchhändlerische Beziehungen und litterarische Unternehmungen, die diesen Brief beschlossen, hörte der feinfühlige Freund heraus, daß Schiller sich noch immer in bedrängten Geldverhältnissen befand, und mit edler Offenheit räumt er auch hier die letzte Zurückhaltung fort: „Ueber die Geldangelegenheit müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest Du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? Warum schriebst Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? — Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du imstande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinetwegen nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist." — Wenn etwas der selbstlosen Größe dieser Freundesgesinnung gleichkommt, so ist es die Art, wie Schiller sie aufnimmt und erwidert: „Du hast recht, lieber Körner, wenn Du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, die ich hatte, Dir meine Verlegenheit zu gestehen. Verzeih mir's, bester Freund. — Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltsamen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen." Das letzte Siegel reinsten Seelenadels drückt endlich Körner dieser Angelegenheit auf, indem er abschließend antwortet: „Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß

und fuhren sie nach Loschwitz, wo Körner am schönen Elbufer einen Weinberg besaß. Schiller war über die Reize der Gegend ebenso entzückt wie über die ihm so ungewohnte Behaglichkeit des Daseins. „Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war ein Vorschmack von allen folgenden. Während Dorchen und Minna auspackten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden! Diese Nacht habe ich zum erstenmale unter einem Dache mit unsern Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern Nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klaviere spielen; Du glaubst nicht, wie mich das belebte."



Don Karlos-Pavillon auf Dr. Körners Weinbergsgrundstück.
Nach dem im Körnermuseum befindlichen Originalgemälde von T. Faber. 1823.

In diesem behaglichen Kreise liebenswürdiger und treuer Menschen verweilte Schiller nun fast zwei Jahre, bald in Loschwitz, bald in Dresden. Zunächst blieben sie die schönen Herbstmonate noch draußen auf dem Weinberge, wo Schiller besonders das „artige Gartenhäuschen oben auf der Höhe" in sein Herz schloß, weil von dort „die Aussicht und der Untergang der Sonne ganz zum Entzücken" war. Es bemächtigte sich seiner eine innere Freudigkeit und gehobene Stimmung; der tief in seiner Natur begründete hohe und starke Idealismus, der durch die Widerwärtigkeiten und herben Erfahrungen der letzten Jahre zurückgedrängt worden war, kam jetzt sozusagen gewaltsam zum Ausbruch und schlug in hellen Flammen empor. Ein Denkmal davon ist das „Lied an die Freude," das um diese Zeit entstanden ist. Hier läßt er sein ganzes, von Freundschaft und Freude volles Herz ausströmen. Derselbe Dichter, der vor wenigen

schlüssen über äußere und innere Verhältnisse. Vertrauensvoll legt Schiller bis zuletzt dem Freunde alles vor, was ihn bewegt.

Aber der Umgang in Leipzig und Gohlis, so erfreulich er ihm sonst war, konnte ihm, nachdem er Körner persönlich kennen gelernt hatte, nicht mehr genügen, es zog ihn unwiderstehlich nach Dresden. Körner stand auf dem Punkte, sich zu verheiraten. Sein Vater hatte anfangs seine Wahl stark gemißbilligt und bis zu seinem Tode im Januar 1785 sich nur widerwillig darein gefügt, als der Sohn, ohne Härte und Bruch, aber unerschütterlich an seiner Geliebten festhielt. Jetzt wurde alles vorbereitet, und am 7. August fand in Leipzig die Hochzeit in kleinem Freundeskreise statt. Schiller be-



Dr. Körners Weinbergsgrundstück in Loschwitz.
Oelgemälde von Gust. Müller. Im Körnermuseum.

gleitete das junge Paar bis Hubertusburg und kehrte dann nach Gohlis zurück, um ihre erste häusliche Einrichtung abzuwarten. Auf dem Rückwege hatte er den Unfall, daß er mit dem Pferde stürzte und sich die rechte Hand quetschte, so daß er mehrere Wochen lang nicht schreiben konnte. Als nun auch „düstere und feindselige Herbsttage" eintraten, konnte er seine Sehnsucht nicht länger bezwingen und fuhr nach Dresden. Die Landschaft auf der Hinreise entzückte ihn lebhaft. Als auf einmal, und ihm zum erstenmale, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie er vor Freude laut auf, weil eine „schwesterliche Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz seiner frühen Kindheit" ihn plötzlich an seine „vaterländischen Fluren" erinnerte.

Am 11. September 1785 traf er in Dresden ein. „Die Freude des Wiedersehens," schreibt er an Huber, „und eines solchen Wiedersehens war himmlisch." Den

Abend fuhren sie nach Loschwitz, wo Körner am schönen Elbufer einen Weinberg besaß, und Schiller war über die Reize der Gegend ebenso entzückt wie über die ihm so ungewohnte Behaglichkeit des Daseins. „Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorschmack von allen folgenden. Während Dorchen und Minna auspackten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. O liebster Freund, das sollen göttliche Tage werden! Diese Nacht habe ich zum erstenmale unter einem Dache mit unsern Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern Nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klaviere spielen; Du glaubst nicht, wie mich das belebte."



Don Karlos-Pavillon auf Dr. Körners Weinbergsgrundstück.
Nach dem im Körnermuseum befindlichen Originalgemälde von T. Faber. 1823.

In diesem behaglichen Kreise liebenswürdiger und treuer Menschen verweilte Schiller nun fast zwei Jahre, bald in Loschwitz, bald in Dresden. Zunächst blieben sie die schönen Herbstmonate noch draußen auf dem Weinberge, wo Schiller besonders das „artige Gartenhäuschen oben auf der Höhe" in sein Herz schloß, weil von dort „die Aussicht und der Untergang der Sonne ganz zum Entzücken" war. Es bemächtigte sich seiner eine innere Freudigkeit und gehobene Stimmung; der tief in seiner Natur begründete hohe und starke Idealismus, der durch die Widerwärtigkeiten und herben Erfahrungen der letzten Jahre zurückgedrängt worden war, kam jetzt sozusagen gewaltsam zum Ausbruch und schlug in hellen Flammen empor. Ein Denkmal davon ist das „Lied an die Freude," das um diese Zeit entstanden ist. Hier läßt er sein ganzes, von Freundschaft und Freude volles Herz ausströmen. Derselbe Dichter, der vor wenigen

Monaten in der „Resignation“ die erschütternde Klage erhob, daß „des Lebens Mai ihm abgeblüht habe,“ der den „Vollmachtbrief zum Glücke“ unerbrochen zurückgab, weil er „nichts von Glückseligkeit“ wisse, ruft jetzt der Menschheit zu: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ und ist innig von der gläubigen Zuversicht durchdrungen, daß „überm Sternenzelt ein lieber Vater wohne.“

Aber nicht bloß schäumende Begeisterung, auch harmlose Heiterkeit ist das Gepräge dieser von äußeren Erlebnissen wenig bewegten Zeit. In Körners Hause war zwar kein sehr lebhafter geselliger Verkehr, aber er lernte doch manchen bedeutenden Mann in Dresden kennen, so den berühmten Porträtmaler Anton Graff (1736—1813), dem wir das bekannte ausgezeichnete Bildnis unseres Dichters verdanken. Besonders aber zog ihn immer wieder der Reiz der landschaftlichen Umgebung an. Oft wanderte er an dem schönen Elbufer hinauf und hinab, oder fuhr nach dem nahen Blasewitz hinüber, wo er im Hause der Besitzerin des sogenannten Schenkgutes gern gesehen war und mit der Tochter Justine (genannt „Gustel“) in freundlichem und neckischem Verkehr stand, so daß er dem heitern Mädchen später noch in der „Gustel von Blasewitz“ ein Denkmal gesetzt hat. Auch mancherlei poetische Scherze zeigen die behagliche Stimmung dieser Zeit. An einem kalten Herbsttage, so wird erzählt, fuhr die ganze Körnersche Familie aus, um einen Besuch in Pillnitz zu machen. Man lud Schiller ein mitzufahren, allein dieser wollte sich lieber seinem Don Karlos widmen und begab sich, da im Wohnhaus gebaut wurde, in das Häuschen des Winzers nebenbei, wo sich auch das Waschhaus befand. Unglücklicher Weise aber hatte die Frau Konsistorialrätin, in der Meinung, Schiller fahre mit, alle Schränke und den Keller zuschließen lassen. Es war daher für nichts gesorgt, und er war ohne Speis' und Trank, ohne Holz sogar, um sein Zimmer heizen zu lassen. Kaum hatte er sich trotzdem in seine Dichtung vertieft, so wurde er durch das nahe Klatschen der Wäsche und das Schwatzen der Weiber gestört, während Körners, um das Unglück voll zu machen, eines heftigen Gewitters wegen (wenn die Sage wahr



Schiller. Nach dem Gemälde von Anton Graff.

erzählt) die ganze Nacht fortblieben. Am andern Morgen überreichte Schiller der Hausfrau ein Gedicht: „Unterthänigstes Pro memoria an die Konsistorialrat Körnersche weibliche Waschdeputation in Loschwitz, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter," worin er in drolliger Weise sein Mißgeschick beschreibt:

„Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tobaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig."

Er jammert, daß er „Empfindung und Gefühl" „aus hohlem Herzen" pumpen müsse und mit „angefrornem Finger" „Feuer aufs Papier gießen" solle; das „Flügeltier" trägt ihn nach dem Königsschloß in Madrid, und eben belauscht er „die junge Fürstin Eboli im süßen Liebesrausche":

„Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle!

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei,
Beim Hemderwaschen holen!"

Mit ebenso glücklichem Humor ist ein dramatischer Schwank verfaßt, der, wie es scheint, zwei Jahre später zu Körners Geburtstag am 2. Juli 1787 scherzhafterweise aufgeführt wurde: „Körners Vormittag", oder, wie der erste Herausgeber (1862) ihn benannt hat „Ich habe mich rasieren lassen." Körner steht frühmorgens in seinem Zimmer in Schlafrock und Pantoffeln und freut sich auf den „herrlichen Vormittag" bis zur Sitzung des Konsistoriums; er will sich nur schnell noch von seinem Diener Gottlieb rasieren lassen. Aber nun kommt Störung auf Störung: Schiller, der Manuskript zur Thalia verlangt, ein Bekannter, der Musikalien bringt, Professor Becker mit allerhand Neuigkeiten, Dora, die mehr Wirtschaftsgeld braucht, der Schneider zum Anprobieren der Weste, der Schuster, die Stiefel anzumessen; dazwischen will ihm Minna noch rasch eine Tasse Kaffee bringen und Huber eine Abhandlung über Rienzi vorlesen.

Minna (tritt auf) Mach, mach, Körner, daß du in die Session kommst! Eben hat's zehn Uhr geschlagen.

Körner. Ich bin auch gleich fertig. Gieb mir einen Kuß, kleine Maus.

Minna. Willst du noch eine Tasse, Körner?

Körner. Gieb mir noch eine Tasse, Miezchen.

Huber (tritt auf) Ich bringe dir den Rienzi, Körner. Hast du Zeit, so will ich ihn vorlesen.

(Schuster kniet und mißt Stiefel an, Gottlieb rasiert, Minna bringt eine Tasse, Huber geht auf und ab, liest.)

Huber. „Rom ist zweimal der Sitz einer Universal" —

Schuhmacher. Hohe oder niedere Absätze, Herr Oberkonsistorialrat?

Körner. Mittel.

Huber — „einer Universalmonarchie gewesen."

Minna. Ist der Kaffee auch süß genug, Körner.
Körner. Ja, kleine Maus.
Huber. „Rom ist zweimal der Sitz einer Universalmonarchie gewesen.“
Minna (giebt ihm eine Ohrfeige) Pack Er ein mit Seinem Wisch — Esel! (ab).

Und so geht's weiter, man kommt nicht zu Atem. Graf Schönburg will einen Schimmel verkaufen und Geld leihen und knallt mit der Peitsche, Frau Wolfin fragt nach der „scharmanten Leinwand,“ Dora braucht Geld um Rechnungen zu bezahlen, ein Kandidat überreicht ehrerbietig seine Dissertation De transsubstantiatione — und plötzlich ist es ein Uhr, für's Konsistorium ist es zu spät! „Aber lieber Gott, wie hast Du den ganzen Vormittag hingebracht,“ rufen Dorchen, Schiller, Minna und Huber gleichzeitig. Körner (in wichtiger Stellung): „Ich habe mich rasieren lassen.“ — Die drollige und harmlose Darstellung der Züge des täglichen Lebens, die dabei fortwährend den echten Dramatiker zeigt, ist ein hübscher Beleg dafür, welche Gabe Schiller auch zur Komik hatte, von der sich ja in seinen ersten Stücken mehrfach bemerkenswerte Spuren finden (Spiegelberg, der Mohr, Miller) und ebenso noch in Wallensteins Lager, die aber später freilich fast ganz verschwindet.



Anton Graff. Selbstbildnis 1795.

Die dichterische That dieser Dresdener Jahre ist die Vollendung des Don Karlos. Außerdem fallen in dieselbe Zeit einige erzählende Dichtungen, nämlich „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ und „Der Geisterseher,“ beides Meisterstücke der Darstellungskunst unseres Dichters, auch darin bezeichnend, daß man in der epischen Erzählung unausgesetzt den Dramatiker spürt, an dem feurigen Puls der Darstellung, an dem raschen Schritt der Handlung sowie an der wirkungsvollen Gruppierung des Ganzen. In der erstgenannten Erzählung, die er ausdrücklich „eine wahre Geschichte“ nennt, führt er in der Person des „Sonnenwirtes“ das Schicksal eines würtembergischen Verbrechers Namens

Schwan vor und bringt durch alles, was er erzählt, in ergreifender Weise den Gedanken zum Ausdruck, daß ein Mensch, dem die Gesellschaft wegen eines entschuldbaren Vergehens durch Zuchthausstrafe die Ehre raubt, tiefer und tiefer sinken und schließlich zum Mörder werden wird. Der „Geisterseher" ist ein frei erfundener Roman. Sein Held ist ein edler protestantischer Prinz, der in die Netze einer meisterhaft organisierten katholischen Gesellschaft verstrickt und zum Uebertritt in die alleinseligmachende Kirche getrieben wird. Das Werk ist Bruchstück geblieben, und wenn auch durch den zum Schluß kurz berichteten Uebertritt des Prinzen äußerlich ein gewisses Ziel erreicht ist, so fehlt doch viel, daß der Leser sich die Mittelglieder, die dazu notwendig waren, deutlich ergänzen könnte. Aber die außerordentliche Kunst des Dichters, in den Charakteren sowohl wie in dem Spannenden und Geheimnisvollen der Handlung, in der lebendigen Vergegenwärtigung der Vorgänge wie der Oertlichkeiten lassen uns das Bedauern empfinden, daß Schiller dies ganze Gebiet des Romans niemals weiter angebaut hat.



Marie Henriette Elisabeth von Arnim.

Aber trotz der sorglosen Behaglichkeit, die sein Dresdener Leben scheinbar umgab, fing er doch allmählich an, sich von dort fortzusehnen. Der Hauptgrund war ohne Zweifel, daß er das tiefe und unabweisbare Bedürfnis empfand, sich endlich ganz auf eigene Füße zu stellen. Man kann sich denken, daß ihn die noch so liebenswürdig und anspruchslos gebotene Gastfreundschaft in Körners Haus mit der Zeit innerlich bedrückte. Das Jahr, von dem Körner damals gesprochen hatte, während dessen er den Freund „aus der Notwendigkeit des Brotverdienens" setzen wollte, war vorbei, und wenn er auch durch seine Thalia in Göschens Verlag sich einigermaßen verbessert sah, so fühlte er doch je länger je mehr die Notwendigkeit, sich irgendwie eine feste Stellung zu verschaffen. Dazu kam, daß ihm Dresden, den einen Körner ausgenommen, zu wenig geistige Anregung bot, und daß er sich nach einem Orte sehnte, wo er andere geistige und litterarische Größen und damit die Vollendung und Reife seiner eignen Kunst finden konnte. Endlich trat im Anfang des Jahres 1787 noch ein äußerer Grund dazu. Er hatte auf einem Maskenball ein Fräulein Henriette von Arnim kennen gelernt, die ihn durch ihre liebreizende Koketterie ganz in ihren Bann zog. Es wurde ihm von verschiedenen Seiten, namentlich von Körners bedeutet, daß die Geliebte und besonders ihre Mutter, die Witwe eines Offiziers, die einer herabgekommenen Adelsfamilie angehörte

und in sehr bedenklichem Leumund stand, nur ihr Spiel mit ihm trieben. Er glaubte den Anschuldigungen nicht und hatte Gelegenheit, die Schöne im Hause seiner Freundin Sophie Albrecht, die jetzt mit ihrem Manne in Dresden wohnte, und alsdann auch wiederholt bei Arnims selbst zu sehen und immer tiefer in seine Leidenschaft zu geraten. Frau Minna Körner soll es gewesen sein, die nicht abließ ihn zu warnen. Henriette hatte dem Dichter die Weisung gegeben, seinen abendlichen Besuch zu unterlassen, wenn er in einem gewissen Zimmer ihrer Wohnung Licht sehe. Minna brachte in Erfahrung, daß an solchen Tagen dann begünstigtere und reichere Liebhaber dort verkehrten. So ließ er sich von den Freunden bestimmen, im April 1787 auf einige Wochen Dresden zu verlassen und in dem nahegelegenen Tharand Wohnung zu nehmen, wo er in der schönen Waldeinsamkeit, wie es scheint, das Gleichgewicht seines Gemüts wiederfand, wenn er auch die Verbindung mit Arnims noch keineswegs abbrach und nur nach heftigem Kampf allmählich von seiner Verblendung geheilt wurde.

Aber Dresden war ihm nun umsomehr verleidet, und er entschloß sich, Körners gastliches Haus zu verlassen. Der Ort, wohin er sich wenden wollte, war Weimar. Zwar waren ihm in den letzten Zeiten auch höchst verlockende Einladungen von Hamburg gekommen, wo der berühmte Leiter des dortigen Theaters, Schröder, ein großer Verehrer seiner dramatischen Muse, ihn gern dauernd gewonnen hätte. Aber für Weimar entschied einmal die Verbindung, in der er bereits durch jene Ernennung zum Rat mit dem dortigen Herzog stand, vor allem aber das starke Gefühl, das ihn unwiderstehlich dahin zog, wo die ersten litterarischen Größen Deutschlands, vor allem Goethe, Herder, Wieland sich zusammengefunden hatten.

---

9. Don Karlos.

„Das kühne Traumbild eines neuen Staates.“

Die Arbeit am Don Karlos erstreckt sich über einen Zeitraum von mehr als vier Jahren, von den Anfangsmonaten 1783 bis in den Sommer 1787. Die Pausen zwischen der Beschäftigung mit dem Stoffe sind oft sehr lang, und Schiller hat, was er bei keinem andern seiner Dramen that, umfangreiche Teile veröffentlicht, ehe das Ganze vollendet war. Es sind im wesentlichen drei Abschnitte in der Entstehungsgeschichte des Dramas zu unterscheiden, die man als die Bauerbacher, die Mannheimer und die Dresdener Periode bezeichnen kann; überaus anziehend ist es zu sehen, wie der Stoff sich ihm allmählich erweitert und zu höherer Vollendung und mächtigerem Ideengehalt emporwächst.

Zuerst hatte ihn die Geschichte ergriffen, wie sie ihm in der „historischen Novelle“ St. Reals entgegentrat, die er sich schon im Dezember 1782, kurz nach seiner Ankunft in Bauerbach durch Reinwald schicken ließ. Ein kurzer Plan des Stückes, der sich aus dieser Zeit erhalten hat, ist zwar nicht geeignet, ein deutliches Bild von der beabsichtigten Handlungsführung zu geben, ist aber darin bezeichnend, daß er noch gar nichts von den politischen Ideen enthält, die jetzt einen so wichtigen Teil des Ganzen ausmachen.

Zwar hatte Schiller, wie ein Brief an Reinwald lehrt, wenigstens den Kampf auf religiös-kirchlichem Gebiet, die Befehdung der Inquisition, von vornherein im Auge, aber auch diese muß immerhin mehr ein Beiwerk gewesen sein, da in dem Entwurf nichts darauf hinweist. Damit hängt zusammen, daß die Person des Marquis Posa nur von geringer Bedeutung war und vom dritten Akt an gänzlich verschwand.

Die zweite Stufe der Entwickelung, die Mannheimer Periode, wird uns durch die zwei ersten Akte vergegenwärtigt, wie sie in den drei ersten Thaliaheften bruchstückweise erschienen. Der Unterschied ist bedeutend. Zunächst ist die Liebe, die das Hauptthema bildet, nun erst wirklich veredelt. Die Königin zeigt dem Prinzen nicht mehr Gegenliebe, wie in jenem Entwurf, sondern sie weist ihn mit hoheitsvollen Worten auf seine Pflichten gegen seine Völker hin; sie ist aus einer beklagenswerten Fürstin, die zwar schön und liebenswürdig, aber doch ohne tiefere Eigenschaften war, zu einer Frau von höchstem sittlichem Adel geworden, ohne dabei irgend etwas von ihrer anmutsvollen, herzgewinnenden Weiblichkeit einzubüßen, durch und durch Schillers Eigentum und eine der herrlichsten Gestalten, die ihm je gelungen sind. Die weitaus wichtigste Wandelung aber besteht darin, daß Karlos und sein Freund jetzt die Träger jener hohen, schwärmerischen Ideen von Freiheit und Menschenglück geworden sind, die unserm Stücke nunmehr erst seinen eigentlich bezeichnenden Charakter geben, der sich jedem Leser unverlierbar einprägt.

Wenn aber gleichwohl diese Ideen hier der übrigen Handlung des Stückes noch untergeordnet werden sollten, so ist dies Verhältnis in der dritten oder Dresdener Stufe, die uns in dem letzten (vierten) Thaliabruchstück und in der Gesamtausgabe entgegentritt, ein gerade umgekehrtes. Dies zeigt vor allem die Person des Marquis Posa. Dieser Charakter enthält in Schillers Quelle nur einige Keime von dem, was er unter seinen Händen geworden ist. St. Real schildert ihn als einen der feingebildetsten jungen Kavaliere, die mit dem Prinzen erzogen worden waren, und hebt die Freundschaft zwischen beiden hervor, wie sie selten zwischen einem Fürsten und einem Höfling bestehe. Hier knüpften die schwärmerischen Freundschaftsideen des jugendlichen Dichters an, und seine Phantasie gestaltete das Ende des Marquis, der dort vom Könige lediglich aus Eifersucht ermordet wird, zu einem freiwilligen Opfertod für den Freund um. So wurde das ursprünglich alleinherrschende Motiv der Liebe Karls zur Mutter durch die hingebende Freundschaft der beiden Jünglinge verdrängt. Nun trieben aber außerdem die politisch-religiösen Freiheitsideen, die ja im Keime ebenfalls von vornherein im Stoffe lagen, zu immer vollerer Ausgestaltung, da sie sich, einmal zur Geltung kommend, nicht bloß als Beiwerk behandeln ließen. Sie konnten aber, da Karlos durch seine verzehrende Leidenschaft zeitweise jedem andern Streben entfremdet wird, ihren vollkommensten und bewußtesten Vertreter nur in Posa finden, dessen Gestalt daher immer mächtiger emporwuchs: jetzt wurde er, der anfangs einfach „Kammerjunker des Prinzen" hieß, zum Granden von Spanien und zum Malteserritter, jetzt hören wir von seinen Heldenthaten zu St. Elmo, von seiner Entdeckung der Verschwörung in Katalonien und andern Wundern seiner Tapferkeit und Klugheit; er ist der Königin schon von früher bekannt, als ihr Ritter im Turnier, der sie zuerst den Ruhm empfinden lehrte, Königin der Spanier zu sein, daneben ein Philosoph, ein Freier, Erbe einer Million und ein größerer Fürst in seinen stillen Mauern als König Philipp auf dem Thron. Alle diese Züge sind erst jetzt hinzugefügt, und wenn er Karlos gegenüber auch schon anfangs der reifere und

überlegene Freund war, so ist doch auch hier eine ganz entscheidende Steigerung eingetreten: erst jetzt ist er in jeder Hinsicht der Führende, der Karlos ganz in seiner Gewalt hat, und zu dessen Weisheit und sicherer Leitung jener emporblickt. Nun mußte endlich auch seinem Opfertod eine andere Wendung gegeben werden; er durfte nicht mehr bloß für den Freund sterben, sondern um in ihm die Verwirklichung ihrer gemeinsamen Ideale zu retten. So hatte sich Posas Aufopferung, die anfänglich, in der Mitte des Stückes, nur ein dramatisches Motiv neben andern gewesen war, zum Ziele der ganzen Handlung entwickelt, Posa selbst war neben Karlos zu einem zweiten Helden des Dramas geworden.

Also zwei Handlungen sind in der That vorhanden: ein Liebesdrama und ein politisches Drama. Aber weit entfernt, hierin einen Einwand gegen die künstlerische Einheit unseres Stückes zu finden, wie es kurzsichtige Beurteiler gethan haben und noch thun, müssen wir dem Dichter vielmehr nur um so größere Bewunderung zollen, der die Umschmelzung der verschiedenen Bestandteile so einsichtig und so tiefgehend vollzog, daß trotzdem ein wahrhaft einheitliches Werk daraus hervorging. Bewirkt hat er dies dadurch, daß er das Verhältnis zwischen Karlos und der Königin dramatisch in den Dienst der politischen Ideen gestellt hat. Was der ganzen Gedankenwelt der beiden Freunde die bestimmte Richtung giebt, sind eben diese Ideen, die Verwirklichung des Ideals von einem Staate auf Grundlage von Freiheit, Recht und Menschenwürde; Posa nennt es „das kühne Traumbild eines neuen Staates, der Freundschaft göttliche Geburt," und spricht seine unerschütterliche Ueberzeugung von dem endlichen Siege dieses Ideals aus, wenn er im Angesichte des Todes dem Prinzen sagen läßt:

„Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein;
Ob er vollende oder unterliege,
Ihm einerlei! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahingeflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden."

Sie haben demnach gegen alle die Mächte anzukämpfen, die diesem Streben feindlich sind; das sind zunächst Alba und Domingo, darum ist der Kampf gegen sie ein wichtiger Bestandteil des Stückes. Aber weitaus der gefährlichste Gegner ihres idealen Strebens, das schwerste Hemmnis auf dieser Bahn ist die Liebe in Karlos' Brust; sie macht ihn untauglich zum Verfechter von Freiheit und Recht, sie bewirkt, daß „die letzte Hoffnung jener edlen Lande" dahinstürzt. Darum ist der Kampf gegen diese Liebe der allerwichtigste Bestandteil des Dramas. Durch Posas Einfluß und vor allem durch die Seelengröße der Königin gelingt es im ersten Akte, diesen Gegner mit Erfolg niederzuwerfen. Freilich lebte er von neuem auf, aber Posa fährt fort, mit allen Mitteln auf das Gemüt des Jünglings zu wirken, und am Schluß der Tragödie ist der Sieg über diesen gefährlichsten Feind völlig gelungen. Posas Tod hat in vollkommenster Weise den beabsichtigten erhebenden Einfluß auf den Prinzen, so daß er einsieht, daß es ein höheres und wünschenswerteres Gut gebe als den Besitz der Geliebten. Dies ist

nichts anderes, als was Elisabeth im ersten Akte meinte, wenn sie sagte: „Die Liebe ist Ihr großes Amt! Bis jetzt verirrte sie zur Mutter. Bringen Sie, o bringen Sie sie Ihren künft'gen Reichen," und ihm die wundervollen Worte zurief:

„Elisabeth
War Ihre erste Liebe, Ihre zweite
Sei Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der besseren Geliebten weichen."

Es ist hiernach klar, daß Einheit, wie man sie von einem an Handlung und Gedankengehalt so überreichen Werke nur irgend billigerweise verlangen kann, sicherlich unserm Stücke innegewohnt. Das Liebesdrama erhält durch die politische Tragödie eine höhere, über das bloß Persönliche sich erhebende Bedeutung und Würde, und dem politischen Drama wird wieder durch jenes Wärme und persönliches Interesse verliehen. Zugleich empfinden wir, daß der Untergang beider Helden aus ihrer eigenen Handlungsweise hervorgeht; denn das für beide todbringende Ereignis, Posas Opferung, folgt ebenso sehr aus Karlos' Verhalten als aus dem des Marquis. Der Verlauf der Handlung ist also im vollen Sinne ein tragischer, und nicht minder hat es der Dichter verstanden, neben dem furchtbaren Schicksal, das seine Helden zermalmt, auch das Gefühl der Erhebung in uns zu erwecken, ohne das eine wahre Tragödie nicht schließen kann. Daß ein Freund für den Freund in den Tod geht, daß ein leidenschaftlicher Jüngling die verzehrende Flamme seiner Liebe bändigt, das sind Aeußerungen einer so erhabenen sittlichen Selbständigkeit, daß sie, mit dem Feuer dramatischer Darstellung in leibhaftiger Verkörperung vorgeführt, jedes Herz hinreißen und erheben müssen. Und der Gedanke, daß die Bestrebungen der beiden Freunde zeitlich zu Grunde gegangen sind, giebt zwar dem Schlusse eine düstere, echt tragische Färbung, kann aber die starke Ueberzeugung von dem endlichen Siege der guten Sache nicht ersticken, die das ganze Stück in uns hervorgerufen hat. Zu laut und mächtig mahnend haben alle jene Worte an unser Ohr geschlagen. Etwas von jener felsenfesten Siegesgewißheit muß in das Herz des Zuhörers gedrungen sein, oder der Dichter hätte für ihn vergeblich geschrieben: Recht und Wahrheit können zwar zeitweise verdunkelt, aber niemals völlig unterdrückt werden; sie müssen endlich siegen, wäre es auch erst, wenn „Jahrhunderte dahingeflohen." Diese herrliche ideale Lebensauffassung, die wohl nie einen überzeugteren und beredteren Verkündiger gefunden hat, als Schiller, giebt vor allem gerade unserm Stücke von der ersten bis zur letzten Scene sein eigentümliches Gepräge, jenen unvergleichlichen Glanz, der das Ganze überstrahlt und die Gestalten seiner Helden verklärt. Wer dieser ganzen Lebensauffassung feindlich oder hämisch gegenübersteht, für den ist freilich das Stück nicht geschrieben, er wird das Beste in ihm nicht würdigen können. Aber anerkennen muß auch ein solcher die außerordentliche, geniale Kraft des Dichters in der Bewältigung und Gliederung des Stoffes.

Was die sprachliche Darstellung betrifft, so ist in jeder Hinsicht der Fortschritt gegen die drei Prosa-Dramen ungemein groß. Der Ausdruck ist frei von den Uebertriebenheiten und Auswüchsen der früheren Zeit, er ist durch den Vers poetisch gehoben und hat an Kraft dadurch nichts eingebüßt. Der Dichter beherrscht das neue Maß mit Meisterschaft und entfaltet einen Glanz, Reichtum und Wohllaut der Sprache, der auch den kühlsten Leser bezaubern muß.

Ebenso zeigt auch die Charakterzeichnung eine bedeutende Vertiefung und maßvollere Abrundung. Freilich ist die so starke Verschiebung der Auffassung von der ersten Konzeption bis zur Vollendung für diejenige Person, die dadurch am meisten betroffen wurde, nicht ganz ohne Schaden abgegangen. Der Dichter hat die Gestalt des Marquis Posa offenbar mit besonderer Vorliebe im Herzen getragen, und er hat sie in der That durch eine Fülle der glänzendsten Eigenschaften zu heben gewußt, so daß sie wohl für jeden Leser von einem wunderbaren Schimmer idealer Schönheit umflossen ist. Auch steht sein Charakterbild in klaren Zügen vor uns, und seine Handlungsweise ist bis in die Mitte des vierten Aktes völlig klar und verständlich; alles, was er thut, ist ebenso hochherzig wie zweckmäßig, er vereinigt in bewunderungswürdiger Weise „des Schwärmers Ernst“ und „des Weltmanns Blick.“ Aber in denjenigen Partien, die seinen Opfertod unmittelbar zum Zielpunkt haben, ist es dem Dichter nicht durchweg gelungen, uns die Motivierung seiner gewagten Schritte wirklich einleuchtend zu machen, und dies findet eben in jener Umwandlung seine Erklärung. Indes dies sind immerhin Einzelheiten; denn sonst sind alle Personen klar gedacht und mit sicherer Hand hingestellt. Unter den Hauptgestalten ist besonders König Philipp eines der vorzüglichsten Charakterbilder, die Schiller geschaffen hat. Am meisten aber tritt der Fortschritt in der Darstellung der weiblichen Natur hervor. Wenn man die Königin in ihrer hoheitsvollen Milde und echt weiblichen Anmut mit Amalia oder mit Julia und Leonore vergleicht, so wird man inne, wie viel reifer der Dichter selbst geworden, und wie ihm auch im Leben inzwischen edle Weiblichkeit nahe getreten war. Nicht ein leidenschaftlich bewegtes Weib, auch nicht ein natürliches schlichtes Mädchen giebt uns hier der Dichter, sondern eine Frau, die nach Bildung und Rang auf der Höhe des Lebens steht, und die in der tiefen sittlichen Harmonie ihres Geistes die Kraft findet, der harten Pflicht gegenüber nicht nur ihr eigenes Empfinden zum Schweigen zu bringen, sondern auch den unglücklichen, von Leidenschaft verzehrten Jüngling mit sanfter Festigkeit auf die richtige Bahn zu weisen. Jenes irrtumslose Treffen des Richtigen auf sittlichem Gebiete, jener schöne sittliche Takt, den unser Dichter später so oft als einen besonderen Vorzug edler Weiblichkeit gepriesen hat, ist in ihr aufs anmutigste verkörpert:

„In angeborner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eignem Beifall nie geträumt.“

Als ein großer Meister zeigt sich Schiller auch hier wieder in der historischen Farbengebung. Wir atmen spanische Luft; die strenge Förmlichkeit und Hofetikette, die Unfreiheit gegenüber dem Glauben wie dem unumschränkten Alleinherrscher tritt uns fühlbar entgegen; eine Fülle spanischer Besonderheiten, Einrichtungen, Oertlichkeiten wird berührt, und doch nie so aufdringlich, daß der allgemein menschliche Gehalt beengt würde. Dadurch wird die Vereinigung des Individuell-Wirklichen mit dem Allgemein-Giltigen ins Leben gerufen, auf der alle wahre Poesie beruht. Hiermit hängt auch das richtige

Treffen des Hoftones zusammen, gewiß keine leichte Aufgabe für unsern Dichter. Ueber diese Seite der Darstellung hat Richard Wagner in seinen Abhandlungen „Deutsche Kunst und deutsche Politik" ein treffendes Wort bewundernden Lobes ausgesprochen: „Was hier dem deutschen Geiste gelungen war," sagt er, „ist und bleibt erstaunlich. In welcher Sprache der Welt, bei Spaniern, Italienern oder Franzosen, finden wir Menschen aus den höchsten Lebenssphären, Monarchen und spanische Granden, Königinnen und Prinzen, in den heftigsten und zartesten Affekten mit solch vornehmer, menschlich adelicher Natürlichkeit, zugleich so fein, witzig und sinnvoll vieldeutig, so ungezwungen würdevoll und doch so kenntlich erhaben, so drastisch und ungemein sich ausdrückend? Wie konventionell und geschraubt müssen uns dagegen die königlichen Figuren eines Calderon, wie vollständig lächerlich nicht gar die höfisch-theatralischen Marionetten eines Racine erscheinen! Selbst Shakespeare, der doch Könige und Rüpel gleich richtig und wahrhaftig sprechen lassen konnte, war hier kein ausreichendes Muster, denn die vom Dichter des Don Karlos beschrittene Sphäre des Erhabenen hatte sich dem Blick des großen Britten noch nicht eröffnet."

Alle diese Vorzüge wirkten zusammen, um den Erfolg des Don Karlos zu einem ganz außerordentlichen zu machen. Er entzündete eine tiefe Begeisterung für die hohen Ideen, die in ihm zu so starkem und glühendem Ausdruck kamen. Allerdings beruht das Stück insofern auf denselben Anschauungen, wie die drei ersten Dramen, als ein ausdrücklicher Kampf gegen die bestehende Ordnung durch sie alle hindurchgeht, der Dichter also noch nicht, wie vom Wallenstein an, zu einer wirklich objektiven Darstellung gelangt ist. Aber während es in den Prosadramen bei dieser Verneinung bleibt, ist jetzt im Don Karlos etwas Neues hinzugekommen. Was uns hier ergreift, ist nicht bloß der tobende Zorn eines Karl Moor, nicht bloß der glühende Haß aus Kabale und Liebe, sondern die begeisterte Hingabe für das Edle und Gute reißt uns mit sich fort, wenn mit Posas mächtigen Worten „das kühne Traumbild eines neuen Staates" vor unsrer Phantasie aufgebaut wird. Daher war die Aufnahme, vornehmlich bei der Jugend, eine überaus begeisterte. Man empfand, daß hier der Zusammenstoß alter und neuer Zeit dargestellt war. Die Zukunft freier Völker war die hohe Verkündigung des Stückes, die ihm alle Herzen gewann und den Dichter nun erst recht zum Liebling des deutschen Volkes machte.





Weimar im Jahre 1776.

Drittes Buch.

Lehrjahre 1787—1794.

1. Weimar.

„O Weimar, dir fiel ein besonder Los,
Wie Bethlehem in Juda klein und groß."
Goethe. Miedings Tod.

Mit schmerzlichem Abschied, aber guten Mutes, trennte sich Schiller von dem Körnerschen Hause; er selbst wie die Freunde dachten nur an eine kurze Entfernung von Dresden, nicht an eine dauernde Uebersiedlung. Und doch stand er wieder an einem bedeutsamen Abschnitt seines Lebens, er ging der Stätte entgegen, wo er für immer bleiben und je länger desto fester Wurzel schlagen sollte. Die Wanderzeit war vorüber, ernste Lehrjahre sollten ihn zur vollen männlichen Reife führen.

Weimar hat seine hohe Bedeutung als Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation während der glänzendsten Zeit unserer Litteratur vor allem der Herzogin Anna Amalia zu danken. Diese vortreffliche Fürstin, die, als 1758 ihr Gemahl starb, in ihrem 19. Lebensjahre bereits Witwe und Mutter zweier Söhne war, hatte ihre schwere Aufgabe mit Geist und Thatkraft gelöst. Unter ihrer vormundschaftlichen Regierung blühte das Land in jeder Hinsicht auf, und der scheinbar gar nicht so bedeutsame Entschluß, daß sie 1772 Wieland zum Erzieher der beiden Prinzen Karl August und Konstantin berief, sollte den Grund zu einer unvergleichlichen Entwickelung legen. Seit 1775 war Karl August selbständiger Herzog, seit demselben Jahre Goethe hier einheimisch, wenige Jahre darauf auch Herder. Der kleine thüringische Hof wurde zum Sammelpunkt einer Fülle erlesener Männer und des regsten geistigen Lebens, in Weimar, in Jena, „auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal." — Jetzt trat derjenige, zunächst noch mit zweifelndem Schritt, auf diesen Boden, dessen Vereinigung mit Goethe erst den vollsten Glanz, den unvergänglichsten Schimmer für alle Zeit an den Namen Weimar knüpfen sollte.

Als Schiller am 21. Juli 1787 die Stadt betrat, war hier gerade eine stille Zeit. Goethe war seit fast einem Jahre in Italien abwesend, der Herzog ebenfalls kurz vor

Schillers Ankunft auf längere Zeit verreist; auch seine Gemahlin, die junge Herzogin Luise, wurde erst in einigen Wochen wieder erwartet.

Die erste Bekannte, die er gleich am Tage seiner Ankunft hier aufsuchte, war Charlotte von Kalb, die seit einiger Zeit in Weimar wohnte und ihn „mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartete.“ Schiller scheute sich nicht vor der Begegnung mit ihr, die vielmehr seinem Entschluß, sich hierher zu wenden, noch den letzten Druck gegeben



Anna Amalia. Nach dem Gemälde im Wittumspalais in Weimar.

hatte. Zwar schreibt er an Körner, ihr erstes Wiedersehen hätte etwas „Gepreßtes und Betäubendes“ gehabt, aber er war sich der sicheren Ueberwindung seiner Leidenschaft klar bewußt; und wenn auch ihre gegenseitige Anziehungskraft außerordentlich groß blieb, und sie sozusagen nicht von einander lassen konnten, so war das Verhältnis doch wenigstens von seiner Seite fortan ein rein freundschaftliches, und auch Charlotte schien sich darein zu finden; Schiller berichtet bald, daß ihre Gesundheit wieder hergestellt und sie „bis zum Mutwillen munter“ sei.

Aber auch die neuen Kreise berührte er gleich in den ersten Tagen. Von den anregenden litterarischen Größen waren die wichtigsten Wieland und Herder. Zuerst besuchte er Wieland, zu dem er, wie er an Körner schreibt, „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen" gelangte. Der Dichter des Oberon nahm ihn überaus freundlich auf (sie hatten schon früher brieflich verkehrt), und es bildete sich ein herzliches und bequemes Verhältnis zwischen ihnen. Wielands bewegliche und gutmütige, neidlose Natur hatte aufrichtiges Wohlgefallen an dem jungen feurigen Dichter, den er außerdem auch gern zum Mitarbeiter bei seinem „Teutschen Merkur" gewinnen wollte. Bald darauf sah er auch Herder, dessen Unterhaltung, wie er bekennt, „voll Geist, Stärke und Feuer" sei. „Seine Empfindungen bestehen in Haß und Liebe." „Goethe," setzt er hinzu, „liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung." Etwas befremden mußte es ja unsern Dichter, daß Herder ihn offenbar gar nicht kannte und gar nichts von ihm gelesen hatte, nicht einmal den Don Karlos. „Ich muß ihm erstaunlich fremd sein," sagt er, „denn er fragte mich, ob ich verheiratet wäre. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem man nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird." Aber das that seiner Hochachtung für Herders Geist keinen Eintrag. In ein nahes Verhältnis ist er freilich niemals zu ihm getreten.



Joh. Gottfried Herder.

Auch in die Hofkreise that er durch Wielands Vermittelung den ersten Schritt. Er erhielt bereits am 27. Juli eine Einladung von der Herzogin Mutter Anna Amalia, der vertrauten Freundin Wielands, und wurde in Tiefurt sehr zuvorkommend in ganz kleinem Kreise aufgenommen, indem außer Wieland selbst nur der Kammerherr von Einsiedel und die bekannte Hofdame der Herzogin, Fräulein von Göchhausen, anwesend waren. Schiller rühmt, daß der Empfang ohne alle Steifigkeit und Ceremoniell gewesen sei. „Ich weiß nicht," setzt er, der Hofkreise bisher nur wenig gewohnt, gewissermaßen verwundert hinzu, „wie ich zu der Sicherheit des Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behauptete. Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfe. Ihre Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarischen Riesen (ich gestehe dir's) hat meine Meinung von mir selbst — verbessert." Die feingebildete Freundin, mit der er hier und in anderen Kreisen sehr häufig zusammen war, stand ihm in solchen Dingen klug zur Seite, selbst wenn es Kleinigkeiten betraf. So erzählt er bald darauf, daß sie an einem anderen

Abend sein Benehmen zu frei genannt habe. „Sie zog mich auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, sagte sie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich gethan, nicht dieser, sondern ihr geantwortet und die Herzogin stehen lassen.“ Doch machte seine Persönlichkeit offenbar durchweg einen höchst gewinnenden und bedeutenden Eindruck; Wieland versicherte ihm nach diesem ersten Besuch, er habe die Herzogin „erobert,“ und er verkehrte überall in unbefangenster Geselligkeit. „Als wir nach Weimar zurückkamen,“ heißt es ein andermal, „fanden wir Gotter eben aus Gotha angelangt. Es formierte sich noch eine Punschpartie zwischen Solms (Graf von Solms), Einsiedel, Gottern und mir.“ Gotter war der Verfasser jenes hämischen Lustspiels „Der schwarze Mann.“ Das scheint Schiller allerdings nicht gewußt zu haben, doch war ihm seine Natur zuwider, und er versichert Körner, gelegentlich einer kurzsichtigen Beurteilung des Don Karlos durch Gotter, daß dieser ihn „schon seit vier Jahren hasse.“



Karl Ludwig von Knebel. Nach der Zeichnung von Schmeller.

So erweiterte sich seine Bekanntschaft in Weimar rasch, er verkehrte in den verschiedensten Kreisen, und sein Verhältnis zu Charlotte von Kalb war bald so bekannt und wurde allgemein mit „solcher Achtung beurteilt,“ daß man sie meist zusammen einlud. Von hervorragenden Persönlichkeiten ist vor allen noch der Major von Knebel (1744 bis 1834) zu nennen, der neben Wieland Erzieher der Prinzen gewesen war, eine ehrenfeste und gerade Natur (von Goethe der „Urfreund“ genannt). Dieser kam Schillern überaus freundlich entgegen; so veranlaßte er ihn eines Tages, mit ihm nach Tiefurt zu gehen, wo er Geschäfte bei der Herzogin hatte. Als Schiller Bedenken trug, mit zu der Fürstin einzutreten, weil er die Zeit her keine Einladung wieder erhalten hatte, versicherte Knebel, das habe nichts zu bedeuten, kündigte ihn an, und Schiller ging mit. „Hier that man nun,“ schildert er das Folgende, „auf Hofmanier sehr gnädig gegen mich, ich mußte Kaffee trinken und zwei Stück Kirschkuchen essen, der, nebenher gesagt, ganz vortrefflich schmeckte und keinen Stein hatte.“ Uebrigens war Schiller taktvoll genug, auch fernerhin nur zu kommen, wenn er ausdrücklich gebeten wurde. Noch ansprechender war ihm der Geheime Rat von Voigt, der sein Herz so gewann, daß er an Körner schreibt, er glaube dieser Mann könne vielleicht einmal sein

Bedürfnis nach einem vertrauten Freunde ausfüllen. Auch der Legationsrat Bertuch trat ihm nahe, ein wohlhabender und litterarisch angeregter Mann, der „ohnstreitig in ganz Weimar das schönste Haus“ hatte, ein geschmackvoll eingerichtetes Landhaus vorm Thore, und der jetzt gerade in Dresden gewesen und des Lobes über Körner und die Seinen voll war.

Auch das nachbarliche Jena besuchte er gegen Ende August auf sechs Tage, in Begleitung von Charlotte und einer Tochter Wielands, die an den dortigen Professor Reinhold verheiratet war. Dieser empfing ihn sehr freundlich und Schiller wohnte in seinem Hause: „Wir waren Bekannte, ehe wir die Treppe ganz hinaufgestiegen waren.“ Reinhold, nur ein Jahr älter als Schiller, war eben Professor der Philosophie geworden und ein begeisterter Anhänger Kants. „Gegen Reinhold,“ schreibt er an Körner, „bist Du ein Verächter Kants, denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse.“ Auch den Professor Schütz besuchte er, den Herausgeber der berühmten Jenaischen „Allgemeinen Litteraturzeitung,“ von deren Betrieb und Redaktion er mit großem Interesse Kenntnis nahm, und die ihn bald genug auch zu ihren Mitarbeitern zählte. „Wir sind recht gute Freunde geworden,“ schreibt er von Schütz, „er hat am Karlos viel Geschmack gefunden.“ Die Stadt Jena mit ihrer reizvollen landschaftlichen Lage, das Leben der Professoren in seiner außerordentlichen Unabhängigkeit, das alles sagte ihm sehr zu, und er lernte noch manche bedeutende Persönlichkeit aus den Universitätskreisen kennen. Auch das studentische Treiben sah er mit heiterm Blicke an: „Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erste Anblick, und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten.“



Christoph Martin Wieland. Nach dem Gemälde von Anton Graff.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Weimar folgte er einer liebenswürdigen Einladung des Majors von Knebel. Er schreibt darüber an Körner: „Ich habe am 28. August Goethens Geburtstag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Goethens Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen Damen, Voigts, Charlotten und mir. Herders beide Jungen waren auch dabei. (Herder selbst war krank.) Wir fraßen herzhaft, und Goethens Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermutet er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminiert, und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beschluß."

Aber unter dieser vielbewegten Geselligkeit traten seine ernsten Arbeiten und



Wohnhaus Wielands in Weimar.

Studien keineswegs zurück, und zwar war es jetzt vornehmlich das Gebiet der Geschichte, dem er sich mit Eifer zuwandte. Das war keine neue Neigung. Im April 1786 hatte er an Körner geschrieben: „Täglich wird mir die Geschichte teurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Ich wollte, daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz andrer Kerl sein." Aber auch schon seine Studien zum Fiesko, und in noch höherem Maße alsdann zum Don Karlos hatten ihm insbesondere das 16. Jahrhundert nahe gerückt, das er aus den Werken Robertsons (Geschichte Karls V.) und Watsons (Geschichte Philipps II.) gründlicher kennen lernte. Seinen tiefsten Anteil hatte hier der Kampf der Niederländer gegen die spanische Herrschaft. Wenn im Don Karlos das „unterdrückte Heldenvolk" gepriesen wurde, das sich gegen Alba, „des Fanatismus rauhen Henkersknecht," empörte, so entflammte sich auch jetzt seine Begeisterung durch diese Begebenheiten, „wo die bedrängte Menschheit um

ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hilfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampf siegen." Aber sein lebhafter und stets schöpferisch thätiger Geist ließ sich nie lange bei der bloßen Aufnahme eines fremden Stoffes befriedigen, sondern schritt sofort auch zum eigenen Schaffen, und so konnte er dem Drang nicht widerstehen, auch seinerseits „dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen." Im August 1787 faßte er einen allgemeinen Plan, im Verein mit anderen Schriftstellern eine „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" herauszugeben; er selbst aber versenkte sich ganz in die Geschichte der Niederländer. „Ich bin voll von meiner Materie," schreibt er schon am 18. August, „und arbeite mit Lust. Es ist gleichsam mein Debüt in der Geschichte, und ich habe Hoffnung etwas recht Lesbares zu stande zu bringen." Diese Hoffnung täuschte ihn nicht, er hatte die Freude, gleich im Anfang begeisterte Zustimmung zu finden, besonders von Wieland, dem er einen Teil im Manuskript vorlas. „Er war von dem Ding hingerissen und behauptete, daß ich dazu geboren sei, Geschichte zu schreiben. Er umarmte mich schwärmerisch und erklärte, daß ich keinen vor mir haben würde in der Geschichte. Die niederländische Rebellion müßte ich gleich ins Französische übersetzen lassen, sie würde mir einen erstaunlichen Namen machen. Alles dies, wie ich Dir versichern kann (an Huber, 26. Oktober) kommt daher, weil dieser Aufsatz das Eigentümliche hat, daß er schönen edeln Stil, Eselsfleiß, klare Auseinandersetzung und philosophische Darstellung verbindet."



Christian Gottlob von Voigt.

Dies, was Schiller hier mit einer gewissen stolzen Nichtachtung hervorhebt, sind in der That die Vorzüge seiner geschichtlichen Arbeiten. Es beginnt jetzt für ihn eine Periode, die an poetischen Erzeugnissen sehr arm ist, während sie fast alles umfaßt, was er an prosaischen wissenschaftlichen Arbeiten geschaffen hat. Er fühlte, daß er durchaus eines Gegengewichts gegen die rastlos in ihm arbeitenden Ideen und dichterischen Gestalten in einer Fülle fester, konkreter Kenntnisse bedürfe, und dazu war offenbar keine Wissenschaft so geeignet als eben die Geschichte, die ihm in mancher Hinsicht den Mangel einer ausgebreiteten Welt- und Menschenkenntnis ersetzen konnte und dabei auch den Dramatiker von seinem Gegenstand nicht gänzlich abzog. Die Entwickelung des Menschengeschlechts in Staat, Kunst und Kultur wurde von nun an eine fruchtbare Idee seines

Geistes, die ihn mächtig anzog, und die, auch als er zur Poesie wieder zurückkehrte, auf Inhalt und Gestaltung vieler seiner Dichtungen von Einfluß blieb. Er hatte aber auch noch einen äußeren Zweck zugleich im Auge. Es war ihm von vielen Seiten in Weimar und Jena nahe gelegt worden, eine Professur an der Universität Jena anzustreben, die ihm, wenn er ernstlich wolle, nicht entgehen könne, und auch dazu sollte ihm diese „solide" wissenschaftliche Arbeit die Pforte öffnen. Den Anfang veröffentlichte er zuerst im Januarheft von Wielands „Teutschem Merkur" von 1788, und der Beifall, den die Schrift fand, freute ihn zwar, doch spricht trotzdem eine gewisse Empfindlichkeit aus seinen Worten, wenn er an Körner vergleichend schreibt: „Für meinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen." Vollständig erschien es als ein besonderes Buch im Oktober 1788, vollständig, soweit er es überhaupt ausführte; denn es ist Bruchstück geblieben.

---

2. Charlotte von Lengefeld.

„Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn."
Die Künstler.

Oftmals klingt aus Schillers Briefen in dieser Zeit die Sehnsucht, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Körners hatten ihm manche Vorschläge gethan, in Weimar bot sich ihm dieses und jenes Verhältnis dar, besonders hatte wohl Wieland mit seiner zahlreichen Töchterschar zuweilen an ihn als einen lieben Schwiegersohn gedacht. „Ganz ohne Plan," schreibt Schiller am 31. März 1788 an Körner, „mag Wieland wegen meiner nicht gewesen sein; ich möchte wirklich glauben," setzt er launig hinzu, „daß er so etwas Aehnliches doch von mir erwartet haben könnte." Aber sein Herz war nirgends gebunden. Er fühlte eine Lücke in seinem Dasein. „Ich werde ewig isoliert bleiben in der Welt," schreibt er im November 1787, „ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen." All sein angenehmer und vertrauter Umgang wog ihm das nicht auf; er fühlte, daß seinem Freunde Körner seine Frau soviel sei wie ihm „Charlotte, Herder und Wieland" und alle seine sonstigen Bekannten zusammengenommen. Dann bricht wieder die Ungeduld durch, und er sagt, nach dem dreißigsten Jahre werde er überhaupt nicht mehr heiraten. „Ich bin bis jetzt," klagt er am 7. Januar 1788, „als ein isolierter, fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz." Er setzt hinzu, er habe bisher durchaus noch nicht gewählt: „Ich bin nicht im geringsten gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden."

Als Schiller diese Worte schrieb, hatte er diejenige schon gesehen, die seinem Sehnen Erfüllung bringen sollte; und wenn er auch sicherlich noch nicht „gewählt" hatte, so klingt es doch durch diese und ähnliche Aeußerungen wie eine Ahnung, daß nach

so manchem „innern Sturm und äußern Streite" jetzt „leis wie aus himmlischen Höhen die Stunde des Glückes," der innerlichen tiefen Befriedigung seines Herzens, ihm nahe.

Schon lange hatte er die Absicht gehabt, von Weimar aus einer doppelten Besuchspflicht nachzukommen, die ihm dringend am Herzen lag, in Meiningen und in Bauerbach. Christophine war seit Jahr und Tag mit Reinwald verheiratet, und Frau von Wolzogen hatte ihn wiederholt und dringend zu einem Besuche aufgefordert. So entschloß er sich gegen Ende November zu der Reise, die etwa zwei Wochen dauerte. Die Schwester traf er in leidlich zufriedener Häuslichkeit und erneuerte die innigen Beziehungen, die ihn stets mit ihr verbunden hatten; in Bauerbach machte er die Erfahrung, daß er seit jener Zeit, wo er dort „als Einsiedler" gelebt und geschwärmt hatte, ein ganz anderer geworden sei. „Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen," schreibt er an Körner, ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt was mehr." Er fügt hinzu, daß diese „große Veränderung" ein notwendiges Ergebnis seiner Entwickelung sei. „Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraum! Eure Erscheinung, unsere ganze Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!"

Auf der Rückreise begleitete ihn sein Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen eine Strecke und veranlaßte ihn, einen Tag in Rudolstadt zu verweilen, wo ihm die Familie Lengefeld verwandt war. Es war der 6. Dezember 1787, als die beiden Freunde in die reizend gelegene stille Stadt einritten. Karoline, Schillers spätere Schwägerin, beschreibt dies erste Zusammentreffen: „An einem trüben Novembertage (irrtümlich für Dezembertage) im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugier." Ein solcher Zufall war es, der ihn in den Kreis seiner künftigen Frau führte. Er schreibt an Körner: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen lernen. Eine Frau von Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide sind, ohne schön zu sein, anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte." „Die Gegend um Rudolstadt," setzt er hinzu, „ist außerordentlich schön. Ich hatte nie davon gehört und bin sehr überrascht worden."

Die verwitwete Frau Landjägermeister von Lengefeld, geborene Luise von Wurmb (1743 bis 1823), hatte ihren Gatten, einen trefflichen und hochangesehenen Mann, der an der Spitze des Forstwesens im Herzogtum Rudolstadt stand, 1776 durch den Tod verloren, so daß ihr die Erziehung ihrer beiden Töchter Karoline (1763 bis 1847) und Charlotte (1766 bis 1826) ganz anheimfiel. Sie stand dem Rudolstädtischen Hofe nahe (später sogar als Erzieherin der dortigen Prinzessinnen), und ihre Bekanntschaften reichten auch in die Weimarer Kreise, wo ihr besonders Frau von Stein, Goethes berühmte Freundin, deren Gut Kochberg kaum eine Meile von Rudolstadt entfernt lag, eine vertraute Freundin war.

So waren die Töchter dort ebenfalls heimisch und mit Goethe wohl bekannt, der, wie Karoline sagt, zu den „Hausgöttern" der Familie gehörte; daß er Charlotten, als achtzehnjähriges Mädchen, einmal im Schlitten gefahren hatte, war dieser stets eine liebe Erinnerung. Karoline, die von glänzender geistiger Begabung war, von hellem Verstande und reicher Phantasie, war schon mit sechzehn Jahren mit einem Herrn von Beulwitz verlobt, den sie 1784 ohne eigentliche Neigung heiratete, konnte aber in dieser Ehe keine innerliche Befriedigung finden. Charlotte, eine echt weibliche Natur, zunächst weniger bestechend als die beweglichere und energischere Schwester, aber von tiefem Gemüt und reinem sicherem Urteil, sollte nach dem Willen der Mutter durch die Vermittelung der Frau von Stein sich für eine Stellung als Hofdame bei der jungen Herzogin Luise vorbereiten. Diese Aussicht, zu der unter andern eine weitere Ausbildung in der französischen Sprache gehörte, war mitbestimmend für eine längere Reise nach der Schweiz, die im Frühjahr 1783 die Mutter mit beiden Töchtern, begleitet von dem damaligen Verlobten Karolinens, unternahm. Auf der Hinreise verweilten sie in Stuttgart und lernten durch Frau von Wolzogen, die ihnen verwandt war, die Familie Schiller auf der Solitüde kennen; hier schrieb Charlotte die oben angeführten Worte über die Karlsschule, die sie besuchten, in ihr Tagebuch. Sie verweilten dann ein Jahr lang am Genfer See in dem wundervoll gelegenen Vevey. „Diese Reise," sagt Karoline, „entzückte unsern jugendlichen Sinn und durchwebte unser ganzes Leben mit lichten, schönen Bildern." Als sie im Juni 1784 auf der Rückreise durch Mannheim kamen, suchten sie Schiller auf; er war nicht zu Hause, eilte aber, als er ihre Visitenkarten fand, nach dem Gasthof, wo er sie eben noch beim Aufbruch traf. So hatte er also Lotte schon vor viertehalb Jahren mit Augen gesehen, aber so flüchtig, daß er keinen dauernden Eindruck von dem siebzehnjährigen Mädchen behielt.

Jetzt dagegen fühlte er sich sofort aufs lebhafteste und wärmste angesprochen, und diese Anziehungskraft war gegenseitig. Karoline, die eine kundige Beobachterin war, schreibt: „Der Gedanke, sich unserer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unserer Freude sprach er beim Abschiede den Plan aus, den nächsten Sommer in unserm schönen Thale zu verleben." Von Weimar aus berichtet er an Frau von Wolzogen seine Begegnung mit dieser „liebenswürdigen Familie" und fügt hinzu: „Ich kann nicht anders als Wilhelms guten Geschmack bewundern, denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Notwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen, und sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein."

Daraus wurde freilich nichts, er konnte sich nicht frei machen, sondern saß „unter Folianten und alten staubigen Schriftstellern wie begraben." Aber den Don Karlos, den die Schwestern noch nicht kannten, ließ er ihnen durch Freund Wolzogen, der wieder in Rudolstadt war, überreichen. Lotte selbst bekennt später ihrem Manne: „Es war schon eine geheime Ahnung in meiner Seele, als Du den Karlos an Wolzogen schicktest. Ich behielt das Billet sorgfältig, denn ich weiß nicht, es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von Dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie Du versprochen hattest, herzukommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, daß Du kämst." Konnte er nicht nach Rudolstadt, so fügte es der Zufall, daß Lotte gegen Ende Januar nach Weimar kam, weil sie sich in den dortigen Hofkreisen bekannt machen sollte. Sie

wohnte bei Frau von Imhoff, einer Schwester der Frau von Stein, und ganz unerwartet sah Schiller auf einer Redoute die Geliebte vor sich stehen. Die Bekanntschaft war sogleich erneuert, sie blieb bis zum April in Weimar, und Schiller hatte wiederholt Gelegenheit, mit ihr zusammen zu sein. Seine wachsende Neigung ist jetzt nicht mehr zu verkennen. Zwar an Körner legt er sich noch immer den Zwang des Versteckens auf, aber in den mancherlei „Billeten," die er in diesen Monaten an Lotte selbst schrieb, tritt sein Empfinden, wenn auch zart, doch vernehmlich hervor. Sein beabsichtigter Sommeraufenthalt in Rudolstadt („worauf ich mich freue, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe") steht ihm nun ganz fest. „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster," unterbricht er einmal sein Schreiben, „und wie ich hinaussehe, sind Sie's! Ich habe Sie gesehen, und, das ist doch etwas für diesen Tag." Hübsch ist auch die Wendung, die er ein andermal braucht: „Heute würde ich mir die Erlaubnis von Ihnen ausbitten, Sie besuchen zu dürfen; aber ich bin schon von gestern her engagiert, eine Partie Schach an Frau von Koppenfels zu verlieren. Wie sehr wünschte ich nun, daß Sie eine Besuchschuld an sie abzutragen hätten, und daß Ihr Gewissen Sie antriebe, es gerade heute zu thun." Am klarsten aber zeigt sich sein Gefühl beim Abschied: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen." Da sie ihr Verhältnis zu ihm gern als „Freundschaft" bezeichnete, schreibt er, ohne diesen Namen abzulehnen: „Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne drauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird." „Sie wollen also," fährt er fort, „daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie es mir verboten hätten! — Leben Sie recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben." — Zum Abschied schrieb er ihr auch die Verse ins Stammbuch, die er später



Charlotte von Stein.

mit geringen Aenderungen in seine Gedichte aufnahm unter der Ueberschrift „Einer jungen Freundin ins Stammbuch." Wenn er sie hier so eindringlich vor der Welt warnt, die ihr Enttäuschungen bereiten werde, so liegt der Grund sicherlich darin, daß er den Plan der Mutter, Lotten an den Hof zu geben, im innersten Herzen mißbilligte. Schon im März hatte er geschrieben: „Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. Verzeihen Sie mir: so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir teuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe."

Man sieht, wie es blüht und keimt, wie zum erstenmale die volle, wahre, große



Karoline von Wolzogen.

Liebe in seiner Seele aufgeht. Wie sehr er aber diese Empfindung selbst gegen vertraute Herzen noch verhehlt, zeigt z. B. ein Wort vom 6. März an Körner, worin er eine Vermutung des Freundes, daß er „eine ernsthafte Geschichte" in Weimar habe, ablehnt und dann fortfährt: „Neuerdings ließ ich zwar ein Wort gegen Dich fallen, das Dich auf irgend eine Vermutung führen könnte — aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst (Frau von Kalb), die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnet. Wenn dieses mich weiter führt, so sei gewiß, daß Du, wie in allen ernsthaften Angelegenheiten meines Lebens, der erste sein wirst, gegen den ich mich öffne." Bezeichnende Worte für sein Verhältnis zu Körner wie zu Frau von Kalb.

Nach Lottes Abreise duldete es auch ihn nicht mehr lange in Weimar. Sobald nur die Jahreszeit es gestattete, und sobald er seine Geschichte des Abfalls der Nieder-

lande in angestrengter Arbeit soweit gefördert hatte, daß ihm sein Verleger Crusius Honorar darauf zahlte, machte er sich auf, es war Mitte Mai, und eilte nach Rudolstadt. Eine halbe Stunde südlich von der kleinen Residenz liegt, ebenfalls am lieblichen Saalufer, der kleine Ort Volkstädt, wo Lotte für den Freund eine hübsche Wohnung ausgesucht hatte, in dem Hause des Kantors Unbehaun, in dem noch heut das „Schillerzimmer" gezeigt wird. Karoline berichtet in ihrer Lebensbeschreibung Schillers von der



Charlotte von Schiller geb. von Lengefeld.

schönen und hochgestimmten Zeit, die sie hier in den folgenden Monaten verlebten: „In unserem Hause begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Kunst, Poesie und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern

kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten. Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß



Schiller. Nach dem Gemälde von Ludovike Simanoviz im Wittumspalais in Weimar.

sich ein heiteres, ideales Leben unserm inneren Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen."

Frau von Lengefeld, die chère mère, wie sie von aller Welt genannt wurde, hatte ein hübsches, gartenumgebenes Haus in der Neuen Gasse (jetzt vornehmer „Neue Straße“), die gewissermaßen ein Villenviertel Rudolstadts war, und das Nachbarhaus bewohnte Karoline mit ihrem Manne, der mit unserm Dichter in ein ganz freundliches

Verhältnis trat. Auch sonst war der Kreis der beiden Familien durch manchen Besuch belebt und erweitert, namentlich kam von Weimar öfter Knebel herüber, der, obwohl schon ein Vierziger, selbst eine stille Neigung zu Lotte hegte, ebenso Frau von Stein von dem nahen Kochberg; vom Rudolstädter Hof verkehrte der junge zwanzigjährige Prinz (später Fürst) Ludwig Friedrich gern und ungezwungen dort; er war ein Verehrer Schillers und ein junger Mann von mancherlei Talenten, der z. B. eine Zeichnung zu einer Scene aus dem Geisterseher entwarf. So war oft heiterer geselliger Verkehr, in Beulwitz' Garten wurde gelegentlich Komödie gespielt, Ausflüge und ländliche Feste mitgemacht.

Aber die schönsten Stunden waren doch die, welche Karoline beschreibt, wenn die drei gleichgestimmten, innig verbundenen Seelen allein zusammen waren. Immer unzertrennlicher fühlte sich Schiller hier gebunden, und die liebliche Gegend kleidete sich ihm in den idealischen Schimmer der aufblühenden Liebe. Machten fremde Besuche, Unpäßlichkeit oder Ungunst der Witterung ein persönliches Zusammensein unmöglich, so wanderten Briefe und Brieschen die Saale hinauf und hinab, in denen der Ton immer vertrauter wird und immer deutlicher das Gefühl hervortritt. „Der gestrige Abend," schreibt er eines Tages, „verstrich mir wieder so schnell. Ich möchte Ihnen oft soviel sagen, und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt. Bin ich bei Ihnen, so fühle ich nur, daß mir wohl ist, und ich genieße es mehr still, als daß ich es mitteilen könnte." Lotte erwidert: „Daß Sie einige Freude gestern bei uns fanden, höre ich gern; ich möchte immer, daß es Ihnen recht wohl bei uns würde, es wäre eine kleine Vergeltung für die Freude, die Ihr Umgang uns giebt." Und so heimisch ist er bereits in ihrem Hause, daß sie ihm gelegentlich ihr Zimmer zum Arbeiten anbietet: „Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch, es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigentum einmal leben." Lottens liebenswürdig heiteres Gemüt giebt sich immer ganz unbefangen: „Ich lasse es in der Natur stürmen und regnen, denn es ist in mir selbst heiter," und ein andermal, als sie in Schillers Anthologie gelesen hatte, schreibt sie: „Der schwermütige Ton, der in Ihren Gedichten herrscht, that mir weh; ich möchte, Sie sähen die Welt immer heiter an, und das Schicksal gäbe Ihnen nur Freuden." Aus Kochberg, wohin sie auf einige Tage gereist war, schreibt sie ihm: „Ich muß Ihnen doch auch einen guten Abend wünschen, daß Sie sehen, daß ich Ihrer denke (doch das wissen Sie wohl so, Sie wären sonst mein Freund nicht). Ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern gewesen, die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir, ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie."

Im August zog er „des schlechten Wetters wegen" nach Rudolstadt, um der Geliebten noch näher zu sein. „Mein Logis," heißt es da, „hätte gar keinen Fehler, wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte." Ein andermal, als Lotte ein wenig unpaß war, bietet er sich zur Gesellschaft an: „Wir leben dann den Tag so miteinander, schwatzen, lesen und freuen uns, daß wir zusammen auf der Welt sind." Auch die Anrede ist jetzt nicht mehr „Gnädiges Fräulein," sondern wird immer zutraulicher: „Liebstes Fräulein," „Liebste Freundin," und bald auch: „Bestes Lottchen," „Freundliches Lolochen."

Aber das Wort des Geständnisses blieb noch immer zurückgedrängt. Er hatte sich,

wie er an Körner schreibt, höchst ehrbar vorgenommen, „eine sehr nahe Anhänglichkeit“ an die Familie Lengefeld und „eine ausschließliche an irgend eine einzelne Person“ ernstlich zu vermeiden. Aber die Vorsätze der kühlen Vernunft hielten, wie man sieht, nicht stand, und es fehlte wenig, so wäre es schon jetzt zur Erklärung gekommen. Denn eines Tages, als er ins Haus trat, war zwischen der chère mère und Lotten über irgend etwas „ein Auftritt“ vorgefallen; Lotte war sehr bewegt und erzählte mit Thränen davon, während Karoline gerade hinausging. Schiller tröstete die Geliebte, und wie seine Stimme ihr so sanft ans Herz drang und er sie bat, es nicht so schwer zu nehmen, konnte sie sich nicht bezwingen, ihm in tiefer Bewegung die Hand zu drücken. Da wollte sich ihm das Wort über die Lippe drängen, aber in dem Augenblicke kehrte Karoline zurück, „das einzigemal,“ sagt Schiller, „wo mir ihre Erscheinung zur Unzeit kam.“ Er brach ab, und die Gelegenheit kam nicht wieder.

Ein wichtiger Tag fiel noch in diesen Sommer. Schillers erste Bekanntschaft mit Goethe. Dieser, seit drei Monaten aus Italien zurück, hatte einige Tage in Kochberg verweilt und kam von dort eines Sonntags, am 7. September, mit Herrn und Frau von Stein nebst Frau Herder und einigen andern Weimarer Damen nach Rudolstadt zum Besuch der ihm herzlich befreundeten Lengefeldschen Familie. Die Schwestern setzten große Hoffnung auf die Begegnung der beiden Dichter, und Schiller selbst war voll Ungeduld. Hatte er doch schon im Juli an Körner geschrieben: „Ich bin sehr neugierig auf ihn, auf Goethe; im Grunde bin ich ihm gut, und es sind wenige, deren Geist ich so verehre,“ und an einen andern Freund: „Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. Wenige Sterbliche haben mich so interessiert.“ Aber der Erfolg blieb hinter diesen Erwartungen zurück. Das Zusammensein in größerer Gesellschaft war einer näheren Berührung ohnehin ungünstig, und Goethes damalige Stimmung war gar nicht dazu angethan; ihn bedrückten noch die Erinnerungen aus Italien, er fühlte sich unfrei, die Lösung seines Verhältnisses zu Frau von Stein, deren Gast er war, lag ihm in Gedanken. Karoline urteilte, sie hätte von Goethe mehr Entgegenkommen, von Schiller mehr Wärme erwartet; aber beides war nach der Lage der Dinge unmöglich: Goethe war von ganz anderen Gefühlen beherrscht, Schiller konnte sich nicht aufdrängen. So klingt denn auch sein Bericht an Körner trotz des lebhaften Eingangs: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen!“ doch höchst zurückhaltend. Er spricht zunächst von seinem Aeußern: „Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien.“ Er schließt: „Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders

angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." Ausgezeichnet ist die Klarheit und Sicherheit dieses Urteils, wenn es auch zum Glück durch die spätere Entwickelung glänzend widerlegt wurde. Auch ist er gerecht genug hinzuzufügen: „Indessen schließt sichs aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

So weit übrigens, wie sie meinten, standen die beiden Dichter schon damals nicht mehr auseinander. Man erinnert sich der Worte Goethes, er habe sich, als er mit den reinsten Kunstanschauungen aus Italien heimkehrte, „zwischen Ardinghello (von Heinse) und Franz Moor eingeklemmt" gefunden. Aber Schiller hatte ja auch seinerseits „Franz Moor" längst überwunden, und gerade jetzt vollzog sich in ihm ein überaus wichtiger Schritt der Annäherung ihrer Anschauungen: es war die Zeit, wo er sich zum erstenmale in die Welt der Antike, in die griechische Dichtung versenkte. Davon legen die wenigen dichterischen Erzeugnisse dieser Jahre beredtes Zeugnis ab. Im März 1788 noch von Weimar aus schreibt er an Körner, er freue sich nach so langer Pause wieder das Gebiet der Dichtkunst betreten zu haben: „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht." Es waren „Die Götter Griechenlands," jener schwungvolle Ausdruck der sehnsüchtigen Begeisterung, mit der er jetzt die griechische Welt umfaßte: betroffen von der ungeahnten Schönheit, die sich hier vor seinen Blicken aufthat, fühlt er sich im Tiefsten angezogen von dieser phantasievollen Natur- und Weltanschauung, während ihm die wissenschaftlich reiferen religiösen Vorstellungen der neueren Zeit, als bloß verstandesmäßig, daneben nüchtern und gemütlos vorkommen, die Natur ihm „entgöttert" scheint:

„Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr.
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie widerhallen leer."

Das sind ergreifende Klänge eines Dichtergeistes, der „das Land der Griechen mit der Seele sucht." Sollte Goethe darin nicht einen verwandten Ton erkannt haben? In der That war dies die erste Dichtung Schillers, über die er sich anerkennend geäußert hat.

Die Begeisterung für die Griechen nahm Schiller natürlich auch mit nach Volkstädt. Sein eigentliches Arbeitspensum ist hier freilich immer „Der Abfall der Niederlande," und Lotte und Karoline nehmen an jedem Bogen der Ausarbeitung und des Druckes teil; daneben auch am Geisterseher. Ueberhaupt war er bei all diesen persönlichen Beziehungen und Abhaltungen überaus fleißig und arbeitete „wie ein Lasttier" (an Reinwald 9. Juli). Aber was er den Schwestern besonders gern vorlas, war Homers Odyssee in Voßens jüngst (1781) erschienener Uebersetzung. „Ich lese jetzt fast nichts als Homer," heißt es im August; und da hat er sich mit seinen Zuhörerinnen so an den homerischen Wortfall gewöhnt, daß er morgens scherzhaft anfragt: „Wie haben Sie die Nacht in Ihrem zierlichen Bette geschlafen? Sagen Sie mirs in ein paar geflügelten Worten. Aber ich bitte, daß Sie mir die Wahrheit verkünden; Lügen werden Sie nicht sagen, denn Sie sind viel zu verständig" u. s. w. „Was macht Ihre Schwester? liegt sie noch im weichen, schön geglätteten Bette?" Und Lotte antwortet in

demselben Tone: „Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert“ u. s. w. Aber einmal war seine liebste Zuhörerin über der Odyssee sanft eingeschlafen; da muß sie seinen Spott hören: „Auf Stolbergs Iliade schlief ich so fest, wie Lottchen auf die Odyssee, wenn ich sie vorlese.“ „Aber heute,“ fügt er hinzu, „müssen Sie mir wieder von diesem Opium nehmen, ich kann Ihnen nicht helfen.“ Und sie wehrt sich: „Wir freuen uns auf Ulysses und die liebliche Penelope. Ich bin recht munter, und das Opium wird nicht wirken.“ So geht der heitere Ton und die gute Laune durch alle diese kleinen Bezeugungen gegenseitiger herzlicher Neigung. Sie versichert ihm, als ein Unwohlsein ihm die Nachtruhe störte, daß sie ihm gern eine Nacht von ihrem guten Schlaf opfern würde, und er wird nicht müde, den Schwestern freundliche Grüße zu senden, und „der Weisheit und der Bequemlichkeit“ einen „recht schönen guten Morgen zu wünschen.“ Die Weisheit wurde Lotte, die Bequemlichkeit Karoline im Scherz genannt.

Aber der Sommer ging vorbei, so sehr ihn auch Schiller ausdehnte. Er konnte sich nicht zur Heimkehr entschließen und blieb bis in den Oktober und November; endlich aber mußte doch geschieden sein. Sein Geburtstag am 10. November war der letzte Tag seines Zusammenseins mit den geliebten Menschen. Gleich früh erhielt er einen Gruß von Lotte: „Ich muß Ihnen, und sollten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen, lieber Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schätze, und dessen Freundschaft einen schönen Glanz um mein Dasein webt. — Ich freute mich schon heut beim Erwachen, daß Sie noch mit uns sind. Lotte.“ Herzlich erwidert er: „Dank Ihnen beiden, daß Sie einen freundlichen Anteil an meinem Geburtstag nehmen. Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahre doch alles geschehen kann. Heut vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt, und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen!“

Er war dann den Nachmittag und Abend bei ihnen, am 12. wollten die Schwestern nach Erfurt reisen, er nach Weimar. Am Zwischentage dachte er erst daran, sie nochmals aufzusuchen, entschied sich aber, da sie auch durch die „Zurüstungen zur Reise“ behindert sein würden, dahin: „Es ist besser, wir haben uns gestern für einige Monate zum letztenmal gesehen.“ Noch am Abend schreibt Lotte: „So sind wir denn wirklich getrennt, kaum ist's mir denkbar! Noch sehen wir einerlei Gegenstände, die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einen schönen Glanz Sie einhüllen, lieber Freund!“ Und selbst noch am Reisetage früh fügt sie einen allerletzten Gruß hinzu: „Noch einen schönen, freundlichen guten Morgen von mir. Leben Sie noch einmal wohl und vergessen uns nicht; doch nein, dies werden Sie nicht. Adieu! Adieu! Mir ist's heut früh, als sähen wir uns bald wieder!“ Ihre Wege waren bis Teichröda dieselben, hier gabelt sich die Straße rechts nach Weimar, links nach Erfurt. Schiller, der etwas früher abfuhr, schreibt am folgenden Tage: „Wie oft habe ich mich gestern nach Ihnen umgesehen, ob Ihr Wagen mir nicht nachkäme, und als ich den Weg nach Erfurt vorbei war, wie schwer fiel mir das aufs Herz!“ Und Lotte: „Bis Teich=

röden war ich immer in dem Gedanken, Sie noch zu begegnen; aber als ich sahe, daß unser Weg nun ganz anders wurde, fiel es mir schwer aufs Herz."

So war dieser Sommer nun endgiltig vorbei. Aber sein verklärender Schimmer leuchtete beiden durchs ganze Leben, und ihre Herzen hatten sich für immer unzertrennlich gefunden.

---

3. Der Professor.

„Beschäftigung, die nie ermattet."
Die Ideale.

Wenn auch noch umwoben von den Erinnerungen des Sommers, vertiefte sich Schiller nun wieder mit aller Kraft in seine Arbeiten. Der Abfall der Niederlande war vollendet, aber neue geschichtliche Studien ließen ihn nicht los, teils auf die Fortsetzung des Werkes bezüglich, teils andere Unternehmungen, die ihn einerseits immer tiefer in die Wissenschaft der Geschichte hineinführen, dann aber vornehmlich dem Zwecke dienen sollten, seine Einnahmen auf eine gewisse Höhe zu bringen. Denn jener „allgewaltige Mammon," den schon der Regimentsmedikus verwünscht hatte, wollte sich auch seitdem noch immer keine bleibende Stätte unter seinem Dache angewöhnen. Außer der oben erwähnten Sammlung der „merkwürdigsten Verschwörungen und Rebellionen," von denen nur ein Band 1788 erschien, plante er noch die Herausgabe eines zweiten ähnlichen Werkes, für das er verschiedene Schriftsteller unter seinem Namen vereinigte: „Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten," wofür er selbst außer den allgemeinen Einleitungen manches übersetzte und bearbeitete, und wovon der erste Band im Spätherbst 1789 erschien.

Aber damit war seine litterarische Thätigkeit bei weitem nicht beschlossen. Für drei Zeitschriften hatte er Beiträge zu liefern und entwickelte eine überaus vielseitige journalistische Betriebsamkeit: die „Thalia" erschien nach wie vor in Leipzig bei Göschen in monatlichen Heften unter seiner Redaktion. Hier hatte er 1787 den Anfang des Geistersehers veröffentlicht und gab in den beiden folgenden Jahren die Fortsetzungen, die ihm mehrfach großes Kopfzerbrechen kosteten, ebenso einzelne, zum Teil sehr wertvolle geschichtliche Aufsätze. Zweitens war er durch Wieland am „Teutschen Merkur" stark beteiligt; er lieferte für ihn die „Götter Griechenlands" und viele prosaische Stücke, vor allem die „Briefe über Don Karlos," von denen Körner äußerte, sie seien ihm eines der liebsten von Schillers prosaischen Produkten, indem er schlicht und treffend hinzufügt: „Der Ton gefällt mir sehr, weder affektierte Bescheidenheit noch Selbstlob." In der That sind gerade diese Briefe (wie fast alle Selbstrezensionen Schillers) ein bewunderungswürdiger Beweis dafür, wie sehr er es verstand, sich außerhalb seines Werkes zu stellen. Der wichtigste Inhalt besteht gegenüber manchen wunderlichen Mißverständnissen in dem Nachweis der Einheit des umfangreichen Stückes, ein Nachweis, der ihm ohne Zweifel glänzend gelungen ist, wenn man auch gegen manche andere Ausführungen des Kritikers Bedenken erheben kann. Endlich drittens hatte ihn der Professor Schütz, mit dem er in Jena bekannt geworden war, ohne Säumen als Mitarbeiter für die „Allgemeine Litteraturzeitung" eingefangen. Für diese schrieb er in diesen Jahren außer einigen kleineren Rezensionen nur eine, allerdings überaus bedeutsame Anzeige: „Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe." Diese Rezension, die wenige Tage nach dem Zusammentreffen

beider Dichter im September 1788 erschien, war die erste Gelegenheit, bei der Schiller öffentlich ein Urteil über Goethe abgab. Es ist bekannt, daß er hier ein Bedenken gegen Egmonts dramatischen Charakter ohne Rückhalt ausspricht, indem er die Sorglosigkeit des Helden zu weitgehend findet und namentlich daran Anstoß nimmt, daß er nach dem ernsten Gespräch mit Oranien auch nicht einen Augenblick die drohende Lage ins Auge faßt, sondern nur daran denkt, „die sinnenden Runzeln von seiner Stirn durch ein freundliches Mittel wegzubaden." Es ist unmöglich, das Zutreffende dieser Bemerkung zu verkennen, die sich zumal der energischen Natur des Dramatikers unabweislich aufdrängen mußte. Uebrigens aber ist die ganze Besprechung in wohlthuender Weise durchzogen und durchwärmt von aufrichtiger Begeisterung für den Dichter. „Man wird nicht aufhören können," heißt es, „das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit er selbst uns in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat." Wie fein ist die Bemerkung über die unübertreffliche Charakterzeichnung der einzelnen niederländischen Bürger und Handwerker: „So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird." Goethe selbst scheint die Rezension wohl gewürdigt zu haben. Schiller hatte gehört, er habe „mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen." Das mag wohl sein, wir wissen aber, daß er gegen den Herzog höchst sachlich und zutreffend geäußert hat, der sittliche Teil seines Stücks sei hier gar gut zergliedert; aber über den poetischen möchte andern Beurteilern noch etwas übrig geblieben sein.

Die eigene Poesie, wie oben bemerkt, verstummte für die nun folgenden Jahre völlig. Aber ein bedeutendes und wahrhaft großartiges Erzeugnis bildet zuvor noch den glänzenden Abschluß, ein Gedicht, dessen Idee ihm während des Rudolstädter Sommers im Zusammenhang mit seiner Vertiefung in die antike Welt aufgegangen war, und in dem mit gleich genialer Auffassung der Philosoph und der Geschichtsforscher zum Worte kam: „Die Künstler." Den ersten Entwurf brachte er bereits nach Weimar mit; er hatte ihn am Vorabend seines Geburtstages seinen getreuen Jüngerinnen vorgelesen und sich ihrer Teilnahme gefreut. „Es beweist mir," ruft er ihnen zu, „daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und wert." Er arbeitete nun eifrig an der Vollendung und schickte es im Januar 1789 an Freund Körner. Dieser erkannte sofort die Bedeutung und geistige Tiefe des Werks: „Fußfällig möchte ich Dich bitten," schreibt er, da Schiller ihm Eile der Antwort empfohlen hatte, „Dein neues Gedicht nicht zu übereilen. Es wäre unverantwortlich, wenn Du die Lust daran verlieren solltest und es nicht den Grad von Vollendung erlangte, dessen es wert ist; es kann Dein Meisterstück werden." Schiller folgte der Mahnung und ließ sich keine Mühe verdrießen; es wurden in den nächsten Wochen noch sehr wesentliche Umgestaltungen vorgenommen, namentlich auch durch den Einfluß Wielands, dem er das Gedicht für den Merkur geben wollte, und der sich als ein einsichtiger und anregender Beurteiler erwies. Nun erst wurde die „Hauptidee des Ganzen", nämlich „die Verhüllung der

Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit" im „eigentlichen Verstande zur herrschenden Einheit" gemacht, die „dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen" sollte. Auf diesem philosophischen Grundgedanken führt der Dichter ein kühnes Gebäude der menschlichen Entwickelung auf, indem er in großen geschichtlichen Zügen darlegt, alle geistige Kultur sei vom Schönheitsgefühl ausgegangen und das letzte Ziel des ganzen Kulturweges sei wiederum die höchste Vollendung der Kunst. So ruft er den Künstlern zu:

„Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur."

Bemerkenswert ist es, daß diese Gedanken, die hier so neu und originell auftreten, schon fast ein Jahrzehnt in ihm gelebt hatten: schon in der Dissertation „Ueber den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" heißt es im § 11: „Töne schmelzen den Wilden, Schönheit und Harmonie veredlen Sitten und Geschmack, und die Kunst geleitet zu Wissenschaft und Tugend hinüber."

Daß in solchen allgemeinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (auch Herders Geist ist hier gewiß nicht ohne Mitwirkung gewesen) immer auch viel Willkürliches liegt, daß die Wirklichkeit sich nicht immer der Formel fügt, ist offenbar. Aber man wird Schiller recht geben, wenn er an Körner schreibt, es sei doch in dieser Vorstellung sehr vieles wahr, und hinzufügt: „und für mein Gedicht vollends wahr genug." Er beginnt sein Gemälde mit einer glänzenden Schilderung der gegenwärtigen Kulturhöhe, auf der der Mensch „mit seinem Palmenzweige" d. h. als Sieger stehe, „frei durch Vernunft, stark durch Gesetze, in edler stolzer Männlichkeit." Das ist eine ganz andre Tonart als sie in den Göttern Griechenlands erklang. Dort ein heftiges unbefriedigtes Sehnen aus der Gegenwart, die öde und leer erschien, in eine halb erträumte ideale Welt der Vergangenheit, hier das milde, ruhige, siegesgewisse Gefühl hoher und reiner Vollendung, wie es dem Jahrhundert der Aufklärung und Humanität eigen war. Diese große Wandlung von der elegischen Klage um eine versunkene Schönheit zu entzückter und zukunftsfreudiger Anschauung gegenwärtigen fruchtbaren Wirkens und Schaffens mag ihren Grund wohl mit darin haben, daß bei tieferem Eindringen in die Antike ihm auch mehr zum Bewußtsein kam, daß aus jener Welt auch heut noch Großes und Unverlierbares unser ist, und daß seinem geschichtlich reifenden Sinne der Begriff der Entwickelung aufgehen mußte; aber der Hauptgrund liegt doch ohne Zweifel in der persönlichen Stimmung des Dichters: sein Herz, das damals von unbefriedigter, unruhvoller Sehnsucht erfüllt war, hatte jetzt einen beglückenden Mittelpunkt und Zielpunkt seines Strebens gefunden. Diese ruhige, harmonische, wolkenlose Stimmung des Dichters empfand auch der erste eingehende Beurteiler unseres Gedichts, A. W. von Schlegel. „Ueberall", so schließt er seine ausführliche, bewundernde Besprechung, „überall weht der milde Hauch jenes Kunstgefühls, das der Sänger preist, und zaubert dem Gedanken gemäßigte sanfte Formen an. Ueberall herrscht ein stiller hoher Geist, der sich seiner Stärke, die Seelen zu erschüttern, freiwillig begab oder auch, in süßer Vertraulichkeit mit allen Göttern des Schönen, auf eine zeitlang sie vergaß." Körners Lob war begeistert: „Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern." Und noch lieber hörte er vielleicht von Lotte, daß sie sich das ganze Gedicht abgeschrieben habe und

immer mehr Schönes darin finde: „Sie haben den Lorbeerkranz errungen, so hat noch kein Dichter die Künste besungen.“

Am 2. Februar, als er noch mitten in der Arbeit war, schreibt Schiller an Körner: „Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht recht gern vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurteilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“

Man spürt diesen Worten die innere leidenschaftliche Erregung des Schreibers an. Goethes Zurückhaltung stachelte und wurmte ihn. Beides ist völlig begreiflich, Goethes Kühle wie Schillers Verdruß. „Oefters um Goethe zu sein,“ heißt es in demselben Brief an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, derjenigen nicht unähnlich, die Brutus und Kassius gegen Cäsar gehabt haben müssen.“ Neben allem Unmut, welch ein unwillkürliches Zugeständnis der überlegenen Größe des Mannes! Er selbst fühlte das Ungerechte seiner Stimmung und schreibt daher wenige Wochen später: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben; aber mag es immer! Ich will mich gerne von Dir kennen lassen, wie ich bin.“ Die Bitterkeit freilich herrscht noch immer in seinem Herzen: „Dieser Mensch,“ ruft er aus, „dieser Goethe ist mir einmal im Wege!“ Aber der Zusatz, den er macht, zeigt auch, wie sich diese Verbitterung menschlich erklärt: „Er erinnert mich so oft,“ sagt er, „daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ Man mag es bedauern, daß solche Stimmung in einem so großen Herzen wie Schillers auch nur für Augenblicke Raum fand, aber menschlich begreiflich ist es gewiß. Auch findet er ja immer rasch wieder den richtigen Standpunkt. An Karoline und Lotte hatte er ähnlich über Goethe geschrieben wie an Körner. Als diese ihn nun fein verteidigen, sagt er: „Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen, und man hat wahrlich zu wenig *bares* Leben, um Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebens-

würdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zuviel Trägheit und zuviel Stolz, einen Menschem abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne."

Das ist die entschlossene Sprache eines Mannes, der sich seines Wertes bewußt ist. Zugleich aber sieht man daraus, wie ihn doch der Gedanke an den Unvergleichlichen nicht losläßt, wie er ihm trotzalledem gewissermaßen der Augenpunkt seiner geistigen Entwickelung bleibt. Keiner der andern Männer, mit denen ihn das Leben zusammenbrachte, nicht Herder und Wieland, nicht Humboldt oder irgend einer der zahlreichen Gelehrten, die ihm begegneten, hätten ihm solche Worte abnötigen können. Aber für jetzt war die Entfernung beiderseits unüberbrückbar, und bei minder großartigen Naturen wäre sie es sicherlich für immer geblieben.

An einem Punkte aber griff Goethe schon jetzt in den Gang seines Lebens ein: es war seine Ernennung zum Professor in Jena. Schiller hatte ja an solche Wendung schon oft gedacht und mit Lotte und Karoline von der Möglichkeit geredet; jetzt aber kam es ihm ganz unerwartet, als durch den Abgang des Professors Eichhorn nach Göttingen plötzlich das geschichtliche Fach in Jena frei wurde, freilich nur eine außerordentliche Professur ohne Gehalt. Auf Goethes Anregung wurde Schiller zunächst durch den Geheimen Rat Voigt „sondiert," und als er in der ersten Ueberraschung zusagte, ging die Sache sofort weiter. Wir besitzen Goethes „Gehorsamstes Promemoria" an das „Geheime Consilium" vom 9. Dezember 1788, worin „Herr Friedrich Schiller, der sich durch seine Schriften einen Namen erworben und besonders neuerdings durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde," für die Stelle empfohlen wird. „Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde." Wenn Schiller diese Worte hätte lesen können, würde sich sein Urteil über Goethes kühle Vornehmheit wohl schwerlich geändert haben; auch wird noch besonders hervorgehoben, daß Schiller sich bereit erklärt habe, die Stelle vorerst ohne Gehalt zu übernehmen, so daß man „diese Acquisition ohne Aufwand" machen könne. Natürlich leuchtete dies, daß man einen so berühmten Namen ohne Geld haben konnte, den andern thüringischen Höfen, die mit Weimar zusammen die Stellen zu besetzen hatten, höchlich ein, und schon am 15. Dezember erhielt er durch Goethe das „Reskript," sich auf die Uebernahme der Professur einzurichten.

Die Sache war so rasch gegangen, daß Schiller sich erst nachträglich der Bedeutung seines Schrittes recht bewußt wurde. Es kam nun zunächst eine Art von Angst über ihn. Er hatte noch einige Jahre ruhig für sich leben und studieren wollen. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin," schreibt er an Lotte und fügt den Herzensseufzer hinzu: „Mein schöner, künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort; und dies alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen!" An Freund Körner klagt er: „Man hat mich übertölpelt! — Ich bin in dem schrecklichsten Drang,

wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst notwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rate mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist."

Doch bald sah er die Sache wieder ruhiger an. Körner hob seinen Mut, indem er ihn besonders darauf hinwies, daß er „ein historisches Werk geliefert habe, das ihn so gut wie jeden andern berechtige, ohne Scheu aufs historische Katheder zu treten." Schiller dankt dem Freunde und sagt, ihm recht gebend: „Es müßte doch lächerlich sein, wenn ich in jeder Woche nicht so viel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auszukramen." Auch Goethes Anteil scheint ihm wohlthuend gewesen zu sein. „Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen," schreibt er an Lotte, „und zeigt viele Teilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde." Die schwächste Seite der Sache war offenbar wieder der Geldpunkt. Die Stelle trug nicht nur nichts ein (außer den zu erhoffenden Kollegiengeldern), sondern veranlaßte noch erhebliche Kosten für die erste Einrichtung, er mußte sich sogar noch das Magisterdiplom erwerben d. h. kaufen, und klagt bitter, daß ihm die Professur „einen Louisdor nach dem andern" aus der Tasche ziehe. Körner riet ihm, sich doch noch eine feste Besoldung auszuwirken, wie sie z. B. der außerordentliche Professor Reinhold habe. Aber Schiller erwidert, bei diesem habe man dafür auch „Himmel und Erde bewegt," das könne er nicht. „Außerdem," fügt er stolz hinzu, „würde eine solche Bettelei mich mehr erniedrigen, als zweihundert Thaler (soviel hat Reinhold) mir im Grunde helfen können." Das wichtigste war für ihn, und das hatte bei seinem raschen Entschluß auch den Ausschlag gegeben, daß er überhaupt in eine bestimmte bürgerliche und wohlangesehene Stellung kam; er werde dadurch in die akademischen Berufsgeschäfte eingeführt werden und gewissermaßen einen gelehrten Namen gewinnen, der ihm nötig sei, um gesucht zu werden.

Bei solchen Erwägungen schwebt ihm natürlich vor allem Lotte vor. Die beiden Schwestern waren von der Professur sehr erbaut. Die Briefe hatten den ganzen Winter nicht geruht, und manches freundliche und kluge Wort war hin und her gewandert. Besonders sind Lottens Briefe von großer Herzlichkeit und zeigen liebenswürdig und unbefangen ihr stetes Gedenken an den Freund. „Ich möchte wohl," ruft sie am 17. Dezember aus, „daß Sie heut, wenn die Visiten fort wären und wir ruhig am Ofen säßen, kommen könnten. Oft ist's mir, als müßte ich Ihre Tritte hören." Als er ihnen nun seine Jenaer Aussichten mitteilt, freut sich Lotte: „Sie bleiben nun doch in unserer Nähe, wie schön ist das!" Denn sie hatte manchmal gefürchtet, er werde nach Dresden oder gar nach Hamburg gehen. „Die Gegend von Jena ist auch so schön und der Weg zu uns so lachend;" sie könnten sich doch auch im Sommer oft sehen, „wenn nämlich der ernsthafte Herr Professor," scherzt sie, „sich noch zu uns herunterlassen will." „Kurz, ich finde es alles gut und schön, so wie es ist." Sie ist offenbar sehr guter Laune: „Leben Sie wohl für jetzt, Herr Professor! Es macht mir so einen Spaß, Sie so zu nennen." Er seinerseits klagt, wie lächerlich er sich in der neuen Stellung vorkomme: „Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor." Indessen er tröstet sich: „Ich denke hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft:

wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!" Als sie ihm, wie schon sonst, eine Uebersetzung aus Ossian, die sie angefertigt hatte, zur Beurteilung schickt, schreibt er ihr scherzend zurück: „Ich muß Ihnen wegen der merklichen Besserung, die ich in den n und m wahrnehme, meinen Glückwunsch abstatten" (denn ihre Ausarbeitungen wie ihre Briefe verwechseln auffallend häufig „ihm" und „ihn," „dem" und „den"). „Jetzt würde ich sie Ihnen ohnehin nicht mehr passieren lassen können, denn was ein Dichter schlechtweg verzeiht, darf ein Professor nicht mehr so hingehen lassen." Hübsch ist es daneben, wie sie doch auch ihm gegenüber den Mut hat, auf ihrer Meinung zu bestehen. Sie äußerte einstmals lebhafte Begeisterung für die alten Schweizer Helden, von denen sie gelesen. Schiller, in dem augenblicklich mehr der Lobpreiser des Humanitätszeitalters als der künftige Sänger Tells rege war, setzt z. B. Winkelrieds That herab und sagt, sie sei nichts weiter als „was die Franzosen férocité nennen." Da muß er hören (31. März 1789): „Ich möchte Ihnen Krieg ankündigen, lieber Freund, daß Sie meinen Schweizerhelden nicht so groß finden." Lebhaft verteidigt sie ihn und schließt: „Nennen Sie es nicht férocité — bitte! Ich möchte rechte Beredsamkeit haben und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen!"

So ging ihm der Winter hin. Bewunderungswürdig ist die fast übermenschliche Arbeitskraft, mit der er allen diesen Anforderungen, litterarischen, journalistischen, wissenschaftlichen, poetischen, persönlichen gerecht wurde. Schon die Briefe setzen in Erstaunen.

Schiller ist einer der auserlesensten Briefschreiber unserer Litteratur, nach Umfang und Inhalt. Wir haben von ihm aus einem Zeitraum von wenig mehr als zwanzig Jahren weit über zweitausend Briefe, eine ungeheuere Zahl, wenn man bedenkt, wie viele noch verloren sind. Aber erstaunlicher noch ist die innere Beschaffenheit. Goethe hat bekanntlich geurteilt: „Seine Briefe gehören zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben hat," und ein neuerer, gründlicher und geistvoller Kenner, Michael Bernays, sagt: „Schillers Briefe wirken mit dem ganzen Zauber, mit dem seine Persönlichkeit uns ergreift. Wer sich in dieselben hineinlebt, der gewinnt vielleicht eine Vorstellung von der Macht seines Gesprächs, in welcher die eingeborene Hoheit seines Geistes unbedingt und uneingeschränkt zu Tage tritt." Die herrlichsten Denkmäler in dieser Hinsicht werden immer die Briefwechsel mit Körner und später mit Goethe bleiben, denen sich als ebenbürtig der mit Lotte anschließt: alle drei unerschöpflich an Gedanken, „die den Geist nähren, erheben und adeln und den Sinn zum Idealen in den Lesern erwecken." Alle diese Schätze liegen uns jetzt endlich in der mustergiltigen Gesamtausgabe von Fritz Jonas vor, aus dessen Einleitung die zuletzt angeführten Worte entnommen sind. Dem Jahre 1789, von dem wir jetzt sprechen, gehören über hundertzwanzig Briefe an, zu denen Schiller trotz seiner geschilderten Arbeitslast doch immer noch Zeit fand. Einmal (am 15. November 1789) heißt es: „Das ist der elfte Brief, den ich heute schreibe!" Es sind uns aber von diesem Datum nur zwei Briefe erhalten, woraus wir einen merkwürdigen Schluß auf die Vollständigkeit unserer Sammlung machen können.

Auf diese Zeit vornehmlich wird sich Goethes Wort beziehen, der an Johannes Falk erzählte: „Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht Uhr stand noch

sein Mittagessen vor seinem Studierpult." Damit stimmt überein, wenn Schiller selbst an Lotte und Karoline schreibt: „Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen menschlichen Geschlechts, von dem ich diese Woche über ganz getrennt gewesen bin," oder wenn Lotte ihm besorglich vorstellt: „Ich möchte Sie wohl bitten, nicht zu viel zu Hause zu bleiben; daß Sie vierzehn Tage nicht ins Freie kamen, ist doch nicht gut."

Endlich waren alle Vorbereitungen zur Uebersiedelung getroffen, und am 11. Mai 1789 zog Schiller von Weimar nach Jena, wo er in der „Schrammei," einem Hause der Jungfern Schramm in der Jenergasse, seine Wohnung hatte. Er fand sein Logis „über seine Erwartung gut." Es waren drei Zimmer, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten und vielen Fenstern, zwei Sofas, Spieltisch, anderthalb Dutzend Sessel mit rotem Plüsch



Die „Schrammei". (Schillers erstes Wohnhaus in Jena.) Originalaufnahme.

ausgeschlagen u. s. w. „Eine Schreibkommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Karolin kostet" (etwa vierzig Mark). „Ich habe zwei alte Jungfern zu Hausmieterinnen, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind." Das Mittagessen auf seinem Zimmer kostete ihm zwei Groschen („wofür ich dasselbe habe, was mich in Weimar vier Groschen kostete"). Nach genauem Anschlag glaubte er nicht über vierhundertfünfzig Thaler jährlich zu gebrauchen.

Vierzehn Tage lebte er sich noch in die neuen Verhältnisse ein, und am 26. Mai bestand er, wie er an Körner meldet, „rühmlich und tapfer das Abenteuer auf dem Katheder." Dies erste Auftreten gestaltete sich zu einer ungewöhnlich glänzenden Huldigung für ihn, wie er dem Freunde anschaulich und höchst ergötzlich berichtet. Da er kein eigenes Auditorium hatte, so hatte er das des Professors Reinhold gewählt, das höchstens hundert Zuhörer fassen konnte. Er las von 6 bis 7 Uhr; schon um halb

6 Uhr war das Auditorium voll. „Ich sah," erzählt er weiter, „aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Mut nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern auf irgend einem Katheder in Jena die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug." Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe voll gedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt that jemand den Vorschlag, doch noch ein anderes Auditorium zu wählen, das Grießbachsche, das am anderen Ende der Straße lag und über vierhundert Menschen faßte. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, und „nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zug die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besät war. Weil sie liefen, was sie konnten, um einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn? was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: Der neue Professor wird lesen! Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach, es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz durchzuwandern hatte, Spießruten liefe. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn. Mit den zehn ersten Worten war ich im Besitz meiner ganzen Kontenance und las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war: ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen."

Den Inhalt seiner beiden ersten Vorlesungen hat er im Merkur veröffentlicht, gewiß mit mancherlei Aenderungen, unter dem Titel: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Den Eingang bildet die berühmte Unterscheidung zwischen dem „Brotgelehrten" und dem „philosophischen Kopf," und er stellt den ersteren, der „umsonst nach Wahrheit geforscht hat, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt," mit überaus scharfen Zügen hin, die ganz so klingen, als ob er „lokale Ursachen" dazu gehabt habe. In glänzender Darstellung zeigt er alsdann, wie sich „eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinaufzieht, die wie Ursache und Wirkung ineinander greifen," daß also die ganze Vergangenheit der menschlichen Entwickelung notwendig war, um den gegenwärtigen Moment hervorzubringen. Er entnimmt daraus die Pflicht, daß jeder Einzelne an diesem „Bau der Ewigkeiten" mitarbeiten solle und schließt mit der zündenden Mahnung an seine jungen Zuhörer: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem

Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."

Schiller fügt der Schilderung von jenem heiteren Getümmel bei seiner ersten Vorlesung die Worte bei: „Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat." In der That machte er manche wunderliche Erfahrung mit einzelnen seiner neuen Kollegen. Er war, obgleich er ausdrücklich Geschichte lesen sollte (wie ja schon aus jenem Gutachten Goethes hervorgeht), doch allgemein als Professor der Philosophie berufen worden, während der eigentliche Lehrstuhl der Geschichte von Professor Heinrich besetzt war. Er hatte sich aber auf dem Druck seiner Abhandlung „in aller Unschuld" als „Professor der Geschichte" bezeichnet; dagegen erhob Heinrich, ein kleinlicher Mensch, der mit ängstlichem Blick auf den neuen Nebenbuhler sah, sich vielleicht auch durch die Schilderung des „Brotgelehrten" getroffen fühlte, scharfen Einspruch, und ging soweit, daß er den Akademiediener beauftragte, den Titel der Rede aus dem Buchladen, wo er angeschlagen war, abzureißen. „Mit solchen Menschen habe ich zu thun!" ruft Schiller verdrießlich aus. Aber mit den meisten Professoren der Hochschule, und mit allen irgendwie bedeutenden, kam er bald in gutes Einvernehmen und wurde nach Gebühr hochgeschätzt, so von Schütz und Reinhold, die ihm beide schon längst bekannt waren, so von dem Juristen Hufeland und dem Orientalisten Paulus. Besonders herzlich empfing ihn der Theologe und Kirchenrat Griesbach, in dessen Hause er viel verkehrte; die Frau Kirchenrätin, nur wenige Jahre älter als er, hatte ihn ganz in ihr Herz geschlossen und suchte auf alle Weise für sein leibliches und geistiges Wohl zu sorgen, war auch von weiblicher Neugier bezüglich seines Verhältnisses zu Lengefelds geplagt und wäre gern seine Vertraute gewesen, worüber in dem Briefwechsel mit den Schwestern (wo sie „der Lorbeerkranz" heißt, man weiß nicht warum) nicht selten tüchtig gespottet wird. Doch hat Schiller und später auch Lotte stets gute Freundschaft mit ihr gehalten und ihre Herzensgüte zu schätzen gewußt.

Am 26. Mai 1889 hat die Stadt und Universität Jena in glänzender Feier den Tag begangen, an dem vor hundert Jahren Friedrich Schiller zum erstenmal den Lehrstuhl der Hochschule bestieg.

---

4. Eigener Herd.

„In mir ist Friede — komme, was da will!"
Jungfrau von Orleans.

Nun war die Zeit gekommen, wo das Wort des Geständnisses, das unserm Freunde seit einem Jahre auf den Lippen schwebte, sich nicht mehr zurückdrängen ließ. Hatte er doch das Amt in Jena, das ihm so manches Ungewohnte und Unliebsame auferlegte, vornehmlich eben darum übernommen, um der Geliebten wenigstens eine feste bürgerliche Stellung bieten zu können. Die Briefe gingen nach wie vor zwischen Jena und Rudolstadt hin und her, und immer deutlicher wird ihre Sprache. Immer aufs neue versichern

sie sich mit freundlichen, innigen oder heitern Worten ihrer gegenseitigen Freundschaft. Lottes ganze Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit steht vor uns, wenn sie schreibt: „Wie ich klein war, wollte ich immer recht klug thun und recht viel Verstand zeigen. Ich war sonst erstaunend eitel und haschte nach Lob, jetzt aber ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden." Wie oft freut sie sich, daß Rudolstadt und Jena an einem Flusse liegen: „Denken Sie unser, wenn Sie die Saale sehen, die ihre blauen (?) Wellen von unsern Bergen herbringt; sie soll Ihnen manchen freundlichen Gruß von uns sagen." Im Juni besuchte er Lengefelds, im Juli kamen die Schwestern nach Jena; aber die Hoffnung auf vertraute Aussprache wurde nicht erfüllt; denn da sie auf Wunsch der chère mère bei Grießbachs wohnten, so waren sie fast nie ohne Zeugen zusammen. Daher klagt Schiller am 24. Juli: „Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum, und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich Ihnen soviel sagen wollen als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder." Und sie erwidert: „Warum glauben Sie, lieber Freund, mir nicht alles, was Sie denken, sagen zu dürfen?" „Ich höre es immer gern wieder, wenn Sie mich Ihrer Freundschaft gewisser machen, denn sie ist mir die schönste Freude meines Lebens."

Wenige Tage darauf reisten die Schwestern nach dem Bade Lauchstädt bei Merseburg, wo sie einige Wochen verweilen wollten, zusammen mit ihrer vertrauten Freundin Karoline von Dacheröden aus Erfurt, der späteren Gattin Wilhelms von Humboldt. Für den Anfang August hatte Schiller eine Zusammenkunft mit Körners in Leipzig verabredet; aber er konnte nicht widerstehen, auf der Reise dahin zuvor nach links abzubiegen und Lauchstädt zu besuchen, wenn auch nur auf einen einzigen Tag, es war der 3. August 1789. Dieser eine Tag entschied sein Schicksal. Trotz aller Freundschaftsversicherungen hatte Schiller doch immer noch mit Zweifeln gerungen; Lottes Gefühl war tief, aber versteckt, und er glaubte oft „eine seltsame Kälte" in ihr zu bemerken, die „seine glühenden Geständnisse in sein Herz zurückzwang." So konnte er auch jetzt den Mut nicht finden, es ihr selbst zu gestehen. In einem Zwiegespräch mit Karolinen eröffnete er sein Herz, sie war der „wohlthätige Engel," wie er selbst sagt, „die seinem furchtsamen Geheimnis entgegenkam," indem sie ihm die Gewißheit gab, daß Lotte seine Liebe erwidere. Das muß aber erst im letzten, drängenden Augenblicke seiner Abreise nach Leipzig geschehen sein, denn erst auf dem Wege dorthin, noch desselbigen Tages, am 3. August, schreibt er im ersten Glücksgefühl: „Ist es war, teuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, solange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken, aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte, Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Mein ganzes Dasein, alles, was in mir lebt, alles, meine Teuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer

glücklicher zu machen. Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen konnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Sie kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses nur mit einem einzigen Worte. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte als unter Ihrem Bilde.“ Dieser beredten Liebeswerbung gegenüber klingt ihre kurze, beglückte und beglückende Antwort fast schüchtern in ihrer mädchenhaften Innigkeit: „Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen und Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Adieu. Ewig Ihre treue Lotte.“

Zwei Tage darauf kamen Lotte und Karoline verabredetermaßen, in Begleitung eines älteren Freundes, nach Leipzig und lernten dort Körners kennen. Schiller begleitete dann die Schwestern wieder nach Lauchstädt und ging am 10. August nach Jena zurück, wo Körners alsdann noch eine Woche bei ihm verweilten. Die Annäherung zwischen der neugewonnenen Geliebten und den alten vertrauten Freunden konnte sich natürlicherweise nicht gleich so herzlich vollziehen, wie Schiller im Rausche seines Glückes gedacht hatte: dazu war die Zeit zu kurz, und ein eben verlobtes Brautpaar hat bekanntlich wenig Aufmerksamkeit für andere. Später haben sie gegenseitig ihren Wert voll erkannt. Auf der Rückreise von Lauchstädt kamen dann die Schwestern noch einmal auf zwei Tage nach Jena.

Es wurde nun verabredet, daß die Verlobung zunächst noch völlig geheim gehalten werden solle, selbst die chère mère sollte noch nichts davon wissen, weil Schiller durchaus erst dann mit dem Antrag vor sie treten wollte, wenn er eine sichere Aussicht für sein Leben hätte. Nicht daß er oder die Schwestern an der Zustimmung der Mutter („die ihnen heilig war“) gezweifelt hätten, aber sie wollten ihr eine unnötige Zeit der Sorge ersparen.

Die Verlobten blieben also vorläufig getrennt und sahen sich nicht häufig und niemals auf lange Zeit; nur im Herbst, als die Universitätsferien begannen, zog Schiller wieder auf fünf Wochen nach Volkstädt und wohnte in demselben Hause wie vorm Jahre. Sonst aber mußte meist der schriftliche Verkehr genügen, und die Briefe flogen eifrig hin und her.

Hier wird es gewiß manchen Leser der Briefe eigentümlich berühren, daß gerade in dieser Zeit weitaus das meiste, was Schiller schreibt, nicht an Lotte allein gerichtet ist, sondern „An Lotte und Karoline.“ Es ist keine Frage, daß die ältere Schwester seiner Braut mit ihrem reichen und beweglichen Geist ihm unwiderstehlich anziehend war, daß ihre Freundschaft ihm unentbehrlich schien. Aber es wäre durchaus verkehrt, hierin ein Schwanken oder eine Unsicherheit seines Gefühls zu erblicken. Seine Liebe im eigentlichen Sinne hat immer nur Lotte besessen; in der ganzen Zeit, die der Verlobung voraufging, bilden die Briefe an Karoline oder an Lotte und Karoline nur eine kleine Minder-

zahl, und man spürt deutlich den Unterschied der Empfindung; das zeigt ja auch die obige Darstellung aufs klarste. Aber gerade jetzt, nachdem die Geliebte wirklich sein eigen war, ist es, als ob er absichtlich auch der Freundin zeigen wollte, daß sie seinem Herzen darum nicht im mindesten ferner stehe als früher.

Zur Erklärung dieses uns immerhin etwas befremdenden Verhältnisses hat man auf die allgemeinen Lebensansichten, wie sie damals herrschend waren, hingewiesen. Das Losungswort, daß die Natur höher stehe als alle Einschränkungen des Herkommens, sollte überall gelten. Seelenfreundschaften auch über die Schranke der Ehe hinaus sind den schöngeistigen und empfindsamen Anschauungen vieler der damaligen Kreise etwas ganz Geläufiges. Rousseau, der oberste Stimmführer der Sache der Natur, hatte in seiner „Neuen Heloise“ zuerst solch ein Beispiel aufgestellt: seine Julie lebt mit ihrem Gatten Wolmar und ihrem Geliebten St. Preux in einem idealen Dreibunde zusammen, und der Leser soll dies gut und schön finden. Es ist nicht zu verkennen und nicht zu bemänteln, daß durch derartige Anschauungen die Begriffe über die sittliche Zulässigkeit solcher Verhältnisse in eine gewisse Verwirrung gerieten; man beurteilte sie milder. Ein Verhältnis, wie es z. B. in Goethes schrankenloser Vertrautheit zu Frau von Stein lag, fand keinen erheblichen Anstoß; Charlotte von Kalb hatte sicherlich Schiller als einen solchen „Dritten im Bunde“ für sich erträumt, und ähnliches wiederholte sich in vielen andern Kreisen. Nun thut man allerdings dem Dreibund, von dem wir hier sprechen, Unrecht, wenn man ihn mit derartigen Beispielen zusammenstellt; aber es zeigt immerhin eine bedenkliche Verschiebung der Begriffe, wenn wir z. B. von der zartsinnigen Karoline das häßliche Wort lesen müssen, daß sie die Ehe nicht für ein Band der Geister halten könne. Es bedarf ja keines Beweises, daß gerade ihr Verhältnis zu Schiller und seines zu ihr auf der idealsten und reinsten Grundlage ruht; aber ungesund bleibt doch alles, was wider die Natur ist, die zwischen Mann und Weib nur den Zweibund duldet.

Am tiefsten mußte dies ohne Zweifel Lotte empfinden. Sie ist ja, bei allem ruhigen Bewußtsein ihres Wertes, von so lieblicher Sanftmut und Bescheidenheit, daß solche Gefühle immer nur schwach und gedämpft zu Tage treten. Aber man versetze sich in die Seele einer eben verlobten Braut, die von dem einzig Geliebten lesen muß: „In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Ihr mein seid,“ „O wie sehnlich wünsche ich, daß Ihr mich ganz durchschaut haben möchtet, alle meine Schwächen gesehen hättet, alle, und mich dennoch gewählt hättet!“ oder wenn er der gerade unpäßlichen Karoline schreibt: „Sei wachsam über Deine Gesundheit. Meine Glückseligkeit hängt an Deiner Liebe, und Du mußt gesund sein, wenn Du liebst!“ So etwas erträgt kein Frauenherz. Und dennoch spricht sich weder gegen Schiller noch gegen die Schwester jemals irgend ein Unmut, eine Verstimmung aus, höchstens klingt es leise aus der Vergangenheit an, wenn sie etwa, ihre frühere Zurückhaltung rechtfertigend, schreibt: „Ich fühle es wohl, daß Dich meine anscheinende Kälte oft abgestoßen haben mag, mein Teurer, Lieber. Meine natürliche Bescheidenheit, nie den geringsten Schein von Zudringlichkeit zu haben, mag wohl eine der Ursachen sein; und der Gedanke, daß Dir Karoline mehr sein könnte als ich, daß Du mich nicht zu Deinem Glücke nötig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück.“

Aber was sie weder den Geliebten noch die Schwester ahnen ließ, das erfuhr doch wenigstens eine vertraute Seele: Karoline von Dacheröder war es, der sie ihr Herz und

ihre Beklemmung ausschüttete, und diese, die das Verhältnis klar durchschaute, wußte sie mit sanften und klugen Worten wieder zu größerem Vertrauen aufzurichten. „Schon aus einigen Deiner letzten Briefe merkte ich, daß etwas Trübes in Dir war; Dank, daß Du das Schweigen gebrochen. Vielleicht ist es nur anscheinend so verworren, meine Schwester, und ein neues lieblicheres Licht wird in Deiner Seele nach dieser Dämmerung aufgehen." Sie weist sie darauf hin, daß die Liebe höchst verschiedenartige Gestalten habe; aber, so fährt sie fort „Deine stille Anhänglichkeit, Dein sanfter Sinn, Dein ganzes Wesen, gleichsam aufgelöst in zarte Liebe, o glaube mir, es entgeht nichts davon dem feinen Blick des glücklichen Mannes, der dies alles sein nennt. Um dieser Weiblichkeit willen liebt Dich Schiller gewiß unendlich. Es ist ein Hirngespinnst Deiner getrübten Phantasie, eine kranke Vorstellung, daß es ihm je weh thun könnte, Dich gewählt zu haben; die leiseste Ahnung dieses Gedankens würde ihn gewiß sehr schmerzen." Und um Schillers Doppelempfindung, die nicht wegzuleugnen ist, zu erklären, sagt sie: „Sein heiliges Herz umfaßt Euch beide, vermischt Euch, und doch steht Ihr wieder allein und verschieden in seiner Seele." Lotte muß sich wirklich eine Zeitlang in einen Traum der Entsagung hineingedacht haben, aber die Freundin zeigt ihr mit ernsten und dringenden Worten, daß der bloße Gedanke daran schon eine Beleidigung gegen Schiller und Karoline sein würde („die Dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen"). „Nein, meine Geliebte," ruft sie aus, „Du kannst Dich nicht meinen Bitten verschließen, eine andere Vorstellung der Sache aufzunehmen, da es Deine, Linens und Schillers Ruhe gilt. Suche Dein Herz zu erhalten voll des seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworrene sich löst, und Du wirst den rückkehrenden Frieden Deiner Seele ahnen."

Man sieht, bei weniger edlen Naturen konnte hier eine ernste Gefahr liegen; aber Lotte war klug und gut genug, Schiller richtig zu verstehen und auch in ihr unvergleichlich herzliches Verhältnis zur Schwester nicht die kleinste Trübung kommen zu lassen. Sie folgte dem Rat der Freundin, sie ließ die Zeit ruhig walten, und es dauerte nicht lange, so stellte sich alles in schönster Weise her. Auf Schritt und Tritt begegnen wir nun dem Ausdruck tiefster innigster Befriedigung von beiden Seiten. „Wohl mir," schreibt sie, „daß die schöne Gewißheit, daß Du mein bist, mein Leben erhellt," und er erwidert: „Immer neu überströmt mich das Gefühl, daß Du mein bist, daß wir einander gehören, daß wir unzertrennlich sind. — Jetzt magst Du sein, wo Du willst, so bist Du bei mir und ich bei Dir." Es ist ein erfreuendes Zeichen innerer Gesundheit bei allen drei beteiligten Personen, daß das innige Gefühl der Zusammengehörigkeit und der edelsten Freundschaft ohne Schwächung bis zu Schillers Tode und nachher zwischen den Schwestern gedauert hat und niemals erschüttert worden ist.

Aber man würde ein falsches Bild von dem Charakter des Briefwechsels bekommen, wenn man dächte, er enthielte nur oder vorwiegend solche Töne tiefster Empfindung. Da wird heiter über alle Erlebnisse berichtet, Lotte erzählt von ihrem Besuch bei Frau von Stein, Schiller scherzt über seine Studenten, denen er „die Ohren vollschreien müsse" und über den „Lorbeerkranz," d. h. Frau Griesbach, die ihn, weil er zwei Stunden hintereinander las, in der kurzen Zwischenzeit freundlichst „mit Thee regalierte," damit sein Hals nicht zu sehr angegriffen werde. Sie schickten sich gegenseitig Geburtstags-glückwünsche, wobei Schiller sich irrt und Lotten schon zum 19. statt zum 22. November

gratuliert. Karoline, die dafür bekannt war, gern liebende Herzen zusammenzubringen (z. B. Humboldt mit Karoline von Dacheröden u. dgl.), muß von Schiller hören: „Komisch ist es doch, daß die gewisse Person, welche so gern Heiraten stiftet, an sich selbst ein so wenig erbauliches Muster gegeben hat. Aber um einer einzigen willen,“ fügt er dankbar hinzu, „sollen ihr alle andern verziehen sein.“

Nichts lag jetzt Schiller mehr am Herzen, als endlich eine sichere Aussicht zu gewinnen, um sich eine Stellung zu verschaffen, in der er die Geliebte ohne Bedenken zu



Reichsfreiherr Theodor von Dalberg.
Originalaufnahme des Gemäldes im Wittumspalais in Weimar.

seiner Frau machen könnte. Denn seine Einnahmen waren bis jetzt unsicher, ein regelmäßiges Gehalt bezog er nicht. Zwischen ihm und den Schwestern wurden Pläne aller Art erwogen. Eine Zeitlang setzte er große Hoffnung auf den Reichsfreiherrn Theodor von Dalberg, einen Bruder des uns wohlbekannten Mannheimer Intendanten. Er war ein höchst einflußreicher Mann, Koadjutor des Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, d. h. sein vorausbestimmter Nachfolger und zugleich Statthalter in Erfurt, wo er meist seinen Wohnsitz hatte und Wissenschaften und Künste eifrig hob und beschützte. Es ist derselbe Mann, der anderthalb Jahrzehnte später als Erzbischof von Mainz (1802) und

sodann als Vorsitzender des Rheinbundes (1805) eine bedeutende politische Rolle gespielt hat, dem die Geschichte mit Recht seine allzu große Nachgiebigkeit gegen Napoleon vorwirft, ohne ihm doch seine hohen Verdienste um Kunst und Wissenschaft, um Universitäten und Schulen sowie um die Hebung des Wohlstandes in seinem Lande streitig machen zu können. Er war ein überaus feingebildeter Mann von idealen Anschauungen und wohlwollender Gesinnung, der auch den übrigen geistigen Größen Weimars, insbesondere Goethe und Herder, nahe stand und jetzt, wo er durch Karoline von Dacheröden und Lengefelds mit Schiller bekannt wurde, für diesen eine außerordentliche Zuneigung und aufrichtige Verehrung faßte. Er stellte dem Dichter gern Pläne einer glänzenden und sorgenlosen Zukunft in Aussicht, gewiß ernst gemeint, aber doch nur zu verwirklichen, wenn er einst den Kurfürstenstuhl bestieg, und daher jetzt für Schillers Hoffnungen nicht in Rechnung zu ziehen.

Auch allerhand andere Pläne, auf die er seine Gedanken richtete, erwiesen sich als unausführbar, und so blieb schließlich als einziger Hafen immer wieder nur Jena übrig, sofern ihm nur ein kleines, festes Gehalt zugesichert würde, worauf er bei dem Wohlwollen des Herzogs für ihn wie für Lotten bestimmt rechnen zu können glaubte. Wenn zu seinen bisherigen Einnahmen auch nur hundertfünfzig bis zweihundert Thaler dazukamen, war er gewiß, in Jena davon leben zu können. Unter diesen Umständen hielten es die Liebenden nunmehr an der Zeit, endlich auch der Mutter sich zu eröffnen, zumal das Geheimnis doch nicht ganz streng hatte gewahrt werden können, so daß Gerüchte in Weimar, in Jena, in Rudolstadt umgingen und selbst bis zum Herzog drangen. Frau von Stein, die Lottchen herzlich lieb hatte, teilte dieser mit, der Herzog habe sie selbst danach gefragt und auf ihr Eingeständnis seine Billigung ausgesprochen, auch eine Hinweisung auf ein Gehalt nicht ganz abgewiesen.

Am 15. Dezember schrieben Karoline und Lotte an die chère mère. „Ich habe ihr gesagt,“ berichtet die letztere an Schiller, „wie das Glück meines Lebens nur an dem Gedanken hängt, für Dich in der Welt zu sein, mein Liebster!“ Und nun wandte sich drei Tage darauf Schiller selbst an die Mutter: „Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll, Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr zurückhalten kann. Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach, wie oft war dieses Geständnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Im stillen, innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens.“ — „Wollen Sie, teuerste Mutter (o lassen Sie mich bei diesem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen ausspricht), wollen Sie das Teuerste, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünsche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünsche Ihrer Tochter sind, wenn wir Beide uns in dieser Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menschen danken kann.“ Die gute Mutter war erschüttert und überrascht, wie sie an Karoline schreibt, aber sie antwortet Schiller mit Worten des unbedingten Vertrauens: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein

suche ich." Als sorgliche Mutter fügt sie billigerweise die Frage hinzu, ob er Lottchen auch „neben seiner zärtlichen Liebe (nicht ein glänzendes Glück), sondern nur ein gutes Auskommen verschaffen könne." „Beruhigen Sie mich über diesen Punkt, und ich nenne Sie mit Freuden Sohn." Das thut denn Schiller umgehend, indem er neben seinem „innigsten, unaussprechlichsten Dank" ihr seine Verhältnisse auseinandersetzt und ihr darlegt, daß er jährlich mindestens achthundert Thaler Einnahme habe, womit sie in Jena „leiblich gut" ausreichen würden.

Nun wandte er sich noch vor Ablauf des Jahres mit der offenen Bitte an den Herzog, ihm ein, wenn auch geringes, festes Gehalt zu bewilligen, da er bisher sein Lehramt ohne jede feste Besoldung bekleidet habe. „Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben," berichtet er an Körner, „ging ich nach Weimar, aber ganz in der Stille und ohne jemand anders zu sehen als Lengefelds. Er erfuhr's aber und ließ mich holen, sagte mir, daß er gern etwas für mich thun möchte, um mir seine Achtung zu zeigen. Aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht setzte er hinzu, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen." Die kleine Peinlichkeit wegen der Winzigkeit der Summe hatte der Herzog nachher rasch überwunden; denn Schiller erzählt weiter: „Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag; da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unserer Heirat hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon, und man sieht, daß er Anteil daran nimmt."



Kirche in Wenigenjena, in der Schiller getraut wurde. Originalaufnahme.

Gingen so die beiden der Erfüllung ihres Glückes entgegen, so war ein Herz in Weimar, das dem mit bitteren Gefühlen zusah, Charlotte von Kalb. Schiller hatte sich je länger, je mehr von ihr zurückgezogen; sie hatte schon früh von seiner Neigung zu Lotte sprechen hören, lange vor seiner Verlobung, aber nicht daran glauben wollen, und sich, wie es scheint, fortwährend mit Hoffnungen getragen. Im September 1789, kurz

nach seiner Verlobung, teilte sie ihm mit, daß sie sich von ihrem Manne scheiden lassen werde, ein Schritt, zu dem er ihr früher ganz unbefangen zugeredet hatte. Bald darauf, während seines Ferienaufenthaltes in Rudolstadt, muß er einen deutlicheren Brief von ihr erhalten haben (der Briefwechsel ist bekanntlich von ihr selbst vernichtet worden), denn er schreibt an Körner: „Eine sonderbare Sache, so ich Dir ein andermal schreiben will und überhaupt ungern schreibe, hat mir eine starke Diversion gegeben. Sie betrifft Ch. K. und mein neues Verhältnis mit L. L. Vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen.“ Die beiden Frauen, die sich auch sonst schon gekannt hatten, sahen sich in der folgenden Zeit ein paarmal bei Hofe und bei Frau von Stein, und



Altar in der Kirche zu Wenigenjena, in der Schiller getraut wurde. Originalaufnahme.

Charlotte konnte ihre Bitterkeit und tiefe eifersüchtige Erregung nicht verbergen, während Lotte, obwohl beängstigt durch ihr leidenschaftliches Wesen, ihr mit äußerster Ruhe entgegentrat. Schiller war peinlich berührt von dem Benehmen der früher geliebten Frau, und als sie ihn wiederholt schriftlich um seinen Besuch bat, indem sie noch immer sein Verhältnis zu Lottchen scheinbar als nicht vorhanden ansah, gab er ihr endlich eine ganz offene Erklärung, wobei er wohl mit einiger Schonungslosigkeit sein gegenwärtiges Glück schilderte. Die Bedauernswerte war offenbar in verzweifelnder Stimmung, that aber keinen Schritt weiter. Die Scheidung von ihrem Manne unterblieb. — Als sie sich nach länger als drei Jahren zum erstenmale wieder an ihn wandte, war es, um ihm nach seiner tödlichen Krankheit ihre Teilnahme auszudrücken und ihn zugleich um eine Gefälligkeit, die Beschaffung eines Hauslehrers für ihren Sohn zu bitten. Die Zeit hatte die Leidenschaften beschwichtigt; er dankt ihr für den „unerwarteten Beweis ihres

gütigen Andenkens, ihres Vertrauens und ihrer Teilnahme," er will gern für „den lieben Fritz" sorgen, um ihr dadurch einen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit seinem Leben endigen werde. Und als sie, nach weiteren sechs Jahren (1799) dem gefeierten Dichter des Wallenstein ihre Bewunderung ausspricht, erwidert er, gerecht und edeldenkend: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten." — „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, so werde ich nie vergessen, wieviel ich davon jenem reinen und schönen Verhältnisse schuldig bin."

Schiller hatte, nachdem alle Hindernisse beseitigt waren, sein Glück auch nach Schwaben an die Eltern auf der Solitüde gemeldet, und Lotte hatte sich mit kindlichen Worten an die neue Mutter gewandt: „Ob Ihnen gleich die Züge meiner Hand fremd sind, so ist es mein Herz doch gewiß nicht, wenn Sie den Brief Ihres Sohnes, meines teueren Geliebten, gelesen haben. Liebe Mutter! Mit wahrer, kindlicher Liebe gebe ich Ihnen diesen Namen. Ich möchte von Ihnen gekannt sein, damit Sie klar fühlen, wie ich meinen Schiller liebe." Sie erinnert an ihren Besuch auf der Solitüde im Jahre 1783, „damals," sagt sie, „als Sie uns so gütig aufnahmen, ahnete ich nicht, wessen Eltern ich sah, daß sie einst auch die meinigen werden würden!"

Die Hochzeit sollte ganz in der Stille stattfinden, der 22. Februar 1790 wurde dazu bestimmt. Ein paar Wochen vorher erhielt Schiller von Körner, der den Tag noch früher erwartet hatte, einen herzlichen, fröhlichen Zuruf, der ihm nach manchen kleinen Mißverständnissen während der Verlobungszeit das Herz des Freundes wieder ganz in seiner alten Treue zeigte. Dankbar erwidert er, und aus seinen Zeilen spricht die heitere und gehobene Stimmung, in die die beglückende Aussicht ihn versetzte, und vor der die Erinnerung an die schweren und schmerzlichen Kämpfe seines Lebensganges und die mancherlei unmutigen Gedanken bei Uebernahme der Professur zurücktraten: „Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterm Mut entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen." Fürwahr, es ist ein unausrottbarer, ein weltüberwindender Optimismus, der dem schwergeprüften Manne diese Worte in den Mund legte. „Wenige Jahre," fährt er hoffnungsvoll fort, „und ich werde im vollen Genuß meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich, auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit entfernen."

Die chère mère kam von Rudolstadt herüber; sie und Karoline waren die einzigen Zeugen der Trauung. So wurde in der Kirche zu Wenigenjena, einem kleinen Dorfe bei Jena, am 22. Februar 1790 der Bund geschlossen, der, von der reinsten und edelsten Liebe verklärt, in innigster Seelengemeinschaft und ungetrübtem Glücke bis zu Schillers Tode gedauert hat. Sie wohnten die ersten Jahre noch in der „Schrammei," in seiner alten, etwas erweiterten Junggesellenwohnung und führten keine eigene Wirtschaft, sondern ließen sich das Essen von den beiden trefflichen Jungfern Schramm besorgen. Das

Behagen der eigenen Häuslichkeit, die stille, volle Befriedigung erfüllten Glückes spricht aus seinen Worten, wenn er acht Tage danach an Körner schreibt: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt. Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst.“ Und derselbe Ton innigen Glückes klingt auch später immer unverändert aus seinen Worten: „Mir macht es,“ heißt es am 24. Oktober 1791, „wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel sonst fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter.“

---

5. Krankheit und Genesung.

„Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.“
Epilog zu Schillers Glocke.

Neben dem sonnigen Glück, das jetzt in Schillers neues Heim eingezogen war, herrschte aber nach wie vor bei ihm die rastloseste Thätigkeit und ein nie zu ermüdender Fleiß.

Zunächst nahmen die Vorbereitungen für seine Pflicht als Universitätslehrer immerhin ziemlich viel Zeit in Anspruch. Für den Sommer 1790 kündigte er ein Privatkolleg über Universalgeschichte an, und außerdem „zu seinem Vergnügen und um doch für seine zweihundert Thaler etwas zu thun,“ ein Publikum über die Theorie der Tragödie: „Artis tragicae theoriam illustrabit exemplis, quae tragicorum principes tam veteres quam recentiores subministrabunt.“ Diese Vorlesung gab ihm das angenehme Gefühl, daß die Fäden, die ihn mit der Poesie verknüpften, doch immer wieder neu befestigt wurden, und er empfand, wie sehr er auf diesem Gebiete, im Gegensatz zu seiner so oft beklagten „Unwissenheit“ in der Geschichte, aus dem Vollen schöpfen konnte. „Bilde Dir ja nicht ein,“ schreibt er im Mai 1790 an Körner, „daß ich dabei ein ästhetisches Buch zu Rate ziehe. Ich mache diese Aesthetik selbst, und darum, wie ich denke, um nichts schlechter. Mich vergnügt es sehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein wissenschaftliches Prinzip zu finden. Es legt sich mir alles bis jetzt bewunderungswürdig schön auseinander, und manche lichtvolle Idee stellt sich bei dieser Gelegenheit mir dar. Die alte Lust zum Philosophieren erwacht wieder.“

Den wesentlichen Inhalt dieser Vorlesungen geben zwei Aufsätze wieder, die er im folgenden Jahre in der „Neuen Thalia“ veröffentlichte: „Ueber die tragische Kunst“ und „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“ Sie bilden die Anfänge jener glänzenden Reihe von philosophischen Abhandlungen, die er im Laufe der nächsten Jahre verfaßte. Die „alte Lust zum Philosophieren“ war eben erwacht. Seine

eigentliche wissenschaftliche Vertiefung in die Werke Kants, die seinen Gedanken die fruchtbarste Anregung gab, fällt erst mehrere Jahre später; doch ist auch hier schon der Einfluß des großen Königsberger Philosophen nicht zu verkennen, wenngleich die wichtigsten Gedanken durchaus aus seiner eigenen Aesthetik stammen. Die Frage, wie es geschehen könne, daß der Anblick eines Leidens (in der Tragödie) uns Vergnügen erwecke, beantwortet er in einer für seine ästhetische wie für seine sittliche Anschauung überaus bezeichnenden Weise. Er geht dabei von dem Begriff der sittlichen Freiheit aus, in der er das höchste Kennzeichen der Menschennatur sieht. Nirgends aber zeigt sich diese Freiheit des Geistes vollkommener, als wenn „das Sinnenwesen tief und heftig leidet," wenn der Held „die ganze, volle Ladung des Leidens" erhält, und doch dabei seine sittliche Selbständigkeit behauptet. Dieser Sieg der höheren Natur des Menschen über seine niedere ist es nach Schillers Theorie, was unsere tragische Rührung hervorruft. Man denke etwa an Antigone oder Philoktet, an Brutus, an Karl Moor, an Don Karlos. Es ist derselbe Gedanke, den er später in seinem Gedicht „Das Ideal und das Leben" ausgesprochen hat, daß im Reiche der Schönheit unsere Thräne nicht „dem Leiden fließe," sondern „der tapfern Gegenwehr des Geistes." Er würde also solche dramatischen Gemälde, die uns lediglich das menschliche Elend als solches vorführen oder auch bloß die elementare Macht der Leidenschaft, ohne zugleich wenigstens etwas von „des Geistes tapfrer Gegenwehr" zur Anschauung zu bringen, niemals als „tragische Gegenstände" anerkannt und nicht zugegeben haben, daß aus ihnen ein „tragisches Vergnügen" geschöpft werden könne.

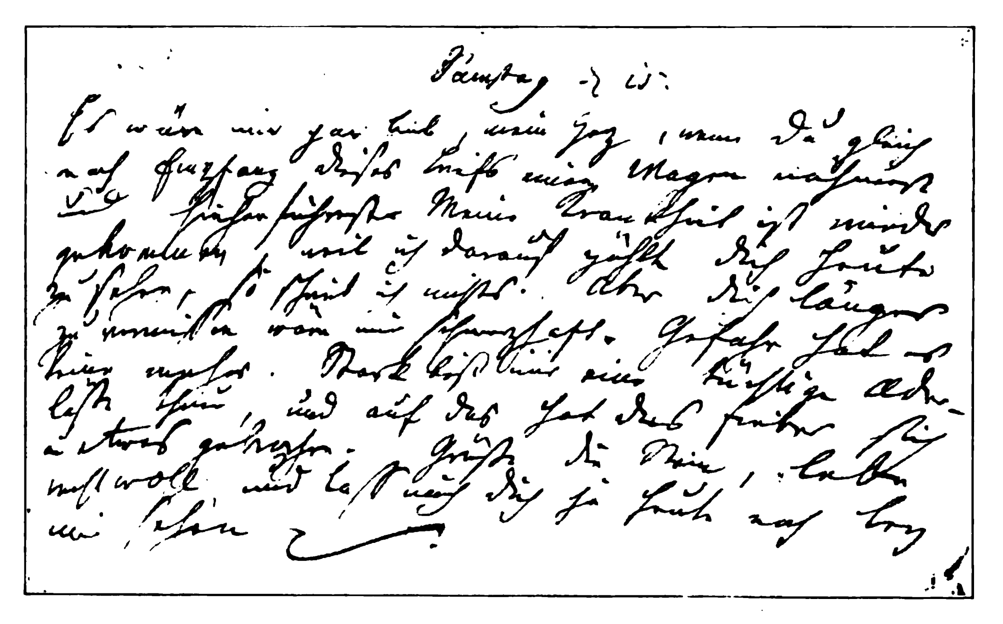
Aber den bedeutendsten und angestrengtesten Teil seines Arbeitens bildeten seine geschichtlichen Studien und Ausarbeitungen. Neben und über jenen Sammelwerken, von denen oben die Rede war, drängte es ihn immer mehr auf denjenigen geschichtlichen Gegenstand, der schon vor vier Jahren zuerst seine Begeisterung für diese Wissenschaft erregt hatte, und der nun sein größtes und berühmtestes Werk auf diesem Gebiet bilden sollte: Der dreißigjährige Krieg. Was ihn gerade an dieser Zeitepoche so fesselte, war ebenso die sachliche wie die persönliche Seite des Gegenstandes. Er erblickte hier, wie es im Prolog zum Wallenstein heißt, „den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel." Er faßte den Krieg durchaus als ein Ringen um Geistesfreiheit und sah in ihm ein wichtiges Glied in der Entwickelung der Menschheit. Aber was den Dichter besonders anzieht, das sind die mächtigen, handelnden Personen, die „gewaltigen Naturen," die ihm hier entgegentreten; über alle hoch emporragend zwei: Wallenstein und Gustav Adolf, die finstere Gestalt des Friedländers neben der leuchtenden des Schwedenkönigs. Ernstlich hat er auch an eine poetische Gestaltung des letzteren gedacht, an ein Epos, das die kurze, glänzende Laufbahn „jenes niebesiegten Königs" bis zu seinem tragischen Ende umfassen sollte; die Briefe an Körner geben mehrfach darüber Aufschluß. Aber wenn Schiller in seiner Selbstrezension der Räuber Rousseaus Wort anführt, wonach entweder „große Tugendhafte" oder „erhabene Verbrecher" für die Wahl des Dichters geeignet seien, so trug in seiner Phantasie diesmal der große Verbrecher den Sieg davon, und Wallenstein, nicht Gustav Adolf, wurde sein Held. Wir sehen: Schillers Geschichtsschreibung hat hiermit ihren Kreislauf in der Entwickelung seines Geistes vollendet; sie ging aus von seiner Poesie, und sie lenkt ihn zur Poesie zurück. Seine Studien zum Don Karlos, und vielleicht vorher schon zum Fiesko, brachten ihn auf den Abfall der

Niederlande, und der dreißigjährige Krieg führte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur dramatischen Dichtkunst, seinem eigentlichen Lebenselement, zurück. Aber ehe er diesen Schritt wirklich vollenden konnte, sollten noch schwere Jahre vergehen.

Denn wir kommen nunmehr zu einem schmerzensreichen Abschnitt im Leben unseres Helden. Wohl hätte er jetzt eine ruhige und schöne Zeit genießen können, in befriedigender äußerer Lage, in der beglückendsten Häuslichkeit, im Bewußtsein hoher, stets steigender Anerkennung seines Wertes von allen Seiten. Das Jahr 1790 ist sicherlich eines der glücklichsten in seinem Leben. Aber die Arbeitslast, die er sich zumuten mußte, war für seine Körperkraft zu groß, er brach unter ihr zusammen. Ohne Zweifel liegt hier noch die Nachwirkung der tiefen Erschütterung, die seine Gesundheit in jenem traurigen Mannheimer Winter erlitten hatte, und die nur scheinbar überwunden worden war. Nun sollte der geschwächte Körper dem starken Willen gehorchen. „Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit," berichtet er im Juni an Körner. Wer es je an sich selber ausprobiert hat, weiß, daß dies, als regelmäßiges Tagespensum, fast ans Uebermenschliche grenzt. Er selbst wurde zunächst durch das Gefühl seines inneren Glückes darüber hinweggetäuscht; er sagt, es „gehe trotzdem so leidlich, wie sonst nie," und fügt hinzu: „Ich wundere mich selbst über den Mut, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke." Immer wieder klingt uns dieser beglückte Ton entgegen, und wenn Lotte nur auf ein paar Tage zur chère mère reist, so schreibt er (27. Juli): „Was wird die liebe kleine Frau jetzt machen? Ich kann es mir noch immer nicht recht glauben, daß sie fort ist, und suche sie in jedem Zimmer." Wie angestrengt er aber arbeitete, zeigt sich recht in solchen gelegentlichen Aeußerungen, wenn er bei einer Unpäßlichkeit, einem heftigen Zahnweh, das ihn plagt, an Lotte schreibt: „Heut und morgen lese ich noch Kollegien, weil mein Kopf am besten dabei ausruhen kann." Das Kollegienlesen scheint er also bei seinen Arbeiten gar nicht zu rechnen, es ist ihm ein Ausruhen von der Anstrengung des Denkens.

So ging der Sommer hin, und er trat noch mit gutem Mute in den Winter ein. Frohen Sinnes unternahm er mit seiner Frau gleich nach Weihnachten eine Reise nach Erfurt zum Koadjutor Dalberg, der fortgefahren hatte, ihm herzliche Zuneigung zu bewahren, und der auch jetzt wieder die freundschaftlichste Gesinnung aussprach und schöne Pläne der Zukunft mit ihm besprach. Hier war es, wo mitten im Gefühle hoffnungsvollen Lebens plötzlich die ernste Todesmahnung an ihn herantrat. Es ergriff ihn in den ersten Tagen des Januars 1791 ein heftiges Katarrhfieber, ein krampfartiges Brustleiden, das ihn mehrere Tage ganz darniederwarf. Freilich erholte er sich zunächst auffallend rasch, so daß sogar, als er am 11. Januar nach Jena zurückkehrte, Lotte ihn nicht begleitete, sondern noch ein paar Tage in Weimar bei Frau von Stein verweilte. Aber schon am 15. mußte er einen bedenklichen Rückfall melden und schrieb mit zitternder Hand, wie die schwachen Züge des Briefes noch heut ergreifend zeigen: „Es wäre mir gar lieb, mein Herz, wenn Du gleich nach Empfang dieses Briefes einen Wagen nähmest und hierher führest. Meine Krankheit ist wiedergekommen." Voll Angst eilte sie herbei, aber der Anfall war noch schlimmer als sie gefürchtet hatte, und brachte ihn trotz liebevollster Pflege dem Tode nahe. Am dritten Tage spie er Blut, und bei der damals üblichen ärztlichen Behandlung mit Aderlässen, Blutegeln, Brechmitteln u. dergl.

war seine Kraft so geschwächt, daß er sechs Tage keinen Bissen Nahrung zu sich nehmen konnte und nur durch Wein erhalten wurde. „Nach dem siebenten Tage,“ schreibt er sechs Wochen später an Körner, „wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Mut ganz entfiel.“ Dabei hatte er beständig heftiges Fieber und starkes Phantasieren. Nur ganz allmählich konnte er sich einigermaßen erholen. „Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es stand lange an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte.“ Tröstend und erfreulich war ihm in so bedrängten Umständen die allgemeine, herzliche Teilnahme, namentlich von seinen Zuhörern und Freunden. „Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dieses dreimal in der Woche.“ Nach wenigen Tagen kam auch seine



Schiller an Lotte. Originalaufnahme.

Schwägerin Karoline von Rudolstadt herüber, als „ein höchst nötiger Beistand für die liebe Lotte.“ In Jena wie in Weimar gab man ihm von allen Seiten den herzlichsten Anteil zu erkennen, was ihn sehr rührte und zu seiner Erholung beitrug. Der Herzog schickte ihm zur Stärkung „ein halb Dutzend Bouteillen Madera,“ die ihm neben Ungarwein vortrefflich bekamen.

Es war klar, daß er zunächst an Fortsetzung seiner Vorlesungen nicht denken konnte, und der Herzog entband ihn auch für den ganzen folgenden Sommer von jeder akademischen Verpflichtung. Als er sich nun mit dem beginnenden Frühling etwas leichter fühlte, ging er im März nach Rudolstadt, in der Hoffnung, sich hier in der schönen Luft völlig wieder herzustellen. Freilich fühlte er, daß das Uebel noch keineswegs gehoben war; die Brust war ihm noch durchaus nicht frei, und er empfand beim tiefen Atemholen immer noch einen Stich auf der Seite, die entzündet gewesen war. Dies ängstigte ihn, und er schreibt in einem vertrauten Briefe an Körner: „Ich mag es hier niemand

sagen, was ich von diesem Umstand denke, aber mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten müßte." Er hatte leider nur zu sehr recht: völlig hat er sich von dieser Krankheit nie wieder erholt, und auch augenblicklich war die Kraft des Uebels nicht gemindert, sondern er erlebte bereits im Mai einen neuen, noch fürchterlicheren Anfall, so daß er sein Ende nahe glaubte. Der Atem wurde ihm so schwer, daß er bei jedem Atemzuge ein Gefäß in der Lunge zu sprengen fürchtete. „Die Stimme hatte mich schon verlassen," schreibt er an Körner, „und zitternd konnte ich bloß schreiben, was ich gern noch sagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Dich, die ich jetzt als Denkmal dieses traurigen Augenblickes aufbewahre." Dennoch fügt er hinzu: „Mein Geist war heiter, und alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben." Ergreifend zeigt sich die Kraft seiner großen Seele, wenn er sagt: „Dieser schreckhafte Anfall hat mir innerlich sehr gut gethan; ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden." Als der schwerste Anfall vorbei war, sagte er zu seiner Frau und Schwägerin, die angstvoll an seinem Bette standen, mit freundlichem Lächeln: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben."

Ein unmittelbares, ergreifendes Zeugnis dafür, was er und Lotte in diesen Tagen durchkämpften, besitzen wir in einem Brief des jungen Malers Karl Graß, der damals viel bei Schillers verkehrte und zu denen gehörte, die sich darum stritten, an seinem Bette zu wachen. Er schrieb nach Schillers Tode aus Neapel an Lotte: „Erinnern Sie sich eines Augenblickes, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war. Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Bette hin. Ihr loses, dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der Ohnmächtige schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?"

Aber ganz feiern konnte er selbst in diesen schweren Wochen und Monaten nicht. Vor allem ging die Arbeit am dreißigjährigen Kriege, wenn auch langsamer, doch stetig weiter, und wenn er in demselben Briefe an Körner, wo er ihm seinen ersten Krankheitsanfall berichtet, mit Freude erwähnt, daß seit der Erfurter Reise sich wieder der Plan zu einem Trauerspiele in seinem Kopf bewege, so geht man wohl nicht irre, wenn man hier die erste Idee zum Wallenstein sieht, zumal er hinzufügt: „Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre, endlich hat sich eines gefunden, und zwar ein historisches." Daneben vertiefte er sich in Kant, besonders in die Kritik der Urteilskraft, die ihn „durch ihren lichtvollen und geistreichen Inhalt" hinriß und ihm

das große Verlangen erweckte, sich nach und nach ganz in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Gerade die augenscheinliche Lebensgefahr, in der er geschwebt hatte, ließ in seinem starken und nie rastenden Geiste den Trieb nach immer neuer und größerer Vervollkommnung nur desto lebendiger und drängender werden. Er fühlte gewissermaßen, daß er Eile habe. So schreibt er an Wieland, der in einer Rezension seiner letzten historischen Schriften ihm begeistertes Lob gespendet hatte: „So gerne wünschte ich, das noch zu erreichen, wozu eine dunkle Ahnung von Kräften mich zuweilen ermuntert und wovon Ihr freundlicher Sehergeist mir das Ideal vorhält. Wenigstens fühle ich, daß ich auf dem Wege dahin bin, und daß, wenn mein böses Schicksal mich jetzt schon abgerufen hätte, der Nachruf der Welt mir sehr Unrecht gethan haben könnte." Freilich, müssen wir hinzufügen, würde die Nachwelt auch in diesem Falle ihm gewiß die Anerkennung erteilt haben, daß er in seinem einunddreißigjährigen Leben Größeres geschaffen und bewunderungswürdigere Kraft des Geistes und Charakters bewährt habe, als Tausend andere; er würde auch so schon Unvergängliches für die Menschheit geleistet haben: aber wir können jene bescheidenen und doch selbstbewußten Worte dem Dichter tief nachfühlen, in dessen Seele alle jene Werke doch erst schlummerten, die seinen Namen mit leuchtenden Zügen für immer den größten Geistern aller Zeiten zugesellt haben: die glänzende Reihe seiner klassischen Dramen vom Wallenstein bis Tell, die Fülle seiner gedankenschweren Gedichte und seine meisterhaften Balladen. Von diesem allem, was jetzt zu den unverlierbarsten geistigen Besitztümern unseres Volkes gehört, war damals noch keine Zeile geschrieben. Kein Wunder, daß er sich selbst als unvollendet empfand.



Albrecht von Wallenstein. Von Anton van Dyck.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Als er endlich im Sommer wieder einigermaßen seine Kräfte gehoben fühlte, entschloß er sich auf dringendes ärztliches Anraten, mit seiner Frau auf einige Wochen nach Karlsbad zu gehen, wo er Anfang Juli eintraf und etwa vier Wochen verweilte. Der

Aufenthalt wirkte in der That günstig auf ihn, die vollständige Ruhe, zu der er sich zwang (wir haben fast gar keinen Brief aus dieser Zeit), sowie die schöne Natur thaten ihm wohl. Auch Gedanken an dichterische Entwürfe drängten sich ihm wieder auf: er versäumte nicht, nach dem benachbarten Eger zu fahren und sich den Schauplatz von Wallensteins Tod sowie das dort befindliche lebensgroße Bild des Helden anzusehen, dessen mächtige Gestalt ihn nicht wieder losließ.

Trotzdem war er nur unvollständig hergestellt. Von Erfurt, wo er sich nach der Rückkehr mehrere Wochen aufhielt und wiederum mit Dalberg im freundschaftlichsten Umgang stand, berichtet er am 6. September an Körner: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus; auch der kurze Atem hält immer noch an. Doch kann ich jetzt zwei, drei Stunden des Tags etwas lesen, ohne mich anzugreifen.“ Einige Wochen später schreibt er an Wieland: „Seit dem Gebrauch des Karlsbades und des Egerbrunnens habe ich mich um vieles gebessert, mein Herz öffnet sich wieder den Empfindungen des Lebens und der Freude, und die Kräfte des Geistes fangen an sich zu erholen.“ Sogleich regte sich auch wieder der Trieb zu arbeiten und zu schaffen. Er hatte vor einiger Zeit, als Gottfr. Aug. Bürger ihn besuchte, mit diesem halb im Scherz einen Wettstreit im Übersetzen des Virgil verabredet. Das kam nun freilich nicht zur Ausführung; denn Schiller, der für die Allgemeine Litteraturzeitung eine Besprechung der Bürgerschen Gedichte lieferte, hatte sich durch seine Kritik, die, wenn auch gerecht, doch für den unglücklichen Dichter tief verletzend war, für immer seinen Groll zugezogen. Er nahm aber jenen Gedanken jetzt auf, da er gerade nach einer leichteren Arbeit Verlangen trug, und übersetzte das zweite Buch des Äneis fast in einem Zuge, in neun Tagen über hundert achtzeilige Stanzen: „Es gab Tage,“ heißt es an Körner, „wo ich 13, auch 16 Stanzen fertig machte, ohne längere Zeit als des vormittags vier Stunden und ebensoviel des nachmittags daran zu wenden.“ Diese acht Stunden also hielt der kaum Genesende nicht für zu viel! „Denke übrigens nicht,“ beruhigt er den Freund, „daß ich mich überarbeite. Im Gegenteil wirkte diese Beschäftigung sehr günstig auf meine Gesundheit, und ihr danke ich manche frohe Stunde. Auch war es mir eine sehr tröstliche Erfahrung, daß ich diese 135 Stanzen mit ziemlichem Affekt laut ablesen konnte, ohne merklich dadurch beschwert zu werden und ohne alle üble Folgen.“



Schiller in Karlsbad.
Nach einer späteren Originalzeichnung des Malers J. Chr. Reinhard. (Nach Wychgram.)

Jedoch trotz so staunenswerter Energie und so erfreulicher Fortschritte mußte ihm die Bedrängnis seiner äußeren Lage schwer und immer schwerer zum Bewußtsein kommen. Schmerzlich spricht er von der Ungewißheit seines künftigen Schicksals: es sei ihm durchaus unmöglich, sich so wie bisher auf seine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch seien, so lange er gesund sei, so fehlten sie doch ganz in der Krankheit. Dies Krankheitsjahr habe ihm 1400 Thaler gekostet, und er müsse sich noch glücklich schätzen, diesen „außerordentlichen Stoß“ ausgehalten zu haben, ohne Schulden zu machen. In der That war seine Lage überaus sorgenvoll. Es war wieder ein Zeitpunkt in seinem Leben, wo die Zukunft dunkel vor ihm lag, und man kann sich denken, wie den kaum zwei Jahre Vermählten auch die Verantwortung für die geliebte Frau quälen mußte, deren junges Leben er an sein Schicksal gebunden hatte. Die bittere Not des Lebens konnte jeden Augenblick schreckhaft an ihn herantreten.

Aber gerade in dieser schwersten Bedrängnis zeigte sich ihm plötzlich und unerwartet wiederum eine rettende Hand, wiederum wie damals in Mannheim von Personen, die er nie mit Augen gesehen hatte. Die Kunde von seiner Krankheit war in alle Welt gedrungen, und im Juni 1791, wenige Wochen nach jenem schwersten Anfalle, hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Diese Todesnachricht war auch zu dem dänischen Dichter Hans Baggesen gekommen, der Schiller 1790 in Jena persönlich kennen gelernt hatte und zu seinen begeistertsten Verehrern zählte. Er war zu ihm und ebenso zu Professor Reinhold in ein sehr freundschaftliches Verhältnis getreten und bildete seitdem mit einigen gleichgesinnten Freunden, zu denen namentlich der Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg*) und der Minister Graf Ernst von Schimmelmann gehörten, in Dänemark eine kleine Schillergemeine, in der seine Werke vorgelesen und mit höchster Begeisterung aufgenommen wurden. Im Anfang Juni 1791 hatten sie unter sich eine Feier zu Ehren des Dichters veranstalten wollen und zu dem Zwecke eine gemeinschaftliche Lustfahrt mit ihren Frauen nach dem kleinen Orte Hellebeck bei Kopenhagen verabredet. Gerade als sie sich fröhlich zur Abfahrt rüsteten, hatte die Kunde seines Todes sie getroffen. Sie waren ganz trostlos und niedergeschmettert, aber Graf Schimmelmann sagte zu Baggesen: „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen, um dort wohlgemut das Lied an die Freude anzustimmen; jetzt wollen wir trotzdem hinfahren, um es in Wehmut von Ihnen vorlesen zu hören.“ So thaten sie, und Baggesen fügte dem Liede, das er schmerzbewegt vorlas, die Zeilen hinzu:

„Unser toter Freund soll leben,
Alle Freunde, stimmet ein,
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hella's Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!“

---

*) Urgroßvater der deutschen Kaiserin Auguste Viktoria.

Sie blieben drei Tage in dem lieblich gelegenen Orte am Strande des Meeres zusammen, sich tröstend und stärkend an den begeisternden Dichtungen des Totgeglaubten, und Baggesen sandte sofort einen Bericht von der Feier an Reinhold nach Jena. Dieser teilte Schiller, als er von Karlsbad zurück war, den Brief mit, und „ich zweifle,“ schreibt er an Baggesen, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat.“ Lotte zog Reinhold, der den Abend bei Schillers zubrachte, beiseite und sagte: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —“ ein Thränenstrom



Friedrich Christian Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.
Eigene Aufnahme des Gemäldes im Städtischen Museum zu Leipzig. (Hier zum erstenmale wiedergegeben.)

hinderte sie, weiterzusprechen. Reinhold aber erwiderte: „Ich kann ihm nichts Rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre.“

Als nun Baggesen durch Reinhold von des „unsterblichen und ungestorbenen“ Dichters Genesung hörte, zugleich aber erfuhr, daß er sich schwerlich ganz erholen werde, da er genötigt sei, sich körperlich und geistig aufzureiben, um sein Leben zu fristen, und oftmals, wenn er krank sei, nicht wisse, „ob er sein Gehalt in die Küche oder in die Apotheke tragen solle,“ so teilte er diese traurigen Umstände seinem Freunde Schimmelmann mit, und dieser vereinigte sich mit dem Prinzen von Holstein-Augustenburg, um

dem Dichter ihre Hilfe anzubieten. Ihr Brief vom 27. November 1791 beginnt: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie fanden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich sehr bald an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl der guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Ihre durch allzuhastige Arbeit und Anstrengung zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll; allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen diese zu schätzen; wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edlern Art von Hochmut frönen."



Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann.
Nach einem Oelgemälde im Besitz der gräflichen Familie. (Wychgram.)

Schiller war aufs tiefste ergriffen und gerührt, ebenso durch das Geschenk selbst, wie durch den hochherzigen Sinn der Geber. „Wie werd' ich es anfangen," schreibt er an Baggesen, der ihm den Brief des Prinzen übermittelt hatte, „Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind?" Ohne kleinliche Bedenken nahm er das Anerbieten an, wie es gemacht war. „Zu einer Zeit," heißt es in seinem Briefe an den Prinzen, „wo die Ueberreste einer angreifenden

Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern, traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir wie zwei schützende Genien die Hand aus den Wolken. Das großmütige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es thun, befreit mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwert zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröten müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können."

Auch nach Dresden meldet er sofort die erfreuende Kunde: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner! Das, wonach ich mich schon solange ich lebe aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes." Er teilt ihm das Anerbieten mit, dessen Zartheit und Feinheit ihn noch mehr gerührt habe, als das Geschenk selbst, und schließt: „Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Immer dasselbe, unverrückbare Streben! Nicht etwa zu ruhen und zu genießen, nein, zu lernen und zu arbeiten steht auch jetzt als höchstes und lockendstes Ziel vor dem Auge des kaum Genesenen.



Gräfin Charlotte Schimmelmann.
Nach einem Oelgemälde im Besitze der gräflichen Familie. (Wydgram.)



6. Stilles Reifen.

„Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem anderen wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal."
An Körner, 3. Juli 1793.

Die folgenden drittehalb Jahre (Anfang 1792 bis Mitte 1794) bilden im Leben Schillers eine unscheinbare, aber wichtige und entwickelungsreiche Zeit. Kein großes und glänzendes Werk bezeichnet sie, denn der dreißigjährige Krieg war ja schon vorher fast abgeschlossen, die epochemachenden philosophischen Abhandlungen fallen in ihrer Vollendung zum größten Teil erst später, und poetisch ist in diesen Jahren keine Zeile geschrieben worden. Aber wie eine edle Traube, wenn die Gunst des Frühlings ihre Blüten behütet hat, wenn ihr des Himmels Tau Saft und Fülle, die Glut des Sommers Feuer und würzigen Duft verliehen hat, nun bloß noch der stillen, klaren, sonnigen Herbsttage bedarf, um köstlich zu reifen und ihre „wundervolle Gabe" zu spenden, so sehen wir unseren Dichter jetzt in der stillen, sonnigen Zeit, die ihm das hochherzige Geschenk der dänischen Freunde verschaffte, unmerklich und wundervoll gereift auf die Höhe des Lebens und Wirkens treten.

Sein Hauptstreben in der neuen unabhängigen Lage mußte zunächst natürlicherweise darauf gerichtet sein, seine Gesundheit völlig zu stärken. So gestattete er sich manche sonst entbehrte Lebensbequemlichkeit, schaffte sich ein Reitpferd an und fuhr täglich spazieren. Sein häusliches Leben gab ihm gerade jetzt viel angenehme Anregung und Unterhaltung. Eine ganze Anzahl reichbegabter, jüngerer Männer, zum Teil früher Zuhörer seiner Kollegien, verkehrten freundschaftlich in seinem Hause, unter ihnen der liebenswürdige Livländer Maler Karl Graß, dessen oben erwähnt wurde, dann Friedrich von Hardenberg (Novalis), der Rheinländer Bartolomäus Fischenich, dessen feinen Geist Schiller sehr hoch schätzte, und seit Ende 1791 auch Fritz von Stein, Charlottens Sohn, Goethes trefflicher Zögling, der jetzt in Jena studierte. Wie alle diese an ihm hingen und zu ihm aufblickten, wie die imponierende Kraft und Hoheit seiner Persönlichkeit sie hinriß, davon haben sie oft mit begeisterten Worten Zeugnis gegeben. Hier sei nur der Brief erwähnt, worin der junge zwanzigjährige Hardenberg, als er einige Zeit von Jena abwesend war und auf dem „alten Bergschloß Gosek" in Thüringen weilte, an Reinhold seiner leidenschaftlichen Verehrung Ausdruck giebt: „Ach, wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf, wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen, entzückenden Bilde! — Stolzer schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn, und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum erstenmal sah. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollste, uneingeschränkteste Zutrauen schenkte ich ihm in den ersten Minuten. Hätt' er nie mit mir gesprochen, nie Teil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höheren Genius, der über Jahrhunderte

waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtsein abends erlosch. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geschlagen, und vielleicht ist selbst das Gute und Schöne, dessen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, schon durch sein Beispiel größtenteils mit sein Werk. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinns, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln."

Fischenich und Fritz von Stein sowie drei andere junge Freunde gaben sich bei den Jungfern Schramm in Kost, und so hatten Schillers das Vergnügen, mittags und abends immer in einem freundschaftlichen, geistig höchst angeregten Kreise zu speisen. „So habe ich," schreibt er an Körner, „ohne mit der Besorgung beschwert zu sein, täglich einen gesellschaftlichen Tisch, und da es zum Teil Kantianer sind, so versiegt der Stoff zur Unterhaltung nie." Damit man aber nicht denke, daß hier nur wissenschaftlich disputiert wurde, fügt er hinzu, nach Tische werde oft gespielt, „ein Behelf, der mir nach meiner Krankheit fast notwendig worden ist." So fand in diesem heiteren Kreise Ernst und Scherz seine Stelle; man war zum gründlichsten Philosophieren ebenso aufgelegt wie zu ausgelassenem Spaß und Mutwillen, und nach beiden Richtungen gab Schiller den Ton an. Fritz von Stein, anfangs von Lotte ihr „Brüderchen" genannt, wurde bald das „enfant" des jungen Hausmütterchens, und Fischenich braucht noch nach Jahren, als er in Bonn Professor der Rechte war, die freundschaftlich neckische Anrede „Liebe Mutter." Er schickte ihr da eines Tages eine Komposition eines jungen Bonner Musikus und fügt hinzu: „Sie ist von einem jungen Manne, dessen musikalische Talente allgemein gerühmt werden, und den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch Schillers ‚Freude,' und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn soviel ich ihn kenne, ist er ganz für das Große und Erhabene." Der Name dieses jungen Musikers, damals noch unbekannt, war Ludwig van Beethoven.



Immanuel Kant.
Gemalt von Döbler. Nach dem Stich von J. L. Raab.

Kant war jetzt in der That sein Hauptstudium. „Ich treibe," schreibt er an Körner, „mit großem Eifer Kantische Philosophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte." Dieser Wunsch sollte sich zu seiner Freude bald erfüllen. Freilich wurde sein fröhlicher Eifer zunächst abermals unterbrochen, indem ihn schon im Februar 1792 das Uebel aufs neue befiel, das also keineswegs ganz überwunden war. Dennoch konnte er endlich im April und Mai die so lange sehnlich gehegte, immer wieder aufgeschobene Absicht ausführen, mit seiner Frau den treuen Freund

in Dresden auf einige Wochen zu besuchen und nach so langer Zeit ein herzliches Wiedersehen zu feiern, wobei sie die Erinnerungen der vergangenen Jahre froh und gerührt auffrischten und sich auch nach Herzenslust in ihren geliebten Kant vertieften. Auch die Frauen schlossen sich sehr freundlich aneinander. Körner, dem anfangs Lotte etwas Fremdes gehabt hatte, war gerade während der schweren Krankheitszeit des Freundes zur vollen Erkenntnis ihres Wertes gekommen und hatte schon im März 1791, als der erste tödliche Anfall vorüber war, geschrieben: „Wohl Dir, daß Du eine so brave Gattin gefunden hast! Ohne ihre Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können." Jetzt war er hocherfreut, die beiden lieben Menschen in seinem gastlichen Hause aufnehmen zu können; denn das mußte Schiller freilich zur Bedingung seines Besuches machen, da ihnen, bei seiner schonungsbedürftigen Gesundheit, wenn sie getrennt wohnten, das trauliche Zusammensein der Abende, worauf sie beide sich so freuten, verloren gegangen wäre.



Theodor Körner als Kind. Nach dem Dora Stock'schen von Emma Körner als Miniaturbild angefertigten Pastellgemälde. Original im Körnermuseum.

Schiller fand in dem Körnerschen Kreise, den er seit fünf Jahren nicht gesehen hatte, manches verändert: Huber hatte sich ganz von ihnen getrennt und war als Sekretär bei der Sächsischen Gesandtschaft nach Mainz gegangen, wo er bald nachher ganz in das politische Treiben hineingezogen wurde; er hatte auch sein Verhältnis zu Dora gelöst, die infolgedessen unvermählt geblieben ist, und Körners wie Schiller haben lange bitteren Groll gegen ihn gehegt, der erst nach dem frühzeitigen Tode des unglücklichen Mannes (1804) einer milderen Beurteilung wich. — Dagegen Körners eigene Familie hatte sich erweitert, da ihm am 23. September 1791 sein erster (und einziger) Sohn Theodor geboren worden war. Schiller hatte ihn damals mit den herzlichsten Glückwünschen und seinem „besten Segen" begrüßt; und in der That hat ja seines Geistes ein Hauch auf diesem Knaben geruht, wenn ihm auch freilich nicht beschieden war, wie Schiller ihm anwünschte, „ein Stammhalter des Körnerschen Geschlechts" zu werden, sondern er früh im Heldentode sein junges Leben hingab, in einem vaterländischen Hochgefühl, wie es dem großen Freunde seines Vaters niemals zu Teil geworden war: und doch war es nicht zum wenigsten die begeisternde Kraft Schillers, die dazu beitrug, solche Empfindungen in dem Sänger von „Leier und Schwert" zu entflammen und sie im ganzen deutschen Volke nach langem Schlummer wieder zu entfachen.

Mitte Mai reisten Schillers wieder heim. Uebrigens stand unser Dichter der politischen Welt durchaus nicht fremd gegenüber, am wenigsten damals. Es liegt vielmehr in ihm ein starker Zug lebhafter Teilnahme und raschen Verständnisses für die Vorgänge der großen Weltbühne, weit mehr als in vielen Zeitgenossen, insbesondere in Goethe. Es war die

Zeit, als in Frankreich das neuerwachte Bewußtsein freien Menschentums und der Despotismus Jahrhunderte langer Ueberlieferung den ungeheuren Kampf miteinander ausfochten, die Zeit, „als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei, von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.“ Wie hätten diese Töne wirkungslos an das Ohr des Dichters schlagen sollen, der, wie kein anderer, durch den Mund Moors und Verrinas, Ferdinands und Posas und ebenso durch die Gewalt seiner historischen Darstellungen Unfreiheit und Knechtschaft im Staat wie im Glauben bekämpft und mit zündenden Worten Gedankenfreiheit und bürgerliche Freiheit verkündigt hatte? Diesen Zusammenhang fühlten auch die Revolutionsmänner in Frankreich sehr wohl, und als man im September 1792 in der Nationalversammlung zu Paris solchen Ausländern, die sich um die Sache der Freiheit verdient gemacht hätten, das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik verlieh, so erhielt (wie unter andern Klopstock und Pestalozzi) auch Schiller den Titel eines **Citoyen Français**. Das Diplom selbst mit seiner wunderlichen Adresse, „**M. Gille, publiciste allemand,**“ ohne jede nähere Angabe, kam freilich erst sechs Jahre später in seine Hände, aber die Thatsache las er bereits im Oktober 1792 im Moniteur, den er sich damals persönlich hielt, zum Zeichen, wie ihn die dortigen Ereignisse in Anspruch nahmen.

Freilich gingen die Dinge in Paris einen so raschen und entsetzlichen Gang, daß Schillers Begeisterung bald abgekühlt wurde. Als der König gefangen gesetzt war, stieg der überkühne Gedanke in ihm auf, persönlich einzugreifen und den Blutmenschen ein warnendes Wort zuzurufen. „Weißt Du mir niemand,“ fragt er am 21. Dezember 1792 Körner, „der gut ins Französische übersetzte? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein einziger aus einer ganzen Nation ein Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer.“ Man sieht, er würde auch hier sicherlich den Freimut eines Posa und den „Männerstolz vor Königsthronen“ nicht verleugnet haben. Körners bedächtigen Sinn kennend, fügt er hinzu: „Vielleicht rätst Du mir an, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.“

Er nahm die Arbeit in der That vor und verabredete schon mit Göschen die Art der Veröffentlichung. Aber die blutigen Ereignisse in Paris rissen ihn unsanft aus seinem Wahn: am 21. Januar 1793 wurde Ludwig XVI. auf der Guillotine in Paris enthauptet. Jetzt wandte sich Schiller mit Abscheu von diesem Schauspiel. „Was sprichst Du zu den französischen Sachen?“ schreibt er am 8. Februar. „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber,

und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderstnechte mich an."

Es ist zu bedauern, daß das Bruchstück seiner Schrift nicht erhalten ist. In seinen politischen Anschauungen kann man von hier aus einen gewissen Wendepunkt rechnen. Ohne der Sache der Freiheit untreu zu werden, empfindet er doch je länger je mehr, daß die „alten festen Ordnungen" der „ruhig sicher thronenden Macht" der „Anker sind, an dem die Staaten hängen." Und andererseits: jene mächtigen Aeußerungen **vaterländischen** Geistes, wie sie z. B. in der Jungfrau, im Tell hervorbrechen, sie würden schwerlich so zum Ausdruck gekommen sein, wenn das Weltbürgertum, dem seine Jugend huldigte, in dieser Zeit der Greuelthaten des sich weltbürgerlich nennenden Volkes nicht immerhin einen gewissen Stoß erlitten hätte.

Daneben hatte er seine gewohnten Arbeiten wieder aufgenommen; besonders drängte es ihn, den dreißigjährigen Krieg endlich zum Schluß zu führen, den er nach und nach als eine „schwere Last" empfand, zumal auch seine Krämpfe ihn noch „redlich fortplagten." Er bestimmte „vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachlesen" und fand, daß er „auf diesem Wege, beinahe ohne es gewahr zu werden," „jeden Tag einen Viertelsbogen (d. h. vier Druckseiten) zu stande bringen konnte." Jede solche Aeußerung versetzt den Leser in erneutes Staunen über diese beispiellose Arbeitskraft, und man atmet ordentlich auf, wenn er am 21. September 1792 ausruft: „Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuskript fort. Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt oder die einen anderen Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung! Jetzt werde ich acht oder zehn Tage schlechterdings nichts thun und sehen, ob die völlige Ruhe des Kopfes, freie Luft, Bewegung und Gesellschaftsgewäsche an meiner Gesundheit nichts verbessern."

Es traf sich hübsch, daß gerade in diese Zeit eine andere große Freude für ihn fiel, indem seine Mutter ihn auf einige Wochen in Jena besuchte. Sie hatte im Anfang des Jahres 1790, gerade als Schiller ihr seine Verlobung und bevorstehende Hochzeit mitteilte, eine lebensgefährliche Krankheit überstanden und war vom Sohne schon einmal als tot beweint worden. Jetzt verband sie mit einem Besuche bei Christophine in Meiningen einen kurzen Aufenthalt in Jena und brachte die jüngste Tochter Christiane, gewöhnlich Nane oder Nanette genannt, dem Bruder mit ins Haus. Schiller hatte die Schwester nur als fünfjähriges Kind gesehen und freute sich jetzt nach zehn Jahren an dem liebenswürdigen, heiter empfänglichen Wesen des schön aufblühenden Mädchens, die ihrerseits in dem Bruder das höchste Ideal ihrer jungen Phantasie erblickte.

Diese Berührung mit den Seinen hatte lebhaft in ihm die Sehnsucht erweckt, die so lang entbehrte Heimat, vor allem den alten Vater wiederzusehen, der jetzt im siebzigsten Lebensjahre stand und von jenen schweren Sorgen und Bedenken, mit denen er früher so oft das Leben des Sohnes betrachtet hatte, sich längst zur freudigsten und gerührtesten Bewunderung, zum dankbarsten Aufblick auf die Wege der Vorsehung durchgerungen hatte. Ein wundervolles Zeugnis von diesem ehrlichen, frommen, wenn auch etwas altväterisch steifen Sinne legt der Brief ab, den der Vater „am Geburtstag unsers lieben Fritzen" 1791 an den Sohn schrieb. „Aus allen Briefen," heißt es da, „die wir seit Eurer glücklichen Verbindung erhalten, erkennen wir mit dem innigsten Dankgefühl die gnädige Führung Gottes in Ansehung unseres lieben Sohnes. Hätte Er ohne

unsere geliebteste Frau Tochter Seiner letzten Krankheit nicht unterliegen müssen?" Dann sagt er nach einem Blick auf die vergangenen Zeiten: „Ich muß jetzt zu meiner Demütigung bekennen, daß ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich Ihn zur Erreichung Seiner über meinen Horizont gegangenen Absichten niemals unterstützen konnte." Nach diesem rührenden Bekenntnis kommt aber auch wieder der gestrenge Erzieher in ihm zum Ausdruck: „Inzwischen mag Er selbst anjetzo die Frage beantworten, ob, wenn Er alles vollauf gehabt hätte, Sein Fleiß nicht würde nachgelassen haben, anstatt daß Er ihn im andern Falle verdoppeln mußte? Es ist wahrlich kein Ungefähr, das die Dinge in der Welt regiert, denn aus den Folgen erkennen wir die weise Leitung eines verborgenen höheren Wesens.

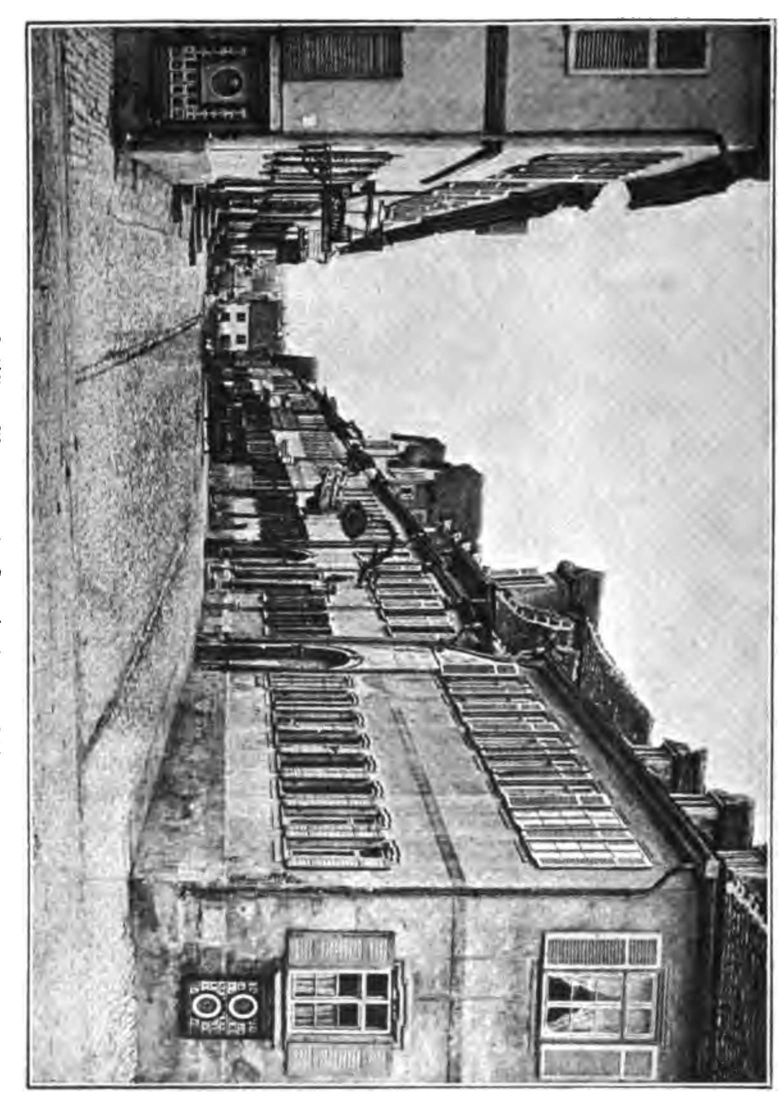


Schillers Wohnung im Schillergarten zu Jena. Originalaufnahme.

— Teuerste Frau Tochter, ich wende mich jetzt an Sie und danke Ihnen mit dem wärmsten Gefühl eines Vaters für alle Ihre Liebe und Sorgfalt, die Sie Ihrem lieben Gatten, unserm Sohn, erwiesen, und die Sie auch für uns haben. Gott segne Sie mit aller Fülle seines Segens, lasse unsern lieben Sohn bald und vollkommen wieder gesund werden und schenke ihm noch eine große Anzahl erfreulicher Geburtstäge."

So faßte er denn den Entschluß, im nächsten Jahre die Seinen in der Heimat selbst aufzusuchen. Es kam dazu, daß seine Aerzte, namentlich sein vortrefflicher und hochgeschätzter Freund Dr. Stark in Jena, entschieden eine solche Veränderung des Aufenthaltes empfahlen und sich von dem Einfluß des milderen schwäbischen Klimas viel versprachen. Auch von seinem Jugendfreund Friedrich von Hoven, der als hochgeachteter Arzt und Hofmedikus in Ludwigsburg lebte, erhielt er einen freundschaftlichen Brief, der ihm nahelegte, „vielleicht würde der heimatliche Himmel mehr vermögen als die Arzneikunst, und seine Freunde mehr als seine Aerzte." Den Winter brachte er in leiblicher

Gesundheit zu, doch wiederholten sich die Anfälle von Zeit zu Zeit immer wieder, und er mußte sich unausgesetzt aufs äußerste schonen, so daß er den ganzen Winter hindurch „kaum fünfmal ins Freie kam.“ Als endlich der Frühling nahte, bezog er im April 1793 eine hübsche Gartenwohnung und war „nicht wenig froh, daß er Feld und Himmel



Schillers Wohnhaus in Ludwigsburg 1793/94.
(Ecke rechts.)

wiedersah.“ Damit hörte auch der gemeinschaftliche Mittagstisch in der Schrammei auf, und Lotte führte von nun an ihre eigene Wirtschaft, denn Schillers Gesundheit vertrug sich nicht länger mit der Kost, die ihnen ihre Jungfern boten. Seine Kantstudien setzte er eifrig fort und entwarf ein philosophisches Werk über die Schönheit, „Kallias“ genannt, von dessen tiefgehender Gedankenarbeit die Briefe an Körner reichhaltiges und inhaltreiches Zeugnis geben. Auch an eine Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte dachte er in dieser Zeit und arbeitete verschiedene der früheren Erzeugnisse seinem ge=

reifteren Geschmacke entsprechend um; doch kam diese Sammlung jetzt nicht zum Abschluß. Sogar seine Vorlesungen hatte er wieder aufgenommen, und zwar über Aesthetik, wenn er auch nie mehr als eine oder zwei Stunden wöchentlich las.

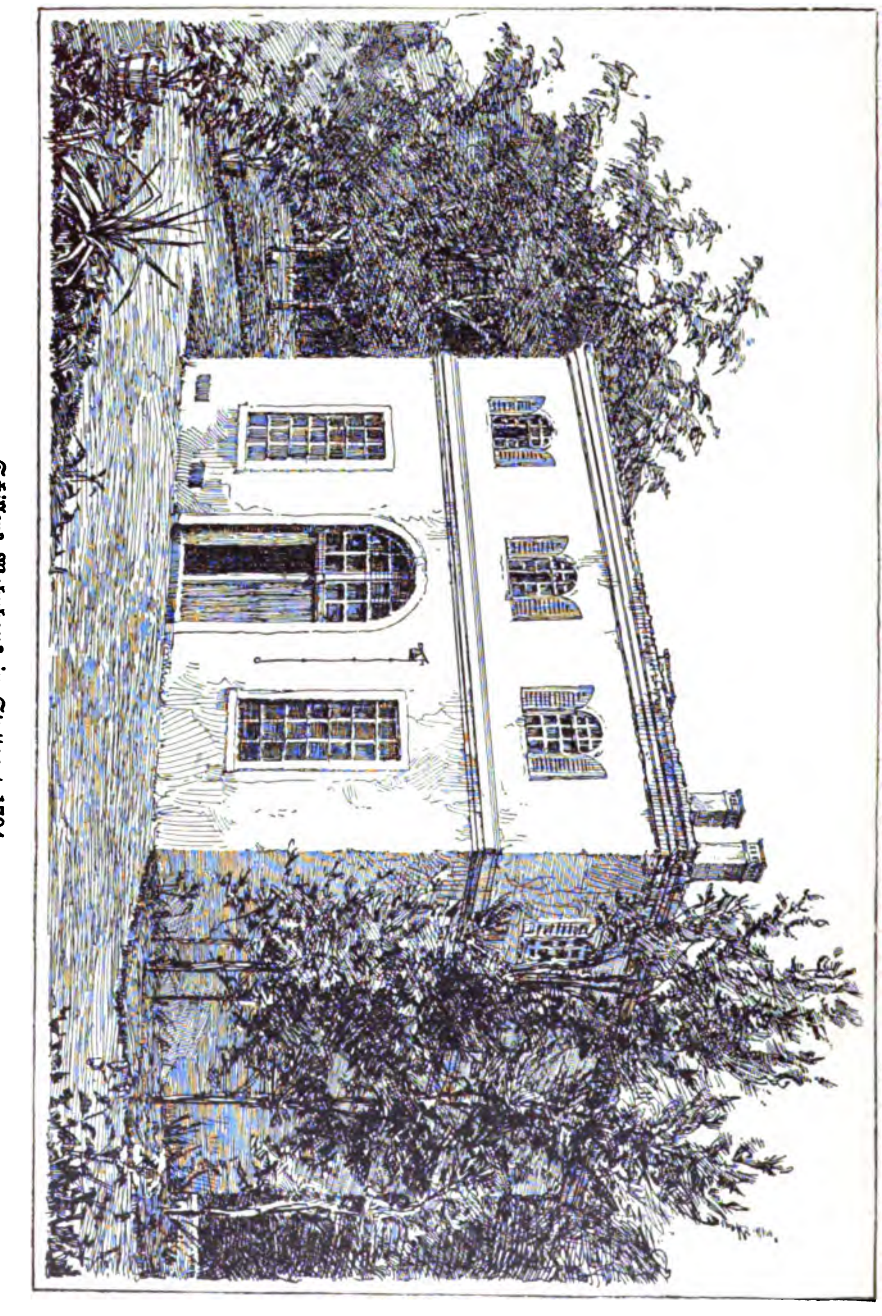
Am 2. August 1793 machte sich Schiller mit seiner Frau von Jena aus auf den Weg, um die schwäbische Heimat aufzusuchen, und sechs Tage später traf er, „nach einer zwar beschwerlichen, aber von allen üblen Zufällen freien Reise" in der Reichsstadt Heilbronn ein. Hier wollte er zunächst bleiben, um nicht gleich das eigentliche Gebiet des Herzogs Karl zu betreten, da man immerhin nicht wissen konnte, mit was für Augen dieser seinen vor elf Jahren flüchtig gewordenen Regimentsmedikus ansehen würde; doch erwies sich die Sorge als unnötig; der Herzog erlaubte dem Alten auf sein Ansuchen, den Sohn in Heilbronn zu besuchen, und so fand hier das lang ersehnte Wiedersehen statt, von allen mit der innigsten Freude begrüßt. Der Vater war in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alten und sah aus wie ein rüstiger Sechziger. „Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält." Schiller trug nun auch kein Bedenken, Ludwigsburg und die Solitüde zu besuchen, „ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen." Als er aber, da es ihm in Heilbronn nicht zusagte, beschloß, ganz nach Ludwigsburg überzusiedeln, hielt er es doch für geboten, sich dieserhalb an den Herzog zu wenden; er erhielt keine Antwort, es wurde ihm aber unter der Hand bedeutet, jener wolle ihn „ignorieren." Das war ihm gerade recht, und so verlegte er am 8. September seinen Wohnsitz nach der alten Stätte froher Jugendjahre, wo er „vortrefflich logiert" und seiner Familie und manchen Freunden näher war. Eine bequeme Häuslichkeit war jetzt für ihn wie für seine Frau ein doppeltes Bedürfnis: sechs Tage nach dem Umzug, am 14. September 1793, wurde ihm sein erster Sohn geboren. Schiller war von Vaterglück und Stolz erfüllt: „Die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark und alles glücklich abgelaufen," berichtet er nach Dresden; und an seinen Freund Schütz, den Herausgeber der Litteratur-Zeitung in Jena, scherzt er: „Ich zeige Ihnen mein neuestes Produkt an, liebster Freund, nicht damit Sie es im Intelligenzblatt bekannt machen, sondern daß Sie sich mit mir freuen sollen. Ich bin seit fünf Tagen Vater zu einem gesunden und muntern Sohn, der mir als der Erstling meiner Autorschaft in diesem Fache unendlich willkommen ist." Das schöne Epigramm, dem er die Ueberschrift „Der Vater" gegeben hat,

„Wirke soviel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft,"

ist zwar erst 1796, bald nach der Geburt seines zweiten Sohnes gedichtet, aber die Empfindung, die es ausdrückt, gehört sicherlich auch in diese Zeit.

Wenige Wochen danach starb Herzog Karl Eugen, dessen Gesundheit schon längere Zeit stark erschüttert gewesen war, am 24. Oktober 1793 im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Schiller wohnte der Totenfeier in der Schloßkapelle zu Ludwigsburg bei und soll nach Hovens Bericht sich gegen verschiedene Freunde, die er dort traf, ohne Groll und sogar mit Anerkennung über den Toten, geäußert haben. Einige Wochen später schreibt er an Körner sehr kühl: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen, die unmittelbar mit ihm zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen *Menschen* vor sich zu haben."

Mit seiner Gesundheit konnte er anfangs leider nicht sehr zufrieden sein. Einige Wochen nach der Geburt seines Sohnes schreibt er an Frau von Kalb: „Mutter und



Schillers Wohnhaus in Stuttgart 1794.
Nach einer Zeichnung von Prof. Plock in Stuttgart.

Kind befinden sich beide sehr wohl, und ich bin wenigstens so glücklich, jetzt der einzige Kranke in meinem Hause zu sein.“ So klagt er am 4. Oktober 1793 an **Körner**: „Ich habe noch wenig arbeiten können, ja es giebt viele Tage, wo ich Feder und Schreib=

tisch hasse. So ein hartnäckiges Uebel, so sparsam zugewogene freie Intervallen drücken mich oft schwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnt' ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren." Und ähnliches wiederholt sich die folgenden Monate. Erst als der Winter zu Ende ging und er im März 1794 nach Stuttgart übersiedelte, gab ein besonders frühzeitiger Frühling mit milden, warmen Tagen und erquickendem Blütenduft auch ihm auf die Dauer ein besseres Wohlbefinden.

Die größere Stadt war ihm auch in Rücksicht auf gesellschaftlichen Umgang bedeutend anregender; er traf da nicht wenige der alten Freunde, vor allen den trefflichen Dannecker, „ein wahres Kunstgenie," wie Schiller sagt, „den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat" (von 1785—89, wo er mit Canova nah verkehrte und auch Goethe und Herder kennen lernte). „Sein Umgang thut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm." Dannecker ließ es sich nicht nehmen, den Freund, für den er eine schwärmerische Liebe und Verehrung hatte, durch seine Kunst zu verewigen, indem er eine vorzügliche Büste von ihm modellierte, dieselbe, die er später nach seinem Tode in kolossalem Maßstabe ausführte, und die seitdem für immer Schillers Züge der Nachwelt vergegenwärtigt hat. Auch mit dem liebenswürdigen Musikus Zumsteeg, mit Friedrich Haug und manchen andern wurde die alte Jugendbekanntschaft erneuert. In Ludwigsburg stand ihm besonders Hoven mit seiner Gattin sehr nahe, die Schillers auf alle Weise durch Aufmerksamkeit und Gastfreundschaft den Aufenthalt in Schwaben angenehm zu machen suchten, wofür ihm Schiller nach seiner Rückkehr mit gerührten Worten dankt. Diese alle und wer sonst mit ihm in Beziehung trat, empfanden unwiderstehlich die Macht seiner hohen und freien Persönlichkeit. Von dem Eindruck, den der gereifte, zugleich sichere und bescheidene Mann machte, giebt uns Hoven ein besonders anschauliches Bild: „Er war ein ganz anderer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen. An Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs oft durch seine heftigen Brustkrämpfe gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Seine geistige Arbeit drehte sich während der besprochenen Jahre noch immer vornehmlich um Kant. Schon im Januar 1792 hatte er den Vorsatz ausgesprochen, diese Philosophie nicht eher zu verlassen, als bis er sie „ergründet" habe, und sollte es ihn auch „drei Jahre kosten!" Von den drei großen bahnbrechenden Werken Kants hat das dritte, die Kritik der Urteilskraft, bei weitem am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt, weil ihr Gegenstand, die Untersuchung der Grundlagen unseres Urteils in der Kunst, ihm am nächsten lag. Hier fand er die Begriffe des Schönen, des Erhabenen, des Reizes, der Rührung und ähnliche, die ihn so eifrig beschäftigten, in gründlicher und eigenartiger Weise durchgehandelt, die zum Teil seine lebhafte Zustimmung, zum Teil auch seinen Widerspruch hervorrief; hier fand er manchen Gedanken geprägt, der ihn über-

raschend, wie aus seiner eigenen Anschauung geschöpft, ansprechen mußte, z. B. im § 59 die Ausführung, daß das „Schöne das Symbol des sittlich Guten sei," der Grundgedanke in Schillers „Künstlern." So vertiefte er sich zunächst in dieses Werk, das er sich schon im März 1791 selbst anschaffte, während er fühlte, daß Kants erstes und grundlegendes Werk, die Kritik der reinen Vernunft, ihm damals „noch zu schwer sein und zu viel Zeit wegnehmen würde." Aber auch später scheint dieses staunenswerte Denkmal menschlichen Scharfsinnes und beispielloser Denkkraft keinen so tiefen Einfluß auf ihn geübt zu haben; der rein spekulative Inhalt war dem dichterischen Geiste offenbar nicht so verwandt. Ob er Kants großartige (wenngleich unvorstellbare) Lehre, wodurch Raum und Zeit und Kausalität aus der realen Welt (dem Ding an sich) fortgedacht wurden und bloß als notwendige Formen unseres Anschauens und Denkens stehen blieben, sich zu eigen gemacht habe, läßt sich durch kein Zeugnis, durch keine briefliche oder sonstige Aeußerung nachweisen, während wieder die Kritik der praktischen Vernunft, ebenso wie mehrere der kleineren Schriften, ihm lebhafte Anregung bot. Natürlich konnte ihm die überragende Bedeutung jenes ersteren Buches nicht entgehen, und als z. B. Huber ihn 1795 um Anleitung in das Studium Kants bat, erwiderte er ihm, er müsse (falls er einige Jahre dranwenden wolle!) mit der Kritik der reinen Vernunft beginnen. Aber die Besprechung der Gebiete des Schönen und Guten, die seinen Geist so mächtig anzog, war ja auch von der Zustimmung zu der Theorie, ich möchte sagen zu dem Dogma der ersten Schrift nicht abhängig.

Unter den Abhandlungen, die aus dieser Beschäftigung mit Kant hervorsproßten, ragen drei an Umfang wie an Bedeutung des Inhalts hervor: Ueber Anmut und Würde, Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen und Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

Die erste, veröffentlicht in der Neuen Thalia, fällt schon in die Zeit vor seiner Reise nach Schwaben, und er hat sie, wie er am 20. Juni 1793 schreibt, „in nicht gar sechs Wochen verfertigt." „Urteile daraus," ruft er Körner zu, „ob ich fleißig bin, und fleißig genug für einen Kranken." Die Hand des Kranken merkt man dem wundervollen Schwung der Sprache wie der Gedanken wahrlich nicht an. Anmut ist ihm Schönheit der Bewegung, die er von der Schönheit des Baues oder der architektonischen Schönheit unterscheidet; sie kann demnach auch dem Minderschönen, und selbst dem Nichtschönen zukommen. Die Bewegung aber ist schön, wenn sie frei ist, wenn sie zugleich Ausdruck moralischer Empfindungen ist und doch den Eindruck der ungezwungenen Natur, der freien Neigung macht. So ist sie der Ausdruck dessen, was wir eine schöne Seele nennen. Der Ausdruck der erhabenen Gesinnung dagegen heißt Würde, die sich vornehmlich zeigt, wenn der Affekt uns beherrschen will. „Gesetzt wir erblicken an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affektes. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Stimme erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn," so wird „die Ruhe im Leiden, worin die Würde eigentlich besteht, Ausdruck seiner moralischen Freiheit." Es mag sein, daß Schiller bei dieser Schilderung, wie die Erklärer versichern, an die Statue des Laokoon gedacht hat; aber *wir* werden dabei an ihn selbst denken, der diese höchste sittliche Freiheit des Menschengemüts in seiner Krankheit oft so heldenhaft bewährt hatte. — Die Abhandlung fand großen Beifall, am wertvollsten aber war ihm ein Wort von Kant selber. Er hatte an einer Stelle gegen die „Härte" gesprochen, mit

der in Kants Moralphilosophie die Idee der Pflicht vorgetragen werde, so daß „alle Grazien davon zurückgeschreckt würden." Kant rechtfertigte sich gegen den Vorwurf und nannte Schillers Abhandlung das Werk einer „Meisterhand."

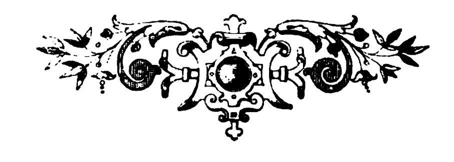
Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen sind ursprünglich wirkliche Briefe, gerichtet an den Herzog von Augustenburg, dem er durch die Widmung dieses inhaltreichen Werkes auf eine würdige Art seinen Dank abstattete. Aus einer Bearbeitung dieser Briefe entstand der erste Teil des jetzt vorliegenden Werkes, der im Herbst 1794 erschien und im folgenden Jahre zum Abschluß kam. Er spricht darin seine Ueberzeugung aus, daß das Ziel der menschlichen Entwickelung, ein auf Freiheit und Vernunft gegründeter Staat, dessen Erfüllung jetzt in Frankreich auf so blutige und abscheuliche Art verfehlt wurde, nur durch allgemeine sittliche Bildung erreichbar sei, daß aber auf diesem Wege gerade der Kunst, dem Schönen eine überaus wichtige und notwendige Stufe zufalle, sofern das Schöne eine Vermittelung zwischen der sinnlichen und sittlichen Natur des Menschen darstelle. Es ist also wieder der Grundgedanke der Künstler: „Nur durch das Morgenthor des Schönen dringst du in der Erkenntnis Land."

Die berühmteste unter den philosophischen Abhandlungen ist die letzte: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung." Sie ist allerdings erst 1795 verfaßt, indes liegen die ersten Anfänge dazu ebenfalls schon 1793. Schiller geht hier von dem Gegensatz der Natur und Kultur aus. Durch die Kultur geht uns oft die Natur verloren, nach der wir dann zurückstreben. Wenn wir diesen Gegensatz im Geiste der Dichter beobachten, so können wir sagen: sie werden entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen. Die ersteren nennt er naive, die anderen sentimentalische Dichter. Die antike Welt erscheint uns fast durchweg als naiv, vor allem Homer, in dem die Natur reflexionslos hervortritt. So muß jedes wahre Genie naiv sein, indem es ohne Ueberlegung und Wahl von selbst die Natur trifft. Die moderne Welt, die hierin im Nachteil ist, hat wieder den Vorzug eines tieferen und größeren Gegenstandes durch die unendlich reicher entwickelten Kräfte und Verhältnisse. Als derjenige moderne Dichter, dem es am bewunderungswürdigsten gelungen sei, mit der unverfälschten Naivetät des Genies die Tiefe des Ideengehalts zu verbinden, erscheint ihm Goethe, während er sich selbst zu den sentimentalischen Dichtern rechnet, ebenso wie Klopstock, Haller u. a. Diesen Gegensatz überträgt er alsdann vom Künstler auf die allgemeine menschliche Persönlichkeit und entwickelt zum Schluß in scharfen und bedeutungsvollen Zügen das Bild des Realisten und Idealisten.

Wir sehen, wie diese abstrakten Gedankenentwickelungen ihn zuletzt doch wieder in die konkrete Welt der Dichter und der Dichtkunst zurückführen. Während eines Zeitraumes von ungefähr sechs Jahren haben wir kaum eine poetische Zeile von ihm, gewiß ein beispielloser Fall in dem Leben eines sonst so fruchtbaren Dichters. Aber verlassen hat ihn auch in dieser Zeit das Bewußtsein nie, daß er eigentlich und wesentlich Dichter sei, er fühlte, „daß der Dichter der einzige wahre Mensch und selbst der beste Philosoph gegen ihn nur eine Art von Karikatur sei." Und auch um bestimmte Gegenstände dreht sich seine Phantasie; am 25. Mai 1792 schreibt er an Körner: „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß

ein Dilettant.“ Und von Stuttgart aus am 17. März 1794 meldet er, er sei seit Wochen mit dem Plane zum Wallenstein beschäftigt: „Nach und nach reift dieser doch zu seiner Vollendung heran, und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird.“ Das war er freilich noch nicht einmal in vier Jahren, aber man sieht, es drängt ihn mit Gewalt zur Poesie zurück. Er hatte die Pfade der Wissenschaft durchmessen, die ihm fruchtbaren Stoff und reiche Anregung gegeben, die seinen Geist klar und sicher zur vollen Reife geführt hatte, und ein gütiges Geschick fügte es gerade jetzt, daß er dem einen Manne begegnete, dessen unvergleichlichem Genius er stets gehuldigt, zu dem er aber erst jetzt mit dem Bewußtsein eigenen selbständigen Wertes emporblicken konnte.

Im Mai 1794 verließ Schiller nach neunmonatlichem Aufenthalt die schwäbische Heimat und langte mit Frau und Söhnchen nach neuntägiger glücklich überstandener Reise wieder in Jena an.





Viertes Buch.

Meisterjahre 1794—1805.

1. Goethe und Schiller.

„Bei meiner Bekanntschaft mit Schiller waltete durchaus etwas Dämonisches ob."

Goethe zu Eckermann.

„Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."

Der Spaziergang.

In Goethes Tasso findet die Gräfin Sanvitale, die kluge Welt= und Menschenkennerin, den Grund der Feindschaft zwischen Antonio und Tasso nicht in einem einzelnen Vorkommnis, in einem einmaligen Mißverständnis, das ja immer wieder zu heben sei, sondern in der tiefen, innerlichen Verschiedenheit der beiden Naturen:

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durch's Leben hin."

So war es auch mit unsern beiden großen Dichtern. Der tiefe Gegensatz, in dem sie stehen, ist überall scharf ausgeprägt, zunächst schon in ihrem äußeren Lebensgange: Hatte Natur und Glück für Goethe mit verschwenderischer Hand alles gethan, was einem Menschen wünschenswert sein kann, so schien sie Schiller, außer dem Genius, den sie ihm verlieh, alles versagt zu haben. Goethe erscheint als einer der „Seligen, welchen die Götter vor der Geburt schon liebten," Schiller als ein Kämpfer, der, „sein eigener Schöpfer und Bildner, durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt." Und wie unendlich verschieden ist ihre Geistesart und Künstlernatur. Goethes Schaffen zeigt in bewunderungswürdiger Weise jene „Naivetät," wie sie Schiller dem wahren Genie mit Recht zuschreibt: die Natur selber scheint aus seinen Worten zu sprechen; die Dinge, die Vorgänge, die Empfindungen, die er schildert, haben ihn mit der Kraft ihres Einzelwesens ergriffen, und er besitzt die unnachahmliche Fähigkeit, sich so voll und still in sie zu versenken, daß er gleichsam aus ihnen heraus ihr Wesen ausspricht. Dagegen Schillers Dichten geht mehr von dem Gedanken, dem Begriff aus, und von hier aus strebt er ein

Bild der einzelnen Dinge zu gewinnen, er sucht mehr die Natur (seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen). Erschöpfend läßt sich dieser Gegensatz im Rahmen einer kurzen Lebensbeschreibung Schillers nicht erörtern, aber man denke z. B. nur an ihre beiden großen Erstlingswerke: Was Goethe veranlaßte den Götz zu dichten, war die Selbstbiographie des Ritters mit ihren lebensfrischen Einzelheiten, die es ihm durch ihre ansprechende Wahrheit und Kraft angethan hatten; Schillern konnte die Schubartsche Erzählung, die den Räubern zu Grunde liegt, nichts derartiges bieten, wohl aber erkannte er in ihr einen Stoff, um die ungeheuren Ideen von sozialer und individueller Freiheit, die in ihm tobten, zum zündenden Ausdruck zu bringen und sie „in tyrannos" zu schleudern. Goethe mußte daher die Fülle des Stoffes erst zur künstlerischen Einheit runden (was ihm z. B. beim Götz nicht ganz einwandfrei gelang); Schiller hatte die Einheit der Idee von vornherein in der Hand, mußte aber die Natur in den Einzelheiten der Handlung und der Charaktere erst suchen (was ihm in den Räubern keineswegs durchweg glückte). Eine ähnliche Vergleichung ließe sich zwischen Klavigo und Luise Millerin, zwischen Egmont und Karlos und vielen andern Werken ziehen. Aus dieser Naturanlage ist auch von selbst klar, daß Goethe zur bildenden Kunst und zur Naturwissenschaft sich so unwiderstehlich hingezogen fühlte, während Schiller auf diesen beiden Gebieten fast völlig fremd war und seinerseits sich in die Philosophie vertiefte, die wiederum Goethe mit Gleichgiltigkeit, zeitweise sogar mit entschiedener Abneigung betrachtete. Ebenso ergiebt sich von selbst, daß in der Dichtkunst Goethes allereigenstes Heiligtum die lyrische Poesie ist, während Schillers Herrschaftsgebiet das Drama werden mußte. Natürlich darf man alle solche Gegensätze nicht übertreiben, als wäre Schiller völlig ohne Anschauung oder Goethe ganz ohne Ideen gewesen. Dergleichen ist überhaupt nicht möglich, am wenigsten in hochbegabten genialen Naturen. Es handelt sich vielmehr immer nur beiderseits um ein Weniger und Mehr. Aber der Gegensatz der Naturen war beiden stark und lebhaft fühlbar. Sehr schön hat Schiller später, nachdem die Annäherung geschehen war, das Verhältnis bezeichnet: „Beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keine größeren Gegensätze geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen werden." So konnten sie sich gegenseitig wirksam ergänzen: sie waren also, anders als Antonio und Tasso, „zu ihrem Vorteil klug," und setzen wir hinzu, sie waren eben beides tiefere und edlere Naturen, größere Menschen als jene beiden dichterischen Gestalten, sie blieben nicht Feinde, sie verbanden sich und „standen für einen Mann," so daß sie nun verbündet „mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hingingen."

Schiller hatte in Schwaben den Tübinger Buchhändler Friedrich Cotta kennen gelernt, einen jungen (geb. 1764) und höchst unternehmenden Mann von weiten und großen Gesichtspunkten, der alsbald große Verehrung für den Dichter faßte. Schon längst hatte die Zeitschrift „Thalia" trotz der verschiedenen Formen, die sie annahm, Schillers Erwartungen nicht mehr entsprochen, und Cotta war gern auf seinen Plan eingegangen, eine neue vornehme litterarische Zeitschrift zu begründen. Das Blatt sollte die Horen heißen, und Schiller übernahm es, die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands für dies

Unternehmen zu gewinnen. Sobald er nach Jena zurückgekehrt war, griff er diesen Plan mit gewohntem Eifer an und wandte sich an eine große Anzahl der namhaftesten Schriftsteller: Fichte, Humboldt, Kant, Herder, Engel u. a. Vor allem aber schien das Gelingen von der Teilnahme des gefeiertsten und unbestritten ersten Dichters der Nation abzuhängen. So richtete er also am 13. Juni, unter Beifügung der gedruckten Ankündigung der Horen, an Goethe ein ehrerbietiges Einladungsschreiben: „Beiliegendes Blatt," beginnt er, „enthält den Wunsch einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft, die



Johann Friedrich Freiherr von Cotta.

Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen." Goethes Antwort ist vom 24. Juni, also elf Tage später, und lautet freundlich zusagend: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Er fügt hinzu, er hoffe,

daß „eine nähere Verbindung mit so wackern Männern als die Unternehmer sind," gewiß manches, was bei ihm ins Stocken geraten sei, wieder in lebhaften Gang bringen werde, und freut sich darauf, bald mündlich Näheres darüber besprechen zu können. Der erste Schritt einer Annäherung war geschehen.

Goethe berichtet in seinen „Tag- und Jahresheften" über das Jahr 1794. Er spricht von den mancherlei Bestrebungen, in denen er thätig war, und fährt fort: „In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in spätern Jahren bereitete." Er hebt dann ihre frühere gegenseitige Abstoßung hervor, die auch durch Versuche beiderseits nahestehender Personen, z. B. Dalbergs, nicht zu heben gewesen sei. Schillers Abhandlung über Anmut und Würde habe ihm gerade noch in letzter Zeit „die ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen" recht vergegenwärtigt. Er denkt dabei wohl namentlich an die Stelle, wo Schiller die Naturanlage des Genies mit der von der Natur verliehenen „architektonischen Schönheit" vergleicht und es beklagt, daß „nach der verkehrten Denkart der Menschen," die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, die Schönheit mehr als die Anmut, das Genie mehr als die erworbene Kraft des Geistes bewundert werde. „Beide Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten als ein gewisser Geburtsadel betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und daher über alle Wahl hinausliegen." Goethe findet, daß Schiller „im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung undankbar sei gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte" und fügt hinzu: „Gewiße harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten." Davon kann natürlich gar nicht die Rede sein, da Schiller bei dieser und ähnlichen Stellen vielmehr an unvollendet gebliebene Talente, wie etwa Bürger, gedacht haben mag. Aber das unbehagliche Gefühl, sich gegenseitig fremd zu sein, blieb, „ja meine Gründe," sagt Goethe ausdrücklich, „die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß



Goethebildnis von Gerhard von Kügelgen.

zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können."

Und doch stand die Vereinigung unmittelbar bevor. Eines Tages, erzählt Goethe, habe es sich gefügt, daß er abends in Jena Schiller in der naturforschenden Gesellschaft von Batsch traf, deren Mitglieder sie beide waren. „Wir gingen zufällig beide zugleich heraus," heißt es weiter, „ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig, und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seinen Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee."

Man ist, wenn man diesen Bericht liest, förmlich verblüfft über die schlagende Schärfe, mit der Schiller hier ins Schwarze trifft. Erfahrung (Anschauung) und Idee, um diese Achsen dreht sich das Wesen der beiden Männer, und kaum daß, zum allerersten male in ihrem Leben, ein eingehenderer Gedankenaustausch zwischen ihnen stattfindet, so springt auch gleich dieser Gegensatz, scharf formuliert, gleichsam mit Notwendigkeit heraus. So empfand es auch Goethe. „Ich stutzte," gesteht er, „verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

Es ist klar, daß Schiller hier im Rechte war. Eine „symbolische Pflanze" ist zweifellos eine „Idee," die auch Goethe keineswegs mit Augen sah, sondern vor den Augen seines Zuhörers entstehen ließ. Weil er sich aber bewußt war, daß alle die „charakteristischen Federstriche," mit denen er dies that, aus der Wirklichkeit entnommen waren, so hatte er mit Recht das Gefühl, ganz auf dem Boden des Realen zu stehen. Mit einem ähnlichen Zugeständnis mag Schiller ihm wohl erwidert haben, denn er fährt fort: „Schiller, der weit mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich (?!) und mich auch wegen der Horen mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer. Und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich." — „Der erste Schritt war jedoch gethan," so schließt Goethe seinen denkwürdigen Bericht. „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug

das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Noch fünfunddreißig Jahre später hob er gegen Eckermann hervor, daß ihm der Zeitpunkt seiner Vereinigung mit Schiller als „etwas Dämonisches" erscheine: „Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg."

Der Tag dieses Gespräches, einer der wichtigsten Tage unserer Litteraturgeschichte, ist zwar nicht bestimmt überliefert, doch ist es wahrscheinlich der 14. Juli (1794) gewesen, der Jahrestag der Gründung jener naturforschenden Gesellschaft. Am 1. September schreibt Schiller an Körner: „Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen." Es kann aber dies Gespräch, worin sich eine unerwartete Uebereinstimmung zeigte, unmöglich, wie manche Forscher meinen, dasselbe sein, das Goethe schildert, über die Metamorphose der Pflanze, und worin er ausdrücklich den ungelösten Widerspruch hervorhebt. Vielmehr ist anzunehmen, daß, nachdem jenes erste zufällige Gespräch zum erstenmale ihre Seelen gegen einander geöffnet hatte, alsdann das zweite über Kunst und Kunsttheorie die Annäherung vollendete. Da nun Goethe um den 20. Juli abermals nach Jena ging, so wird dies zweite Gespräch in diese Zeit fallen, wozu Schillers Ausdruck „vor sechs Wochen" (vom 1. September gerechnet) gut genug stimmt. Am 25. Juli, wieder von Weimar aus, versichert Goethe dem neuen Freunde, daß er sich auf „eine öftere Auswechselung der Ideen lebhaft freue," und an demselben Tage schreibt er an Heinrich Meyer, er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt wie bei Schiller in Jena.

Nachdem so gleichsam das Eis gebrochen war, folgte rasch eine innigere Annäherung, vor allem durch jenen kühnen Brief Schillers vom 23. August 1794, worin er durch eine überaus feinsinnige und tiefe Charakteristik des Goetheschen Genies den Beweis lieferte, daß er mit der größten Aufmerksamkeit und dem tiefsten Verständnis dem Geistesgange des großen Mannes auch aus der Ferne gefolgt war. „Zu meinem Geburtstage," antwortet Goethe voll Herzlichkeit, „der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können, als Ihr Brief, in dem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern." Man spürt seinen Worten an, wie ihn das Gefühl ergreift, von einem wirklich selbständigen, auch ihm gegenüber selbständigen und zugleich ebenbürtigen Geiste sich so voll und tief verstanden und verehrt zu sehen. Das war eine Erfahrung, die auch in seinem reichbegnadeten Leben ihm selten begegnet war. Es will etwas sagen, wenn der sonst so zurückhaltende, bis dahin

so unzugängliche Mann schon nach so kurzer Bekanntschaft ausruft: „Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen," und kein Bedenken trägt hinzuzufügen: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mir ihrer gleich deutlich bewußt bin." In der That, Schillers Anziehungskraft muß groß gewesen sein, und der oft gerühmte Zauber seiner Persönlichkeit und seines Gesprächs erwies sich auch hier als unwiderstehlich. Schiller selbst war von der innigsten Freude erfüllt, die um so größer sein mußte, als das Unerwartete sich so ganz ohne absichtliches Zuthun vollzogen hatte und sich dadurch wirklich als etwas Naturnotwendiges darstellte. „Unsere späte Bekanntschaft," schreibt er am 31. August, „ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, als die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Um sich noch mehr ineinander einzuleben, lud Goethe gleich darauf den neuen Freund ein, ihn in Weimar auf ein paar Wochen zu besuchen und bei ihm zu wohnen, da er durch eine Reise des Hofes nach Eisenach die nächsten vierzehn Tage ganz unabhängig sein werde. Schiller, dessen Frau mit dem Kleinen gerade in Rudolstadt weilte, sagte mit herzlicher Freude zu, freilich (damit wir auch in dieser hochgestimmten Zeit sein Leiden nicht vergessen) nur mit der „ernstlichen Bitte," daß Goethe „in keinem Stücke seiner häuslichen Ordnung" auf ihn rechnen dürfe: „denn leider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des nachts keine Ruhe lassen." Er bittet also, ihm zu erlauben, sich in seinem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, damit er der Verlegenheit entgehe, jemand anders zu stören. „Entschuldigen Sie," schließt er seufzend, „diese Präliminarien, die ich notwendigerweise vorhergehen lassen mußte, um meine Existenz bei Ihnen auch nur möglich zu machen. Ich bitte bloß um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank sein zu dürfen."

So wohnte er denn vom 14. bis 27. September in Goethes Hause und brachte, wie er mit Freuden an Körner und an seine „kleine Maus" in Rudolstadt meldet, die meiste Zeit des Tages mit ihm zu; Gespräche über allgemeine Fragen, sowie über angefangene oder geplante Dichtungen beider waren ihm tägliche Unterhaltung. Ihre Verständigung und ihr gegenseitiges Vertrauen war nun vollständig. Es ist erstaunlich, wie sie jetzt jeder des anderen Art schätzen. Als Schiller einige Wochen später die ersten Briefe über die ästhetische Erziehung, die jetzt in den Horen veröffentlicht werden sollten, nach Weimar schickte, erwiderte Goethe: „Das mir übersandte Manuskript habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so

waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig; und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lobte, teils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" Und als Goethe im Dezember dem Freunde den Anfang Wilhelm Meisters mitteilt, schreibt jener entzückt zurück: „Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch W. Meisters durchlesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich ihn lange nicht und nie als durch Sie gehabt habe."

Das volle Jahrzehnt, welches das Schicksal dem herrlichen Bunde gönnte, ist eine ununterbrochene Rechtfertigung dieses gegenseitigen Vertrauens. Das beredteste Zeugnis ihres neidlosen Zusammenstrebens und ihrer herzlichen Freundschaft ist ihr Briefwechsel, „eine große Gabe," wie Goethe an Zelter schrieb, als er 1824 die Herausgabe vorbereitete, „eine große Gabe, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen, geboten wird." Keinem noch so leisen Ton der Verstimmung oder auch nur eines augenblicklichen Mißverständnisses begegnet der Leser in den tausend Briefen der Sammlung, die eines der unschätzbarsten Besitztümer unseres Volkes bildet. Zusammengeführt hat sie nicht Neigung des Herzens, nicht schwärmerische, überquellende Empfindung wie in der Jugendzeit, sondern die fast widerwillig abgerungene Einsicht eines jeden in den Wert des anderen. Aber nachdem der Bann, der sie trennte, einmal gelöst war, zogen sie sich mit unwiderstehlicher Kraft an, und je näher sie sich kennen lernten, je tiefer jeder in Geist und Herz des anderen blickte, desto inniger fühlten sie sich verbunden, und bald klingt uns der volle Ton edelster männlicher Freundschaft aus ihren Worten entgegen. Eines der schönsten Zeugnisse dafür ist Schillers Brief an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800. In den dortigen Kreisen wurde Goethe mit einiger Abneigung betrachtet; Schiller spricht zunächst seine „innigste Ueberzeugung" dahin aus, daß „kein anderer Dichter ihm an Tiefe und Zartheit der Empfindung, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienst auch nur von weitem beikomme," er hebt seine überragende Größe auf den verschiedensten Gebieten hervor und fährt dann fort: „Aber diese hohen Vorzüge des Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur aus der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur, und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten." Er fügt diesen herrlichen, herzerquickenden Worten das Geständnis hinzu: „Meine Bekanntschaft mit Goethe halte ich auch jetzt, nach einem Zeitraum von sechs Jahren, für das wohlthätigste Ereignis meines ganzen Lebens." Und diese Empfindung war gegenseitig; das hat auch Goethe oft genug und unzweideutig ausgesprochen. Es mag dafür das eine Wort genügen, das er am 6. Januar 1798 dem Freunde dankbar zuruft: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte."

So standen die beiden Helden da, engverbündet, wie der Künstler sie zwei Menschenalter später in Weimar auf einem Fußgestell, als Träger eines Kranzes dargestellt

hat: fortan für uns, für immer, für alle Nachwelt ein untrennbares Paar, um das sich die übrige Welt unserer Dichtung wie Planeten um eine Doppelsonne dreht und (bis



Goethe und Schiller. Standbild von E. Rietschel. Weimar.

jetzt wenigstens!) nur auf Irrbahnen gerät, wenn sie von ihren Kreisen abweicht; sie selbst durch Naturgewalt, durch den innersten Trieb ihres Wesens, zu einer Macht vereinigt, wenn auch höchst verschieden an Art, wie ja auch Doppelsterne an Farbe und Größe oftmals ganz verschieden sind.

2. Rückkehr zur Poesie.

„Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?"
Die Macht des Gesanges.

Immer und immer wieder hatte Schiller während seiner so emsigen und erfolgreichen Beschäftigung mit den Wissenschaften sehnsüchtige Blicke ins Reich der Poesie geschickt, und der Trieb nach eigenem dichterischen Schaffen meldete sich immer stärker. Jetzt, wo die unvergleichlich anregende Persönlichkeit Goethes mit ihrer unerschöpflichen Fülle künstlerischer Anschauung auf ihn einwirkte, brach sich die Natur unwiderstehlich Bahn. Das Jahr 1795 bezeichnet nach der langen Pause eine neue reiche Blüte seiner Poesie. Aber soweit war sein Geist doch noch auf den langgewohnten Pfaden festgehalten, daß die Dichtungen dieses fruchtbaren Jahres insgesamt ihren Inhalt an die wissenschaftlichen Gebiete anlehnen, von denen der Dichter eben herkam, in denen er teilweise sogar noch verweilte.

Wir treten daher hier in die Periode der Gedankenlyrik ein, ein Feld, das man als Schillers unbestrittenes, uneingeschränktes Herrschaftsgebiet bezeichnen kann, und auf dem er ein unerreichter Meister geblieben ist. Die Hauptmasse der Gedichte, die hierher gehören, ist in den Jahren 1795 und 1796 entstanden, und sie sind teils in den Horen veröffentlicht, teils im Musenalmanach, einem poetischen Jahrbuch, von dem der Unermüdliche fünf Bände (für die Jahre 1796 bis 1800) herausgab.

Erstaunlich ist hier schon äußerlich die Mannigfaltigkeit seines Schaffens. Bald sind es umfangreiche Gedichte von tiefem wissenschaftlichem Gehalt, die eine ganze Welt von Ideen vor uns aufthun; bald solche von wenigen Strophen, die einem einzelnen wertvollen Gedanken gewidmet sind; wieder andere, die ihren Inhalt in Bilder der verschiedensten Art kleiden, in Sage und Allegorie; endlich eine fast unerschöpfliche Fülle in gedrängter, kurzer und kürzester Form, bis zu jenen zweizeiligen Epigrammen, in denen er nach Goethes Urteil ein ganz besonderer Meister war. Noch weit erstaunlicher aber ist die Art der Behandlung. Wir wissen ja, daß Schiller Philosoph und Geschichtsforscher ist, es wird uns also nicht Wunder nehmen, daß er uns viel zu geben hat aus dem Borne seiner Ideen über Welt und Leben, über Gott und Religion, über Menschenentwickelung und Menschenglück, über Kunst und Staat. Aber ein wie gewaltiger Dichter er ist, das zeigt sich darin, daß er alle diese Dinge poetisch bewältigen kann, daß es nicht philosophische und geschichtswissenschaftliche Abhandlungen in poetischer Form, in Vers und Reim und schönklingenden Worten sind, sondern daß es fast insgesamt wahre und wahrhaftige Gedichte von ergreifender, zum Teil überwältigender Schönheit geworden sind.

In den Briefen über die ästhetische Erziehung war er von dem Widerstreit zwischen dem sinnlichen und dem geistigen Triebe im Menschen ausgegangen, ein Gegensatz, der sein Denken vielfach beschäftigte; hatte doch schon der zwanzigjährige Student über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen geschrieben. Es

ist derselbe Gegensatz, den Goethes Faust empfindet, wenn er klagt, daß „zwei Seelen in seiner Brust“ wohnen, von denen ihn die eine „mit klammernden Organen“ an die Welt fessele, während ihn die andere in die freien Gefilde des Geistes heben wolle. Schiller nun bleibt bei dem bloßen Widerstreit nicht stehen, sondern er weist, wie er schon in den Briefen gethan, so jetzt auch in poetischer Form auf eine Versöhnung dieser beiden Triebe hin, vor allem in dem wunderbaren Gedicht, das man als den Mittelpunkt und Schwerpunkt dieser ganzen Ideendichtung bezeichnen kann: „Das Ideal und das Leben“ (ursprünglich in den Horen „Das Reich der Schatten“ genannt): der Mensch, das ist sein Gedanke, hat die Wahl „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden,“ aber es ist eine „bange Wahl,“ denn in jedem Falle bleiben wir unbefriedigt. Eine freie Harmonie beider Naturen denkt sich der Dichter in den Gestalten der griechischen Götter verkörpert, und das Thema des Gedichts ist, zu zeigen, daß auch der Mensch diese Harmonie wenigstens zeitweise in sich herstellen könne, so daß er in solchen Stunden „frei ist in des Todes Reichen.“ Das Mittel dazu ist die Wirkung des Schönen auf unser Gemüt. Die Schönheit faßt er mit Kant als den Gegenstand eines „uninteressierten Wohlgefallens“ (ein Gedanke, dem wir schon in den „Künstlern“ begegneten). Dieses läßt unser Gemüt frei, während uns jeder sinnliche Genuß abhängig von dem Gegenstande unseres Begehrens macht. Frei sind wir also, so lange wir auf den Stoff, den uns die Sinnenwelt bietet, verzichten („Brechet nicht von seines Garten Frucht“) und uns nur an der Form, an der „Gestalt“ erfreuen („An dem Scheine mag der Blick sich weiden“). Dies ist „des Ideales Reich,“ in das der Mensch sich erhebt, sobald jenes begierdelose Wohlgefallen in ihm herrscht. In solchen Augenblicken ist „die Angst des Irdischen“ von uns genommen, und selbst die furchtbare Majestät des Sittengesetzes hört auf uns zu schrecken, solange es uns gelingt, die Befolgung seines Gebotes als das unserer Natur Gemäße zu fühlen, dem wir freie Neigung entgegenbringen. Denn dann ist das Gute für uns Gegenstand eines reinen Wohlgefallens, d. h. es hat sich in ein Schönes verwandelt, der Zwang des Gesetzes ist in uns zur Freiheit geworden.

Um diese Ideen gruppiert sich, in näherer oder entfernterer Beziehung, eine ganze Reihe anderer bedeutender Gedichte. Ein Gemüt, dem solche Verwandlung der Pflicht in Freiheit leicht und natürlich ist, heißt ihm eine schöne Natur, und er wird nicht müde, seine Ueberzeugung auszusprechen, daß nicht die durch strenges Pflichtgefühl dem Triebe mühsam abgerungene Tugend das Höchste sei, sondern das von selbst durch glückliche Naturanlage sittlich gestimmte Herz, das das Gute ohne Schwanken und Kampf aus freier Neigung thut, weil ihm die entgegengesetzte Handlung oder Versäumnis niedrig und häßlich dünkt. Am tiefsinnigsten hat er dieses schöne Taktgefühl, das auf höchster Stufe sittliche „Genialität“ heißen kann, in dem Gedichte „Der Genius“ gepriesen; in solchem „Genius“ ist kein Widerstreit der Triebe, sondern all sein Thun und Denken geht aus irrtumsloser innerer Notwendigkeit hervor und ist in seiner unbewußten kindlichen Sicherheit („Naivität“), die ihm alle Herzen bezwingt, dem gereiftesten Nachdenken der Klugen und Philosophen überlegen, so daß der Dichter ihm das wunderbare Wort zurufen kann: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.“ Er findet aber diese ungebrochene Selbstgewißheit besonders in einer edlen weiblichen Natur; das ist ihm „des Sieges ruhige Klarheit,“ worin der männlichste Mann dem weiblichsten Weib weichen müsse; und er führt dies in einer ganzen Anzahl von Gedichten aus, in denen man hinter den

allgemeinen Zügen unschwer die holde Gestalt Lottes hindurchschimmern sieht. Nah verwandt ist auch der Gedanke, daß überhaupt diejenigen Güter die höchsten und beglückendsten sind, die wir niemals durch Kampf und Mühe, durch keinen noch so energischen Willen erringen können, sondern die uns frei und ohne unser Zuthun „von den Göttern, den gnädigen," zufallen: gewinnende Anmut in Erscheinung und Rede, wissenschaftliche, künstlerische, sittliche Genialität, Macht der Persönlichkeit. Auserwählte Naturen, denen diese Güter beschert wurden, sind glücklich und beglücken die Welt, wir andern sollen sie nicht mit Neid anblicken, sondern beseligt an ihrem Glücke teilnehmen. Das ist der Inhalt des (allerdings erst 1798 veröffentlichten) herrlichen Gedichtes „Das Glück," worin die Züge unverkennbar sind, die Goethes einzige Persönlichkeit dem neidlos bewundernden Freunde in die Feder gelegt hatte.

Dies sind die wichtigsten aus dem Kreise der Gedanken, die in Schillers Lebensanschauungen fortan die herrschenden sind, sie bilden sozusagen die immer gegenwärtige Atmosphäre seines dichterischen und philosophischen Denkens. Es sind Anschauungen eines gereiften, in sich abgeklärten Gemüts, zu denen er sich erst, wie wir gesehen haben, nach vielen Kämpfen und Lebenserfahrungen, schmerzlichen wie wohlthuenden, durchgerungen hat, und er spricht sie mit philosophischer Tiefe und dichterischer Weihe aus. Hierin liegt die Rechtfertigung dieser Ideendichtung. Goethe, der in dieser Art des Dichtens natürlicherweise etwas ihm Fremdes empfinden mußte, spricht es einmal gelegentlich Schiller selbst gegenüber aus, „die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen," wie jener gethan, sei „wohl zu erlauben, aber nicht zu loben." Gewiß ist, daß wirkliche *Poesie* daraus nur unter den Händen eines Meisters werden kann, der die eigentümliche geniale Doppelnatur Schillers besitzt. Denn niemals will er uns über seine Ideen *belehren*; das ist der Fehler aller sogenannten didaktischen Poesie, die eben deshalb aus dem Rahmen wahrer Dichtung herausfällt und (um einen Ausdruck Goethes bei anderer Gelegenheit zu brauchen) an einer „inkurabeln Trockenheit" leidet. Das thun nun Schillers Erzeugnisse augenscheinlich gar nicht, und der Grund ist, daß er, wie es bei aller wahren Poesie der Fall ist, nur deshalb dichtet, weil er von seinem Gegenstande voll ist und gar nicht anders kann, als seine Begeisterung äußern. Nur ist das ihn Ergreifende hier nicht eine Empfindung oder eine Leidenschaft oder ein Vorgang, sondern die Hoheit einer Idee, die in ihm lebendig wird. Er *schaut* sie, wie ein anderer Gestalten schaut, und darum fließt ihm der Mund von der inneren Begeisterung entzückten Schauens über.

Aber neben dem Philosophen tritt auch der Historiker nicht zurück, der die Weltgeschichte mit denkendem Blicke betrachtet. Vor allem sind es die Stufen im Kulturfortschritt der Menschheit, die, wie früher seine wissenschaftliche Forschung, jetzt seine dichtende Phantasie anregen. Im Mittelpunkt steht hier eines der ausgezeichnetsten Erzeugnisse unserer gesamten Litteratur: „Der Spaziergang," der in einer Reihe von lebendigen Bildern die Entwickelung des Menschengeschlechts von den Anfängen des Staats bis zu seinem blutigen Umsturz durch innere Verderbnis schildert. „Wohin man sich wendet," urteilte Wilhelm von Humboldt darüber, „wird man durch den *Geist* überrascht, der in diesem Stücke herrscht. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden und doch so wahren und erschöpfen-

den Bildern." Auch hier schließt sich an dies große weltumspannende Gemälde eine Reihe kleiner Gedichte an, die eine einzelne geschichtliche Erscheinung mit wenigen Strichen, oft in wenigen Zeilen unter die Beleuchtung einer besonderen Idee rücken, so „Karthago," „Der Kaufmann," „Die Johanniter," „Kolumbus" und ähnliche.

Nur eines ist unter den größeren Gedichten dieser Jahre, das nicht der Ideendichtung angehört, sondern den Ton der eigentlichen subjektiven Gefühlslyrik zeigt: „Die Ideale." Dies Wort hat hier nicht den Sinn wie etwa in „Ideal und Leben," sondern steht in der gewöhnlichen Bedeutung eines Gedankenbildes, das unsere Anschauungen und Bestrebungen beherrscht. Der Dichter klagt, daß mit seiner Jugend auch die ihn beseelenden idealen Vorstellungen von der Welt, seine Hoffnungen und begeisternden Entwürfe geschwunden seien. Ergreifend ist es, wenn der Mann, der so viel Herrliches vollendet hatte, im Hinblick auf das, was unvollendet blieb, in dem schmerzlichen Gefühl, daß „nicht alle Blütenträume reiften," ausruft:

„Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg!
Wie wenig, ach, hat sich entfaltet,
Dies wenige, wie klein und karg!"



Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in Berlin.

Aber mit männlicher Entschlossenheit hält er die Güter fest, die ihm unverlierbar bleiben: Freundschaft und Liebe, sowie rastlose hingebende Thätigkeit („Beschäftigung, die nie ermattet"), und aus ihnen quillt ihm Erhebung und geläuterte Kraft zu innerem Frieden. Humboldt, der ein besonderer Freund der Ideendichtung war, vermißte hier „die gedrängte Fülle, den Schwung und den raschen Gang." Schiller erwidert, dies sei sehr wahr, er wundere sich aber, daß der Freund dies als Fehler ausspreche. „Dieses Gedicht ist mehr ein Naturlaut, eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist. Es ist zu subjektiv wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last." Goethe hat bekanntlich von sich gesagt, daß er alles, was ihn „freute oder quälte oder sonst beschäftigte," in ein Bild, ein Gedicht verwandelt und sich hierdurch davon befreit habe; er giebt also genau das als den Charakter seiner eigenen Poesie an, was Schiller hier im Tone des Tadels von unserem Gedicht hervorhebt. Es ist daher sehr begreiflich, daß eben dies Gedicht gerade Goethes Beifall am meisten fand,

während Humboldt „Das Ideal und das Leben," Körner den „Genius" am meisten bevorzugten.

Mehrfach haben wir hier Wilhelm von Humboldt zu erwähnen gehabt. Dieser stand gerade während der Zeit der Ideendichtung in lebhaftem und überaus anregendem Gedankenaustausch mit ihm, teils in Jena selbst, wo er einige Zeit wohnte, teils brieflich von Tegel und Berlin aus. Kennen gelernt hatten sie sich zuerst in dem Rudolstädter Sommer 1789, ohne daß der damals noch sehr jugendliche Humboldt (1767—1835) anfänglich schon einen nachhaltigen Eindruck auf Schiller gemacht hätte. Erst nach der schwäbischen Reise traten sie in ein wirklich nahes Verhältnis. Gleich am 18. Mai schreibt Schiller, der ihn in Jena traf, an Körner: „Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen," fügt er hinzu, „die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe." Es war übrigens, als ob die Bekanntschaften mit geistig hervorragenden Männern der verschiedensten Gebiete sich gerade in dies Jahr 1794, welches Schillers vollendete Reife so scharf bezeichnet, zusammendrängten. Denn auch das nähere Verhältnis zu Cotta und Joh. Gottl. Fichte (1762—1814) fällt in dasselbe Jahr, von denen der erste aus dem geschäftskundigen und weitblickenden Verleger bald ein warmer und wahrer, begeisterter Freund wurde, während Fichte von unserem Dichter zwar als ein höchst eigenartiger Denker anerkannt und geschätzt wurde, aber bei der großen Verschiedenheit ihres Wesens in ein nahes persönliches Verhältnis nie getreten ist.



Johann Gottlieb Fichte.
Nach einem Stiche von Bollinger.

Auch von den zahlreichen übrigen Männern, mit denen sein brieflicher oder persönlicher Verkehr immer umfassenderen Umfang annahm, kann an Bedeutung für ihn selbst keiner auch nur von fern an die auserlesene Dreiheit Körner, Humboldt, Goethe heranreichen. Und gerade für die in diesen Jahren ihn bewegenden Ideen fand er nirgends ein solches Eingehen wie bei Humboldt. Darum legt er in dieser Zeit auf sein Urteil den größten Wert, ihm schickt er die gedankenschweren Gedichte von 1795 und 1796 zuerst zu, bei ihm ist er des Verständnisses am sichersten. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund," heißt es bei Uebersendung von „Ideal und Leben," „so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit der Li (Karoline, Humboldts Frau) ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden." Humboldts

Antwort zeigt, wie er dies Vertrauen zu würdigen wußte und durch liebevollstes, wahrhaft kongeniales Verständnis lohnte: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblichen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht.“ Und so werden alle diese Gedichte aufs eingehendste besprochen, von den großen Fragen der grundlegenden Ideen und Gedankenzusammenhänge bis zum Ausdruck des Einzelnen, Satzbau, Versmaß und Reim. Der Briefwechsel giebt von diesem Verkehr ein höchst anziehendes Bild und ist außerdem durch eine Abhandlung Humboldts „Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung“ eingeleitet, die noch heut zu dem Allertreffendsten gehört, was über ihn gesagt worden ist. Wie es sich Humboldt seinem eigenen Ausdruck zufolge „zum eigentlichen Geschäft“ gemacht hatte, Schillers geistige Eigenart zu studieren, zeigt ein vorzüglich schöner Brief an Fr. H. Jacobi vom 15. August 1796: „Ich bin überzeugt,“ sagt er da, „daß das Studium eines so seltenen und in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geistes überhaupt giebt.“ Insbesondere führt er aus, daß Schiller durch die Vereinigung seiner dichterischen und philosophischen Anlage „der Schöpfer einer Poesie“ geworden sei, „von der bis jetzt noch kein Beispiel vorhanden war.“

---

3. Xenien und Balladen.

„Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tötenden Bogen,
Wie er die Hirtin entzückt, streckt er den Python in Staub.“

Aber die Aufnahme der Horen entsprach den Erwartungen Schillers keineswegs. Das hatte verschiedene Gründe. Erweckte ohne Zweifel die unverhoffte Vereinigung der beiden Großen schon an sich bei vielen kleineren Geistern Besorgnis und Unbehagen, so ist andererseits auch nicht zu leugnen, daß manches, was die Horen brachten, für die Lesewelt, an die sie sich wandten, nicht ganz die geeignete Speise war. Goethe hatte zu seinem Bedauern seinen „Wilhelm Meister“ schon vorher an den Buchhändler Unger gegeben, und manches, was er statt dessen lieferte, z. B. die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten,“ stand an Wert und Bedeutung entschieden zurück. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung stellten Anforderungen an den Leser, die die wenigsten zu leisten gesonnen waren, da man beim Lesen einer periodischen Zeitschrift nicht angestrengt philosophisch nachdenken, sondern poetisch genießen will. Aber mit Recht mußte es Schiller kränken, daß seine vorzüglichen poetischen Gaben, die oben berührten unsterblichen Gedankendichtungen, mit Stumpfsinn und Uebelwollen aufgenommen wurden, während die Gunst des Publikums sich fortwährend den Erzeugnissen der größten Mittelmäßigkeit zuwandte. Beschränkte, kurzsichtige, anmaßende, feindselige und kränkende Urteile in öffentlichen Blättern waren die Folge. Schillers Ingrimm und Unmut stieg von Woche zu Woche, und es ist Goethes Verdienst, diese Stimmung in frische Thatkraft verwandelt zu haben. Schon am 28. Oktober 1795 schreibt er an Schiller die Worte, die den ersten Gedankenkeim zu den „Xenien“ enthalten: „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall um-

sehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besonderen gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht? Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser."

Schiller antwortet am 1. November: „Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre ecclesia militans — die Horen, meine ich. Außer den Völkern, die Herr Jacob in Halle kommandiert und die Herr Manso in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat anrücken lassen, haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen Angriff zu erwarten." Ebenso heißt es den Tag darauf an Körner: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu replizieren: in den Halleschen Annalen, in Dyks Bibliothek, und nun auch von Nicolai in Berlin. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht!"

Man sieht, wie sich das Xeniengewitter zusammenzieht und am Himmel auftürmt. Aber der eigentlich schöpferische Gedanke einer künstlerischen Form solches Strafgerichts ist erst in Goethes Brief vom 23. Dezember enthalten. Ihm war beim Lesen der Xenien des Martial der Einfall gekommen, auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme, „jedes in einem einzigen Disticho," zu machen, die man ihnen als „Gastgeschenke" etwa in Schillers Musenalmanach des nächsten Jahres darbieten solle; er schickt gleich einige Probedisticha mit und fügt behaglich hinzu: „Mit hundert Xenien, wie hier ein Dutzend beiliegen, könnte man sich sowohl dem Publiko, als seinen Kollegen aufs angenehmste empfehlen." Schiller erwidert: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden." Er verarbeitete den Plan mit dem gewohnten Schwung und Eifer, bald war nicht mehr bloß von Zeitschriften, sondern auch von einzelnen Personen und Werken die Rede. Schillers Zuruf „Nulla dies sine epigrammate" wurde von beiden Dichtern befolgt, und die Zahl der Epigramme wuchs bald auf viele Hundert. Am 18. Januar 1796 schreibt er an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinsamen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat." So gingen die Monate hin, und im September erschien der „Musenalmanach auf das Jahr 1797."

„Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen!" Das war die Losung, mit der die beiden gewaltigen Verbündeten den Krieg gegen die ganze litterarische Welt ihrer Zeitgenossen eröffneten. Ungefähr zweihundert ist die Zahl der Schriftsteller, Werke und Zeitschriften, die mit diesen „Gastgeschenken" bedacht wurden, einige heiter neckend, andere derb und mit Groll, viele mit überlegener Verachtung; manche nur leicht mit einem einzelnen Pfeile gestreift, andere von ganzen Salven zu Boden geschmettert. Daß es bei solchem Strafgericht nicht ohne Leidenschaft, auch nicht ohne eine gewisse Einseitigkeit, ja Ungerechtigkeit im einzelnen abgehen konnte, versteht sich von selbst; doch sind es nur wenige Distichen, deren Schärfe und Bitterkeit dem heutigen Leser ein Gefühl des Bedauerns erregt; auch kann man sich bei manchen besonders scharf gezüchtigten Gegnern eines gewissen Mitleids nicht erwehren, so bei Manso und selbst bei Nicolai, deren doch auch vorhandene achtungswerte Seiten völlig übersehen werden. Es bleibt eben der Krieg „ein gewaltsam Handwerk." Aber durch das Ganze weht ein Zug von hinreißender überlegener Größe: Wahrheit, Schönheit, Geistesfreiheit führen das Wort gegen Beschränktheit, Ungeschmack und Engherzigkeit. Staunenswert ist außerdem die Weite des Blickes,

mit dem die beiden Dichter das ganze geistige Leben ihrer Nation umspannen und sich auch hier als wahrhafte „Kenner der Höhen und Tiefen“ erweisen.

Uebrigens wurde diese scharf gewürzte Speise, dieser „spanische Pfeffer,“ wie sie selbst es scherzhaft bezeichnen, dem Publikum keineswegs ohne mildernde Zuthat geboten. Vielmehr enthielt der Musenalmanach in seinem ersten Teile viele der herrlichsten Poesien beider Dichter, z. B. von Goethe Alexis und Dora, von Schiller die Klage der Ceres, und vor allem die ernsten Epigramme, die Schiller nach vielfacher Ueberlegung von den polemischen, den eigentlichen Xenien absonderte und in den ersten Teil rückte, jene wunderbar reichhaltige und tiefsinnige Sammlung einzelner Sprüche, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was er auf dem Gebiete der Gedankenlyrik geschaffen hat, Distichen, Epigramme, Votivtafeln, die sich über die wichtigsten Gegenstände in knappester Form und edelstem Ausdruck aussprechen: praktische Lebensweisheit, feine Menschenkenntnis, tiefe Blicke in wissenschaftliche und sittliche Fragen, in Kunst und Kritik, Staat, Gesellschaft und Religion, ein wahrer Schatz von Wahrheits- und Weisheitssprüchen, fast jeder ein goldenes Wort, eine Sammlung, der wenige Litteraturen etwas Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Man kann das nicht treffender bezeichnen als durch das prächtige Wort Goethes, mit dem er dem Freunde für die übersandten tabulae votivae dankt: „Ihre Distichen,“ sagt er, „sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“



Das Griesbachsche Haus in Jena, wo Schiller 1795 bis 1799 gewohnt hat.

Begreiflicherweise konnten die Angegriffenen diese edlen und lieblichen Töne nicht vernehmen, sondern hörten nur das Kriegsgeschmetter der Xenien. Es erhob sich ein ungeheurer Sturm, heftige Schmähungen gegen den Almanach erschienen in Menge,

Nicolai nannte ihn den „Furienalmanach,“ andere schrieben „Gegengeschenke für die Sudelköche in Weimar und Jena,“ „Mückenalmanach,“ „die Ochsiade“ u. dergl. Wenn aber der kecke Streich der beiden großen Dichter noch einer Rechtfertigung bedurft hätte, so lag sie in der Beschaffenheit dieser Antworten: sie waren fast durchweg plump und geistlos, zum Teil von unglaublicher Erbärmlichkeit. „Diese Distichen,“ schreibt Schiller am 6. Dezember, „sind die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer es jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Produkt sind, dem ist nicht zu helfen.“ Dennoch verdroß ihn anfangs das Geschrei gar sehr, besonders war es ihm auch ärgerlich, daß ihm meistens „die miserable Rolle des Verführten“ zugeschrieben wurde, während Goethe doch „den Trost des Verführers“ habe. Aber sie waren beide fest entschlossen, auf keine dieser Gegenxenien in Vers oder Prosa irgend etwas zu antworten. Goethe zumal bewahrte die volle königliche Ruhe des Olympiers. „Es ist lustig, zu sehen,“ schreibt er, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sache ist.“ Und die einzige ihrer würdige Antwort empfiehlt er bereits am 15. November 1796 dem Freunde mit den herrlichen Worten: „Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln.“


Goethehaus in Weimar.

Diese Mahnung fand bei Schiller den vollsten Anklang, und so treten wir nun, nachdem das Xeniengewitter die Luft gereinigt hatte, in den heitern Aether der edelsten Kunstschöpfungen beider Dichter ein. Sie schufen in dem jetzt beginnenden Jahre 1797 die größte Anzahl ihrer trefflichen Balladen, und zugleich wandte sich jeder von ihnen alsbald zur Vollendung eines der größten Kunstwerke unserer ganzen Litteratur: Goethe zu Hermann und Dorothea, Schiller zum Wallenstein.

Was das Eigentumsrecht der beiden Dichter an den Xenien betrifft, so hatten sie ursprünglich ausgesprochen, daß das Ganze als ein gemeinschaftliches Werk gelten solle. Schon am 1. Februar 1796 schreibt Schiller an Körner: „Wir haben beschlossen, unsere Eigentumsrechte an die einzelnen Teile niemals auseinanderzusetzen, und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz abdrucken.“ Die Xenien selbst rufen dem Leser launig zu:

„Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich erraten,
Sondert, wenn Ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!“

Und noch Eckermann gegenüber sprach sich Goethe entschieden gegen eine Scheidung aus: „Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein?“ Aber die Dichter sind jenem Vorsatze nicht treu geblieben, sondern jeder von ihnen hat eine Auswahl der Xenien (und ebenso der tabulae votivae) in seine Werke aufgenommen, während die größere Zahl bei keinem von beiden Aufnahme gefunden hat. Drei Disticha stehen sogar bei beiden, als Beleg für Goethes Behauptung. Trotzdem ist die Urheberschaft jetzt fast bei allen Epigrammen festgestellt. Reichlich zwei Dritteile haben ohne Zweifel Schiller zum Verfasser; und daß ihm gerade die streitbarsten und schlagendsten angehören, hat schon Goethe selbst wiederholentlich hervorgehoben.

Die Gegner der Xenien mochten sich wohl voll grimmigen Eifers rüsten und wappnen, um einem etwaigen zweiten Angriff in Schillers nächstem Musenalmanach (auf das Jahr 1798) kampfbereit entgegenzutreten. Wir wissen, daß den beiden großen Männern nichts ferner liegen konnte. Sie zeigten der Welt, daß sie nicht zu Streit und Fehde, sondern zu edler schöpferischer Thätigkeit den seltenen Bund geschlossen hatten, und statteten den Band, der im Herbst 1797 erschien, mit einer reichen Blüte ihrer schönsten und reifsten Dichtungen aus. Namentlich ist es eine große Reihe ihrer Balladen, die hier dem Publikum zum erstenmale geboten wurden. Sie hatten diese Dichtart so lieb gewonnen, daß ein eifriger Wettstreit zwischen ihnen entbrannte und sie selbst das Jahr 1797 „das Balladenjahr“ genannt haben. Es war eine reiche Gabe, die das kleine Büchlein enthielt: von Goethe den Schatzgräber, den Zauberlehrling, den Gott und die Bajadere, die Braut von Korinth, den neuen Pausias und mehrere lyrische Gedichte; von Schiller den Taucher, den Handschuh, den Ring des Polykrates, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, den Gang nach dem Eisenhammer und verschiedene wertvolle Nachklänge der Ideendichtung, wie die Worte des Glaubens, Breite und Tiefe, Licht und Wärme, die Hoffnung und ähnliche. Unter Schillers Balladen, denen sich im nächsten Jahre noch die Bürgschaft und der Kampf mit dem Drachen, später Hero und Leander und der Graf von Habsburg anschlossen, ist der erste Versuch auf diesem neuen Felde der Taucher, der in der Frische und dem hinreißenden Schwung der Sprache sowie in der unübertroffenen Plastik der Darstellung und der vollendeten künstlerischen Abrundung sicherlich nicht die Hand eines Neulings verrät, von dem englischen Dichter Bulwer mit Recht „die erhabenste aller Balladen“ genannt.

Mit diesen Dichtungen hatte Schiller nun endgiltig den Weg zur wirklich objektiven Darstellung gefunden, und insofern bilden sie eine wichtige Vorstufe zu der schweren Arbeit am Wallenstein, die ihn erwartete. Es ist kein Zufall, daß gerade diese erzählenden Gedichte weitaus in die breitesten Schichten des deutschen Volkes eingedrungen sind und den Dichter bei jung und alt bekannt, ihn jedem Herzen wert und vertraut gemacht haben. Ein bekanntes Wort Platens sagt, daß „unsere Seele stets am Stoff klebe,“ daß „Handlung der Welt allmächtiger Puls“ sei. Gedichte wie die Künstler, das Ideal und das Leben, der Genius, selbst der Spaziergang werden immer nur eine kleine Gemeinde andächtiger Verehrer unter dem geistigen Adel der Nation finden; aber die Bürgschaft, der Handschuh, der Gang nach dem Eisenhammer sind für jeden zugänglich und voll bekannter Gestalten, jede Anspielung auf ihren Inhalt wie auf ihren Wortlaut wird

verstanden und gern gehört; und es macht dabei kaum einen Unterschied, ob der Stoff dem Altertum oder der neuen Zeit angehört: Polykrates und Ibykus sind ebenso volkstümlich wie Fridolin oder der Graf von Habsburg. Nur das Lied von der Glocke (von dem später zu sprechen ist) stellt sich hierin diesen Dichtungen gleich, und mit Recht kann man sagen, daß es außer einigen evangelischen Kirchenliedern von Luther und Paul Gerhard kein wertvolles litterarisches Erzeugnis giebt, das so wie diese Schillerschen Gedichte zu einem gemeinsamen geistigen Besitztum des ganzen deutschen Volkes geworden wäre.

Und diese Volkstümlichkeit ist von der höchsten und edelsten Art. Denn die Gedichte sind fast insgesamt so beschaffen, daß auch der gereifte Geschmack des Hochgebildeten reinen Genuß an ihnen findet. Schiller hat es durchaus verschmäht (um sein eigenes Wort zu brauchen) „vielen zu gefallen,“ wie er dies mit vollem Recht an manchen der Bürgerschen volkstümlichen Dichtungen getadelt hatte; er hat vielmehr durch die Kraft seines Genies die Kluft zwischen der Menge und den wenigen Erlesenen überbrückt, so daß sein Kunstwerk „allen“ gefällt. Selbst der Umstand, daß diese Gedichte von den meisten schon in den Knabenjahren auf der Schule unbarmherzig gelesen und auswendig gelernt werden und (noch schlimmer!), daß sie fast zu jeder möglichen und unmöglichen Art von Parodie und Travestie, oftmals recht kläglich, gemißbraucht werden, ist nicht imstande gewesen, ihnen ihren unverwelklichen poetischen Zauber abzustreifen. Ihre Vorzüge aber hängen wieder aufs engste mit Schillers dramatischer Dichternatur zusammen. Ueberall tritt das Ziel klar und faßlich hervor, überall ist die Handlung wahrhaft dramatisch zusammengefaßt und dadurch in kleinem Rahmen ein anschauliches und bewegtes Bild gegeben. Wie einfach und treffend ist dies z. B. im Polykrates, im Kampf mit dem Drachen, im Grafen von Habsburg geschehen! Wie weiß der Dichter im Taucher, in den Kranichen, in der Bürgschaft, im Fridolin die Spannung des Lesers immer aufs neue zu erregen und festzuhalten, so daß das Ende als eine befreiende oder erschütternde Lösung empfunden wird. Auch die sprachliche Darstellung, das Maß von Schmuck und Einfachheit, von Weichheit und Kraft, zeigt den gereiften Meister, der das Ausschweifende der Unreife überwunden und die Frische der Jugend bewahrt hat.

Nun war der Xenienunmut endgiltig überwunden; kein Mißlaut wurde mehr gehört. Ernstere und tiefere Naturen hatten natürlich auch nichts anderes von unsern Dichtern erwartet. So hatte Zelter, der vortreffliche Leiter der Berliner Singakademie, der beiden Dichtern befreundet war, mit Bestimmtheit behauptet, der neue Musenalmanach werde keine Xenien enthalten, und hatte damit, wie er am 15. November 1797 an Schiller schreibt, eine „Wette von sechs Flaschen Champagner gewonnen.“ Schiller teilt dies Goethe mit, der erwidert: „Zeltern bleiben wir auch sechs Bouteillen Champagner schuldig für die feste gute Meinung, die er von uns gehegt hat.“



4. Wallenstein.

„Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen."

An keinem seiner Stücke hat Schiller mit solcher Ausdauer und Anstrengung gearbeitet, wie am Wallenstein. Seit fast sechs Jahren ließ ihn das mächtige Bild nicht los; immer wieder zurückgedrängt durch andere Arbeiten, stieg es immer wieder in ihm auf, wie wir im Obigen mehrfach gesehen haben. Lange hatte ein andrer dramatischer Stoff mit ihm um den Vorrang gestritten, „Die Malteser," eine Episode aus der Geschichte des berühmten Johanniter- oder Malteser-Ordens, die etwas überaus Anziehendes für Schiller hatte: die hohe Gestalt des Großmeisters La Valette, der in einem furchtbaren Augenblick äußerer und innerer Gefahr des Ordens durch seine gewaltige Willenskraft die widerstrebenden Ritter in todesmutige Helden verwandelt, fesselte ihn unwiderstehlich. Der Stoff beschäftigte ihn seit 1788 ernstlich, und gleich nach der Bekanntschaft mit Goethe schreibt er am 20. September 1794 an seine Frau, er habe diesem seinen Plan zu den Maltesern gezeigt und der Freund lasse ihm nun keine Ruhe, er solle ihn durchaus zum Geburtstag der Herzogin (30. Januar) vollenden. „Es kann auch ganz gut dazu Rat werden," setzt er hoffnungsvoll hinzu, „denn Goethe hat mir viel Lust dazu gemacht, und dieses Stück ist noch einmal so leicht als Wallenstein." Man sieht, der größere Gegenstand schreckt ihn gewissermaßen zurück, er traut sich's noch nicht recht zu. So heißt es ein volles Jahr später an Humboldt, es treibe ihn „ein recht ungeduldiges Verlangen," sogleich an die Malteser zu gehen, er fügt aber bedenklich und etwas kleinmütig hinzu: „Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken davon haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin (im Drama) zu, und besonders dürfte dieses Sujet noch am wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, ebensolche Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe." Der Freund versichert ihn, daß ohne Zweifel die dramatische Poesie ihm „den schönsten und seiner würdigsten Kranz biete," und drängt sehr zu den Maltesern. „Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei weitem größer und tragischer."

Dies wird wohl schließlich den Ausschlag gegeben haben, als im März 1796 der Wallenstein endgiltig den Vorrang gewann; die Gestalt des Friedländers zog ihn doch noch mächtiger an. Er ging jetzt, wie er an Körner schreibt, „mit großer Freude und ziemlich vielem Mute" daran und berichtet an Humboldt, er habe alles „revidiert," was er in früheren Perioden darüber niedergeschrieben: „Groß war dieser Fund nicht," gesteht er, „aber ich finde doch, daß schon dieses die Keime zu einem höheren und echteren dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können." Doch ließ ihn der Xeniensommer, wie man denken kann, noch nicht recht zur Arbeit kommen, und

erst am 22. Oktober steht in seinem Kalender: „An den Wallenstein gegangen.“ Wir besitzen nämlich aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens (1795—1805) seine Kalender, in denen er bei den einzelnen Tagen Angaben über litterarische Arbeiten, Briefwechsel u. dergl. mit großer Ordnung und Pünktlichkeit eingetragen hat, und die uns daher oft höchst erwünschten Aufschluß geben. Auch jetzt noch hatte er eine gewisse Scheu vor dem gewaltigen Werke. „Ich gehe noch immer darum herum,“ schreibt er tags darauf an Goethe, „und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft.“ Und drei Wochen später bekennt er: „Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stückes berichtige, desto ungeheurer erscheint wir die Masse, die zu beherrschen ist, und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können.“ Goethe erwidert voll Freude: „Das Angenehmste, was Sie mir melden können, ist Ihre Beharrlichkeit am Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung.“

Und dieser „kühne Glaube an sich selbst,“ das klare Bewußtsein seines künstlerischen Schaffens tritt jetzt immer deutlicher hervor. Freilich erkannte er, daß seine Dichtungsweise eine ganz andere sei als vordem. In die Helden seiner früheren Dramen hatte er stets sein eigenes Denken und Fühlen hineingelegt, hier dagegen strebte er zum erstenmale nach einer wirklich objektiven Darstellung. Wallensteins Leidenschaften, sagt er, Rachsucht und Ehrbegierde, seien von der kältesten Gattung; so sei ihm fast alles abgeschnitten, wodurch er diesem Stoffe nach seiner gewohnten Art beikommen könne. „Der Stoff,“ schreibt er an Körner am 28. November 1796, „läßt mich beinahe kalt und gleichgiltig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen.“ Ueberaus bezeichnend ist, daß er an demselben Tage an Goethe ganz dasselbe, aber in entgegengesetzter Beleuchtung schreibt. „Bloß für den jungen Piccolomini,“ schließt er da, „bin ich durch meine eigene Zuneigung interessiert, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren soll.“ Den Jugendfreund beruhigt er, daß seine jetzige kältere Behandlungsart nicht schaden solle; dem unerreichten Meister objektiver Darstellung glaubt er die umgekehrte Versicherung schuldig zu sein. Seinen Brief an Körner schließt er mit den Worten: „Laß uns aber nun den Vertrag miteinander aufrichten, daß Du es nie annehmen willst, wenn ich Dich teilweise mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leicht könnte mir einmal der Autorendrang kommen, und da hätte ich den wichtigsten Teil Deines Urteils mir geraubt, welches sich nur auf die klare Ansicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenso mit Goethe und mit Humboldt halten und mir auf diese Art in Eurem dreifachen Urteil einen Schatz aufheben.“ Mit Goethe freilich wurde dieser „Vertrag“ alsbald aufs vollständigste gebrochen, sein Rat und Urteil begleitet Schillers Arbeit auf Schritt und Tritt.

Er war sich nun seiner Sache völlig gewiß. „Auf den Moment,“ schreibt er an Körner am 23. Januar 1797, „freue ich mich schon im voraus, wenn ich Dir dieses Kunstganze werde vorlegen können. Es soll ein Ganzes werden, dafür stehe ich Dir, und leben soll es auch in seinen einzelnen Teilen!“ Um diese Zeit scheint der Gedanke ihm gekommen zu sein, dem Stück ein Vorspiel voraufzuschicken; früher hatte ihn oft die Schwierigkeit beunruhigt, daß er die Grundlage, auf der Wallensteins Verbrechen sich

gründe, nämlich die Armee, „nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen könne;“ aus diesem Bestreben entstand „Wallensteins Lager,“ während er den übrigen Stoff damals noch in einem Drama bewältigen zu können glaubte. Im Sommer 1797 zog ihn die Arbeit für den Musenalmanach und die Balladendichtung wieder stark von dem Drama ab, und erst der folgende Winter gab seinem Schaffenstriebe den Schwung, der die Vollendung sicherte.

Anfänglich hatte er das Stück in Prosa schreiben wollen, vornehmlich auf Humboldts Rat, während Körner sich damit nicht recht befreunden wollte. Jetzt schreibt er (20. November 1797): „Es ist nun entschieden, daß ich ihn in Jamben mache; ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können.“ Das war eine wichtige Entscheidung sowohl für die Kunsthöhe dieses Stückes als für die Zukunft. Er selbst fühlte das sehr klar. „Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle,“ schreibt er am 24. November 1797 an Goethe, „befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird.“

Leider war seine Arbeit oftmals durch Krankheit unterbrochen. „Gewöhnlich muß ich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen,“ heißt es am 8. Dezember 1797 an Goethe, und zwei Wochen später seufzt er: „Hätte ich drei gesunde Monate, so sollte er vollendet sein!“ Ebenso am 24. Januar 1798: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht. Hätte ich zehn Wochen ununterbrochene Gesundheit, so wäre er fertig.“ Dennoch förderte er die Arbeit so, daß er, als Goethe am 20. März 1798 nach Jena kam, diesem die drei ersten Akte (nach der jetzigen Einteilung bis Tod II), wenn auch noch mit mancherlei Lücken, vorlesen konnte. Goethe war äußerst gespannt darauf gewesen. Schon im Dezember 1797 hatte er geschrieben: „Es wird für uns sowohl praktisch als theoretisch von der größten Bedeutung sein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem Wallenstein nimmt,“ und am 3. Februar 1798: „Ich sehe Ihrem Wallenstein als einem aufgehäuften Schatz entgegen.“ Schiller seinerseits war voll fester Zuversicht; am 5. Januar schrieb er: „Jetzt, da ich meine Arbeit von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umganges ist.“ „Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer früheren gekostet hat. Doch es schickte sich besser,“ fügt er bescheiden hinzu, „daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren.“ Wenige Tage darauf an Körner: „Ich kann nicht leugnen, daß ich mit meiner Arbeit sehr wohl zufrieden bin und mich manchmal darüber wundere. Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen und keine Roheit aus jener Epoche mehr finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft wird auch Deinen Beifall erhalten.“ „Es ist ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum.“

Diese starke und schöne Zuversicht betrog ihn nicht, denn am 23. März schreibt Goethe in seiner kurzen Weise an Heinrich Meyer: „Vom Wallenstein habe ich nun drei Akte gehört; er ist fürtrefflich und in einigen Stellen erstaunend."

Noch in demselben Sommer kam er soweit, daß er im August auch den Rest des Stückes Goethe mitteilen konnte. „Ich habe Goethe dieser Tage," schreibt er am 15. August an Körner, „die zwei letzten Akte gelesen und den seltenen Genuß gehabt, ihn sehr lebhaft zu bewegen."

Aber je mehr sich die Arbeit der Vollendung nahte (denn es waren noch immer viele Lücken zu füllen), desto mehr wuchs auch die Masse an und drohte alle zulässigen Grenzen eines Theaterstücks zu sprengen. Der rettende Gedanke ging hier von Goethe aus. Schon im Dezember 1797 hatte dieser auf Schillers Klage, es sei ihm „fast zu arg, wie der Wallenstein anschwelle," den Gedanken hingeworfen, ob es nicht etwa zweckmäßig sei, einen Cyklus von Stücken daraus zu machen. Dies führte Schiller nun im September 1798 wirklich aus, indem er „nach reifer Ueberlegung und vielen Konferenzen mit Goethe," wie er an Körner berichtet, die Tragödie in zwei Stücke trennte. „Ohne diese Operation wäre er ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung. Jetzt sind es mit dem Prolog (d. h. Wallensteins Lager) drei bedeutende Stücke, davon jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie ist."

Nun drängte Goethe unablässig. Das Theater in Weimar war während der letzten Monate durch den Stuttgarter, auch Schiller wohlbekannten Baumeister Thouret umgebaut und in neuer würdiger Ausstattung hergestellt worden. Es sollte im Oktober 1798 wieder eröffnet werden, und Goethe wünschte dringend, dies mit einem Stück thun zu können, welches ebenfalls etwas Neues wäre und als der Anfang einer „neuen Aera für die Kunst Thaliens" gelten könne. Schon im Sommer, als die Arbeiten am Theater im vollen Gange waren, schrieb er ihm einmal: „Thouret und Heideloff malen am Vorhang. Schaffen Sie uns nur noch den Wallenstein zur Stelle!" Jetzt ließ er ihm keine Ruhe, wenigstens das Vorspiel zu diesem Zwecke ganz fertig zu stellen. Es mußte, um einigermaßen als ein Ganzes für sich bestehen zu können, noch beträchtlich erweitert werden; so wurde noch manche Scene erst jetzt eingefügt, die wir uns nun nicht mehr wegdenken können, z. B. die Kapuzinerpredigt, und das Ganze abgerundet. Goethe war über das Gelingen des Unternehmens hocherfreut. Schiller dichtete dazu noch den „Prolog" („der scherzenden, der ernsten Maske Spiel"), der an den äußeren Anlaß des neuen Theaters anknüpfte und dessen meisterhafte Darstellung Goethe so hinriß, daß er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zurückschrieb: „Der Prolog ist geraten, wie er angelegt war. Ich habe eine sehr große Freude daran und danke Ihnen tausendmal. Es thut mir nur leid, daß ich ihn nicht selbst sprechen kann." Nun wurde die Einübung mit dem größten Eifer betrieben, und am 12. Oktober 1798 ging Wallensteins Lager zum erstenmale über die Bühne.

Schiller war mit Lotte und Karoline nach Weimar gekommen und wohnte der Hauptprobe und der Aufführung bei. Die Schauspieler fanden sich ganz gut in das Ungewohnte der Darstellung, und das Stück fand reichen Beifall. Schiller berichtet an Körner: „Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf, das Publikum ergötzte sich. Die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an; einzelne wurden wunderbar ergriffen." Genast sprach den Kapuziner, Weihrauch den Wachtmeister,

Leißrig den ersten Jäger, worin er besonders Schillers Beifall erntete. So bildeten diese Oktobertage einen wichtigen Abschnitt in seinem eigenen Leben wie in der Entwickelung des deutschen Theaters, dem sie auf Menschenalter hin die Richtung bestimmten. Schiller



Wallensteins Lager. Nach einem Stiche.

trat hier nach langer Zeit zum erstenmale wieder in nahe Verbindung mit der Bühne, er empfand die lebendige Anregung und Wechselwirkung, die der wahre Dramatiker nicht entbehren kann, wie er sie früher in Mannheim kennen gelernt hatte. Der glänzende Aufschwung und die sichere Schöpferkraft, mit der er von nun an seine großen Dramen

schuf, wurzeln vornehmlich in dem gewissen Gefühl seines dramatischen Berufs, das ihm aufs neue aufging, als ihm die mächtige Wirkung seiner Kunst in den Wallensteinischen Gestalten lebendig entgegentrat.

Nun gingen auch die beiden Hauptstücke ihrer Vollendung entgegen, wenn auch nicht ganz so rasch als er gehofft hatte; es gab eben überall noch zu viel zu thun. Er war schon im Oktober auch mit Iffland in Berlin in Verhandlung getreten und hatte ihm alle drei Stücke etwa „auf den 18. oder 20. Dezember" versprochen. Das konnte er nicht innehalten und sah sich nun von zwei Theaterdirektoren gedrängt. So wollte er wenigstens die Piccolomini nicht „in die neue Jahreszahl hinüberschleppen" und nahm am 24. Dezember „seine ganze Willenskraft zusammen," „stellte drei Kopisten zugleich an und brachte das Werk wirklich zu stande," wie er „mit einem sehr erleichterten Herzen" dem Freunde in Weimar berichtet. „So ist aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden." Diese Abschrift ging nach Berlin; für Weimar wollte er immer wieder noch ändern, so daß Goethe abermals drängen und „wie Iffland den Direktor spielen" mußte. Am 27. Dezember schickte er ihm ein scherzhaftes Billet: „Ueberbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolomini, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern" u. s. w. Wirklich war das Stück am 31. Dezember ganz in Goethes Händen.



Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar.

Nun begannen die Proben, zu denen Schiller wieder mit seiner Frau nach Weimar ging, wo sie in einem von Goethe bereiteten „niedlichen und bequemen Logis" im Schlosse wohnten. Diese Wochen in Weimar waren ihm nach den übermäßig angestrengten Arbeiten der letzten Monate eine erwünschte und wohlthuende Abspannung. Am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin Luise, ging das Stück in Scene. Er berichtet an Körner, daß es alle Wirkung gethan habe, die man irgend erwarten konnte. Ganz durchschlagend konnte der Eindruck bei dem mangelnden Abschluß unmöglich sein. Gern aber liest man,

wenn er persönlich hinzufügt: „Mein Aufenthalt in Weimar hat mir auch in Rücksicht auf meine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen erweckt. Ich bin genötgt gewesen, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und ich habe es wirklich durchgesetzt, mir etwas zuzumuten. Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert, und so hab' ich in diesen fünf Wochen wieder als ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen."

Das dritte Stück ging nun rasch von statten. Am 7. März 1799 schickte Schiller die zwei ersten Akte an Goethe, der erwiderte: „Sie sind fürtrefflich und thaten beim ersten Lesen auf mich eine so lebhafte Wirkung, daß sie gar keinen Zweifel zuließen." „Wenn man beim Piccolomini beschaut und Anteil nimmt, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen." Er fügt einen Gruß von Meyer hinzu: „Es ist ihm wie mir gegangen, er konnte im Lesen keine Pause machen." Endlich am 17. März 1799 schreibt Schiller: „Hier erfolgt nun das Werk, soweit es unter den gegenwärtigen Umständen gebracht werden konnte. Wenn Sie davon urteilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugier befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein." Im April wurden dann die drei Stücke in Weimar hintereinander gegeben, am 15. das Lager, am 17. die Piccolomini, und am 20. zum erstenmale Wallensteins Tod. Der Dichter selbst berichtet an Körner: „Der Wallenstein hat auf dem Theater eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderem gesprochen."



Ferdinand Fleck (1757—1801) als Wallenstein.

Der ungewöhnlichen Anstrengung und Schwierigkeit des Schaffens, wie wir sie, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, ausführlich dargestellt haben, entsprach die

Kunstvollendung des Stückes, der sich keine der früheren Schöpfungen Schillers irgend vergleichen konnte. Man mag auf die Sicherheit in der Führung und Verknüpfung der Handlung oder auf die Charakterzeichnung oder auf die sprachliche Darstellung blicken, überall zeigt sich jetzt der vollendete Meister. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die mächtige Gestalt des Haupthelden, eines der großartigsten und tiefsten Charakterbilder, die die dramatische Kunst überhaupt geschaffen hat, einheitlich und lebenswahr und mit allen Eigenschaften ausgestattet, um die tragischen Affekte des Mitleids und der Furcht in ungewöhnlich hohem Grade zu erregen. Auf dem einheitlichen Grunde der geborenen „Herrscherseele," die sich ihrer überlegenen Kraft bewußt ist, baut sich Wallensteins ganze Handlungsweise und sein Schicksal auf, das maßlose Selbstgefühl, das ihn zu dem Glauben an die Sterne führt, und der Ehrgeiz, der ihn zum Verbrechen treibt; das erstere macht ihn Oktavio gegenüber blind, das andere drückt Buttlern die Mordwaffe in die Hand. In beiden Fällen schafft sich seine Schuld, die aus seiner Charakteranlage „notwendig wie des Baumes Frucht" erwächst, das Werkzeug seines Falles und gräbt ihm sein eigenes Grab. Es kann schwerlich eine Kette tragischen Zusammenhanges geben, die vollständiger geschlossen wäre. Dabei hat es der Dichter verstanden, dieser gebietenden, in jedem Sinne imponierenden Gestalt auch milde, erwärmende, liebenswerte Züge zu verleihen und ihn so, wie er im Prolog verheißen, unseren Herzen „menschlich näher" zu bringen.



Iffland als Wallenstein.

Es ist ein erschütterndes Schauspiel, wie sich Wallenstein durch die Verblendung seines stolzen Herzens und durch die Scheu vor dem Verbrechen in die furchtbare Zwangslage bringt, aus der der einzige Weg, „den er vermag zu gehen," eben das Verbrechen ist. Wir sehen, wie das Samenkorn des bösen Gedankens um sich wuchert, wie unmerklich dabei der Mensch über die haarscharfe Grenze

zwischen Gedanken und Wirklichkeit tritt, und wie der kleinste Schritt über diese Grenze uns unserer Freiheit berauben und uns auf die Bahn des Todes zwingen kann. Die That, die „in meiner Brust noch mein" war, gehört dann „den tückischen Mächten" an, und ich kann sie nicht mehr regieren, so wenig ich der Kugel noch gebieten kann, wenn sie „einmal los ist aus dem Lauf," ihr nicht wehren kann, „den ärgsten Weg" zu gehen. Der Dichter steigt in den tiefsten Schacht des menschlichen Herzens, und wir fühlen überall den verwandten Ton des allgemeinen Schicksals des Menschen, seines Hoffens und Begehrens, seines Fehlens und Strauchelns. Wer hätte nicht selbst schon einmal einen schmerzlichen Stachel im Herzen gefühlt, weil er „zu frei gescherzt mit dem Gedanken?" Wir fühlen, wenn dieser „Königliche" fällt, mit innerem Bangen die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe und geben Gordon recht, daß „keiner da feste stehen möchte, wo er fiel."



Sophie Luise Fleck (Gattin des Schauspielers; 1777 bis 1846) als Thekla.

Diesen Hauptcharakter umgiebt eine große Fülle von andern Personen, unter denen Oktavio, Max und Thekla, die Gräfin Terzky und Buttler als die notwendigsten Mitträger der Handlung hervorragen. Die übrigen können Nebenfiguren heißen; aber auch bei ihnen braucht man nur die Namen zu nennen, Illo und Terzky, Isolani, Questenberg, Gordon und Seni, um sich zu vergegenwärtigen, mit welcher Deutlichkeit sie alle vor uns stehen; ja selbst solche, die nur in einer einzigen Scene vorkommen, Wrangel, der schwedische Hauptmann, Deveroux und Macdonald sind so geschildert, daß man sie nicht wieder vergißt. Man hat es oft als einen besonderen Vorzug des Shakespeareschen Genies bezeichnet, daß sich ihm auch die Nebenpersonen zu wirklichen Menschen von Fleisch und Blut, zu klar unterschiedenen, sich einprägenden Sonderwesen gestalten; ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß Schiller auch hierin dem brittischen Dichter reichlich ebenbürtig ist. Julius Cäsar und Macbeth sind gewiß Meisterwerke, auch in der Charakterzeichnung; aber weder unter den Verschworenen Roms noch unter den schottischen Thans findet sich eine solche Fülle individuellen Lebens, wie sie die eben genannten Charaktere zeigen. Und sie alle greifen klar und verständlich in das Getriebe der großen Handlung ein und werden, im freundlichen oder feindlichen Sinne, durch ihr Verhältnis zu Wallenstein bestimmt. Die Einheit der Handlung ist in großartiger Weise gewahrt,

klar und fest zusammengeschlossen durch das Ziel des Haupthelden. Um seine Lossagung vom Kaiser dreht sich in den zehn, oder mit dem Lager elf Akten alles, was geschieht, in reich entwickelter, wohlgegliederter, übersichtlicher Handlung. Man kommt aus dem Banne des einen mächtigen Interesses nicht heraus und kann (wie Goethe sagte) „keine Pause im Lesen“ machen, bis das Schicksal des Helden erfüllt ist.

Nicht minder bewunderungswert ist die Darstellung; auch sie zeigt durchweg den Meister des dramatischen Stils, wir mögen an die künstlerische Anordnung der Scenen, an die Führung des Dialogs oder an den sprachlichen Ausdruck denken. Gustav Freytag hat einmal gesagt, daß er in Schiller ganz besonders die „Dichterkraft bewundere, welche eine große Anzahl von Personen souverän zu leiten weiß.“ In der That müssen Auftritte wie das figurenreiche Durcheinander des Lagers, die Eingangsscene der Piccolomini, die Audienzscene mit Questenberg oder das Bankett bei Terzky, ganz abgesehen von ihrem dramatisch bedeutenden oder ergreifenden Inhalt, rein vom technischen Standpunkt aus jedesmal mit erneutem Staunen über die scheinbar spielende Leichtigkeit erfüllen, mit welcher der Dichter alle seine Personen „an gleich gewalt'gem Zügel“ lenkt. Ueberall zeigt sich das Wirken eines genialen Kunstverstandes, der sich im großen wie im kleinen und kleinsten offenbart. Und nun der sprachliche Ausdruck! der sich in unserem Stücke zum erstenmale auf die volle klassische Höhe erhebt, die von da an Schillers dichterischen Werken einen so eigenartigen Stempel giebt. Wohl ist er auch vorher von mächtiger Sprachgewalt, aber die körnige Kraft, verbunden mit vollendeter Rundung in Ausdruck und Tonfall, ist doch erst ein Ergebnis der jetzt gewonnenen Reife. Wenn in den vier ersten Stücken die Sprache bei ihrer ungemeinen, schwungvollen Kühnheit und im einzelnen oft überraschend packenden Gewalt doch im ganzen noch den Eindruck des Gärenden, erst sich Bildenden machte, so hat man im Wallenstein von der ersten bis zur letzten Zeile das volle, sichere Gefühl, daß die Lehrjahre jetzt endgültig überwunden sind, daß wir dem fertigen, gereiften Meister gegenüberstehen. Der Don Karlos hat vielleicht in einzelnen Partien noch mehr sprühendes Feuer, aber die Sprache des Wallenstein hat festeres, gediegeneres Mark. Im Karlos ist der Ausdruck zuweilen noch etwas gesucht, auch unruhiger und flackernder, daher dies Stück in seiner ganzen Darstellung den hervorragenden Eindruck des Geistreichen macht; Wallenstein überrascht vielleicht weniger durch glänzende Blitze, aber das Ganze ist von den machtvollsten Gedanken wie getränkt, und während dort wohl hin und wieder noch die Grenze des reinen Geschmackes überschritten wird, so bewährt sich hier das schöne Xenienwort, daß „aus der gesättigten Kraft die Anmut hervorblickt.“

Mit Recht konnte sich Schiller sagen, daß es in der That eine „neue Aera“ war, die mit seinem Stücke „der Kunst Thaliens,“ und zwar nicht bloß „auf dieser Bühne“ eröffnet wurde. Denn es beherrschten damals das Theater fast ausschließlich die rührenden bürgerlichen oder Familiendramen mit ihrer moralischen Tendenz, ihren schwächlichen Empfindungen und engem Gesichtskreis, jene Werke eines Kotzebue, Schröder, Iffland, die schon von den Xenien in der prächtigen Parodie „Shakespeares Schatten“ getroffen und verspottet worden waren. Jetzt war es unserem Dichter gelungen, den Zuhörer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen“ und ihn für „der Menschheit große Gegenstände“ zu erwärmen und zu erheben. — Ludwig Tieck, der

sonst mehr ein widerwilliger Lobpreiser Schillers ist, spricht es in seinen „Dramaturgischen Blättern“ rückhaltlos aus, daß mit dem Wallenstein eine neue Epoche in unserer dramatischen Litteratur begonnen habe, und fügt die vortrefflichen Worte hinzu: „Unter die blassen Tugendgespenster jener Tage trat Wallensteins mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen um zu wissen, was wir sind und vermögen.“



Amalie Malkolmi (Herzogin) — Vohs (Max) — Karol. Jagemann (Thekla) — Graff (Wallenstein) — Leissring (Tertzky)

Johann Graff (1768—1848) als Wallenstein.
Eigene Aufnahme des Gemäldes im Besitze des Herrn Kommerzienrat Moritz in Weimar.

5. Wieder nach Weimar.

Schillers häusliches Leben war in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus Schwaben im ganzen glücklich verlaufen. Die Klagen über seine Gesundheit hören freilich eigentlich nie auf; wie oft begegneten wir auch während der Arbeiten am Wallenstein solchen Seufzern, und eine „wohlausgeschlafene Nacht" wird als ein besonderes Geschenk gepriesen. Allerdings wurde seine unvergleichliche Willenskraft dieser körperlichen Schwäche oft genug Herr, und was er am 11. Dezember 1798 an Goethe schreibt, das gilt für alle diese Jahre: „Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen und muß viel Kraft anwenden, mich in der nötigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz pausieren müssen." Aber daß diese Gewalt, die er sich anthat, nicht minder als die Krankheit selbst, an seinem Leben zehrte, ist unzweifelhaft.

Das Jahr 1796 brachte ihm manche Trübsal. Im März erkrankte Vater Schiller, jetzt im 73. Lebensjahre, an heftigen Gichtschmerzen, die ihn meist ans Bett fesselten. Zugleich kamen recht bedrohliche Nachrichten politischer Art: die französischen Heerführer Jourdan und Moreau drangen in Süddeutschland ein, das der Schauplatz des erbitterten Krieges zwischen Frankreich und Österreich war. In der Solitüde selbst wurde das österreichische „Hauptspital" für die Verwundeten eingerichtet, und hier brach bald das Lazarettfieber aus. Von diesem wurde Schillers jüngste Schwester, die liebenswürdige neunzehnjährige Nanette ergriffen und erlag bereits am 23. März der schrecklichen Krankheit. „Unsere beste Tochter Nanette ist nicht mehr," schrieb tiefbetrübt der noch immer schwerkranke Vater. „Gott hat sie zu sich genommen, und ihr Los kann nicht anders als glücklich sein, denn ihr Leben ist reine Unschuld gewesen. Wir haben viel, viel an ihr verloren." Das reichbegabte Mädchen hatte sich, von Begeisterung für den Bruder und seine Kunst beseelt, eine Zukunft auf der Bühne geträumt, und Schiller, der sie sehr lieb gewonnen hatte, war diesem Gedanken wirklich näher getreten. Ihr Tod betrübte ihn tief. Wenn man in der bald darauf gedichteten „Klage der Ceres" den rührenden Schmerz der Mutter um die entrissene Tochter liest, kann man sich kaum der Empfindung erwehren, als habe er sein eigenes Gefühl in dies Lied gelegt,

„Daß es eine Sprache werde
Seiner Liebe, seinem Schmerz."

Aber das Unglück war noch nicht erschöpft. Auch die ältere Schwester Luise lag schwer erkrankt darnieder, und mit dem Vater besserte es sich nicht. Gern wäre Schiller selbst hingereist, aber seine Gesundheit verbot ihm dies unbedingt. So wandte er sich an Christophine in Meiningen: „Du wirst erfahren haben, liebste Schwester, daß die Luise ernstlich krank geworden und unsre arme, liebe Mutter alles Trostes beraubt ist." Er wußte, daß es auch ihr schwer wurde loszukommen, weil sie ihren kränklichen und hypochondrischen Mann nicht gern allein ließ, mit dessen grämlichem und oft ungerechtem

Sinn sie ohnehin schweren Stand hatte. Er legte es ihr aber dringend ans Herz, übernahm bereitwillig alle Kosten, fügte gleich 8 Louisdors (136 M.) sowie 6 Karolin (120 M.) als Honorar für einen Aufsatz Reinwalds in den Horen hinzu und versah sie mit Anweisungen an Cotta, wenn mehr Geld gebraucht würde. So reiste sie hin, „ganz von Dank und Rührung durchdrungen," wie sie ihm erwidert, und Luise genas. Christophine blieb den Sommer über dort und war bei einem Ueberfall der Franzosen durch ihre Geistesgegenwart der Schutzengel der Ihrigen: die frechen Plünderer drangen auf der Solitüde ein (zu flüchten war wegen der Krankheit des Vaters unmöglich) und verlangten Brot, Wein, Hemden, Strümpfe, Geld, alles „mit der größten Gewalt," wie die mutige Christophine erzählt, „indem mir einer das geladene Gewehr auf die Brust setzte." „Sie nahmen dem Papa seine Hosen mit silbernen Schnallen, seine Dose und Geld vor seinen Augen ohne Schonung für seine Krankheit und sein Alter," und „rissen der Luise mit größter Frechheit ihre zwei Halstücher vom Hals herunter" u. s. w. So hausten damals die Soldaten der weltbeglückenden französischen Republik wieder einmal in dem unbeschirmten Deutschland. Zum Glück kam bald Hilfe durch einen höheren Offizier.

Die Familie hatte in diesen schweren Zeiten eine Stütze an dem Vikar, späterem Pfarrer Frankh, einem ruhigen und edeldenkenden Manne, der wenige Jahre darauf Luise zur Frau nahm. Aber der Zustand des Vaters änderte sich nicht. Seine größte Freude auf seinem Schmerzenslager waren die Briefe seines Sohnes. „Deinen herrlichen Brief," schreibt Christophine wenige Tage vor dem Tode des Vaters, „mußte ich ihm vorlesen; er weinte wie ein Kind darüber und dankte Gott mit Inbrunst, daß er ihm einen solchen Sohn gegeben." Am 7. September 1796 wurde er von seinem Leiden erlöst. Aus Schillers liebevollem, tröstendem Brief an die Mutter stehe nur die Stelle hier: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinne von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, wie Er von dem seinigen!"

Freundlicheres Geschick hatte unser Dichter während dieses Sommers in seinem eigenen Hause erfahren. Im Mai hatte er die Freude, Körner mit den Seinen einige Wochen in Jena zu sehen und ein heiteres Zusammensein zu genießen. „Laß Dir noch herzlich für das frohe Leben danken," grüßt er den wieder heimgekehrten Freund, „das wir zusammen geführt. Wie ein Traum ist mir's vorübergegangen. Ich habe nun Gelegenheit gehabt, uns beide nicht nur, sondern alles, was zu uns gehört, als Ganzes zusammengestellt zu sehen, und die ruhige Harmonie, die es macht, giebt mir den besten Mut und die fröhlichsten Hoffnungen. Es ist meiner Frau und mir recht innig wohl mit Euch gewesen." Noch größere Freude zog nicht lange danach in sein Haus ein, als ihm am 11. Juli Lotte einen zweiten Sohn schenkte. „Freude, liebe chère mère! Vor zwei Stunden kam unsere liebe kleine Frau mit einem frischen und muntern Jungen glücklich nieder." „Der kleine Kaka (Karl) machte große Augen über das Brüderchen und kann sich noch nicht recht darein finden." Auch an Goethe meldet er sein Glück: „Jetzt also kann ich meine kleine Familie anfangen zu zählen. Es ist eine eigene Empfindung, und der Schritt von Eins zu Zwei ist viel größer als ich dachte." Goethe und Graf Schimmelmann waren unter andern Taufpaten des kleinen Ernst.

Seit dem August 1796 war auch Karoline wieder in Jena. Sie hatte die Scheidung von ihrem Manne herbeigeführt und vor kurzem mit ihrem Vetter, Schillers treuem Jugendfreunde Wilhelm von Wolzogen, eine zweite Ehe geschlossen. Jetzt weilten sie etliche Monate in Jena, und da im November auch Humboldts von Berlin auf längere Zeit hierher umsiedelten, so bildeten diese drei Familien einen innig vertrauten Kreis froher und angeregter Geselligkeit, der durch Goethes fortgesetzte freundschaftliche Teilnahme in schönster Weise noch gehoben und belebt wurde; eine seltene Vereinigung auserlesener Geister, die freilich mit dem Ende des Winters, im Frühjahr 1797, wieder zerstreut wurde; denn Wolzogen, der als Kammerherr und Kammerrat in die Dienste Karl Augusts trat, zog nach Weimar, und auch Humboldt verließ Jena, um längere Zeit in Italien, insbesondere in Rom zu verweilen, wo er eine Stellung bei der preußischen Gesandtschaft innehatte.

Schiller dachte eine Zeitlang daran, ebenfalls nach Weimar zu ziehen, wobei ihm vor allem Goethes Nähe verlockend war. Doch stellten sich zunächst noch einige Hindernisse in den Weg, auch war er immerhin dem Namen nach doch noch Professor an der Universität Jena. Aber gern wollte er wenigstens in Jena sich seine Häuslichkeit behaglicher gestalten. In die „Schrammei" war er nicht wieder gezogen, sondern hatte, als er aus Schwaben zurückkehrte, seine Wohnung zuerst in einem Hause am Markt (wo jenes erste Gespräch mit Goethe stattfand), und seit 1795 im Griesbachschen Hause am unteren Graben. Jetzt sehnte er sich, mehr im Grünen zu wohnen und etwas von der freien Natur genießen zu können. Die Besitzung des verstorbenen Professors Schmidt in Jena entsprach seinen Wünschen: ein kleines Haus in einem großen hübschen Garten; etwas hochgelegen über der Leutra, Jenas kleinem Flusse, bot es einen schönen Blick auf die Berge jenseits der Saale. So erwarb er es denn als sein Eigentum im März 1797 für 1150 Thaler und bezog es am 2. Mai. „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin," schreibt er an Goethe. „Eine schöne Landschaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erster Abend auf dem eignen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung." Hier wohnte er die folgenden Sommer und baute sich zum ungestörten Arbeiten am oberen Ende noch ein besonderes kleines Gartenhäuschen. Hier wurde der Wallenstein vollendet und viele seiner Balladen gedichtet, hier ist er mit Goethe, wenn dieser ihn von Weimar besuchte, in ernstem und heiterm Gespräch gewandelt. Dies Gartenhäuschen, meint Goethe in seinem herrlichen Nachruf, indem er der unermüdlichen, Tag und Nacht nicht rastenden Arbeit des abgeschiedenen Freundes gedenkt:

„Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt."

Es müssen Zeiten der tiefsten und schönsten gegenseitigen Anregung gewesen sein. Noch nach dreißig Jahren konnte Goethe sich dem Zauber dieser Erinnerung nicht ent-

ziehen. Er führte am 8. Oktober 1827 Eckermann bei einem Besuche in Jena hierher, und indem sie in dem Garten, der damals schon seit Jahren der dort eingerichteten Sternwarte gehörte, ein Frühstück einnahmen, sagte er: „Sie wissen wohl kaum, an welcher merkwürdigen Stelle wir uns befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich selber in den Vierzigen, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas." Im Juli 1816 schrieb Schillers Wittwe an Cotta: „Ich habe den Mut gefunden, unsern ehemaligen Garten zu besuchen. Das Observatorium ist dort angelegt, und es ist mir tröstlich, daß man da, wo Schillers Geist ehemals sich mit dem Höchsten der Poesie beschäftigte, nun auch unmittelbar der Sterne Wort vernehmen soll."



Schillers Garten. Gezeichnet von Goethe.

Jetzt ist in dem noch vorhandenen Garten an der Stelle des Gartenhäuschens ein großer Denkstein gesetzt mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein."

Aber der Wunsch, nach Weimar überzusiedeln, ließ sich auf die Dauer nicht wieder zurückdrängen. Vor allem fühlte Schiller, daß das Zusammensein mit Goethe ihm immer mehr zu einem unersetzlichen Bedürfnis wurde. Dazu kam die enge Berührung, in die er durch die Proben zum Wallenstein mit dem Theater gekommen war, und die er bei seinen weiteren dramatischen Arbeiten als überaus fruchtbar und anregend empfand. Amtliche Pflichten banden ihn jetzt nicht mehr an Jena, denn er war von allen akademischen Obliegenheiten befreit. Da aber die Ausführung dieses Planes durch das erheblich teurere Leben in Weimar ihm sehr erschwert wurde, so wandte er sich am 1. September 1799 mit einer offenen Bitte an den Herzog, und dieser sagte ihm wenige Tage darauf mit überaus freundlichen Worten eine Zulage von 200 Thalern zu: „Ihre Gegenwart wird

unseren gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein, und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mitteilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie öfter zu sehen und



Karl



Ernst



Karoline



Emilie

Schillers Kinder. (Nach Wurzbach von Tannenbergs Schillerbuch.)

Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt versichern zu können, die ich für Sie hege."

Eine Wohnung in Weimar war auch bald gefunden, wenige Minuten von Goethes Haus. Aber leider mußte er, ehe er die Uebersiedlung vornehmen konnte, noch eine schwere häusliche Sorge durchmachen. Am 11. Oktober 1799 wurde ihm eine Tochter (Karoline) geboren, und Lotte erkrankte nach der Geburt sehr schwer; er fürchtete

ernstlich um ihr Leben, und wachte eine Nacht um die andere an ihrem Bette, da sie in den heftigen Phantasien und Beängstigungen ihres Nervenfiebers niemand als ihn und ihre Mutter um sich dulden mochte. Endlich besserte sich ihr Zustand gegen Ende November soweit, daß der Umzug am 3. Dezember 1799 stattfinden konnte und auch allerseits glücklich überstanden wurde. Die Weimarer Freunde, vor allem Goethe, Wolzogens und Frau von Stein thaten das Ihrige, die Schwierigkeiten der Umsiedlung zu erleichtern (Goethe sorgte z. B. dafür, daß der Herzog ihm den Holzbedarf für den Winter unentgeltlich anweisen ließ), und bald war Schiller mit den Seinen ganz behaglich eingerichtet.

Beide Dichter, nun in Weimar vereinigt, richteten in dem nächsten Jahre ihre Thätigkeit mit besonderem Eifer auf das Theater. Da sie den Mangel eines einigermaßen brauchbaren und würdigen Bestandes von Stücken lebhaft empfanden, um die Tagesware der Kotzebue-, Iffland-, Schröderschen Rührstücke zu unterbrechen, so versuchten sie auf alle Weise, einen solchen herzustellen, indem sie eigene und fremde Werke, deutsche und ausländische Litteratur in ihren Kreis zogen. Besonders Schiller entfaltete eine vielseitige und fruchtbare dramaturgische Thätigkeit. Er bearbeitete den Egmont, den Nathan und manche andere Stücke für die Weimarer Bühne; dann aber war es insbesondere Shakespeare, auf den er sein Augenmerk richtete. Hatte er schon früher einmal daran gedacht, die Königsdramen vorzunehmen, so zogen ihn jetzt einige andere Tragödien noch stärker an, vor allem Macbeth, den er vollständig übersetzte und in freier Bearbeitung für die Bühne einrichtete. Er hatte dabei überall die Aufführung und das Publikum seiner Zeit im Auge und ist diesem Gesichtspunkt mit großem Geschick und sicherer Hand gerecht geworden. Wer seine Uebersetzung mit dem Original vergleicht, wird vielleicht diese oder jene Aenderung oder Streichung bedauern, aber das Ganze stellt sich als ein „imponierendes Werk aus einem Gusse" dar und bewahrt auch den Charakter der Shakespeareschen Dichtung aufs vollständigste. Ganz unbegründet ist der zuerst von den Schlegels erhobene und seitdem immer wieder nachgesprochene Vorwurf, Schiller habe die Natur der Hexen verändert und dadurch auch den Charakter des Helden selbst wesentlich verschoben. Er soll sie zu „hohen geheimnisvoll wirkenden Wesen," zu antiken „Furien und Schicksalsgöttinnen" gemacht und dadurch die Schuld Macbeths verringert haben. Nichts kann unrichtiger sein. Vielmehr bezwecken die Zusätze, die er hier allerdings gemacht hat, lediglich die größere Deutlichkeit fürs Publikum. Man mag das für die gespenstische Natur der Hexen unzweckmäßig finden und der kürzeren, skizzenhafteren Fassung des Originals den Vorzug geben, aber an dem Sinne ist nichts dadurch geändert. „Wir streuen in die Brust die böse Saat, aber dem Menschen gehört die That," das ist, wie bei Schiller, so auch bei Shakespeare der zu Grunde liegende Gedanke. Macbeth wird hier wie dort lediglich durch sein „schlimm verwahrtes Herz" schuldig. Im Mai 1800 wurde das Stück zum erstenmale gegeben.

In den folgenden Jahren wurden auch Othello und Julius Cäsar, wenn auch weniger durchgreifend, behandelt, und außerdem übersetzte Schiller eine ganze Reihe von Stücken aus anderen Litteraturen für denselben Zweck: Gozzis „tragikomisches Märchen" Turandot (1801), das ihm Anlaß zur Dichtung seiner „Parabeln und Rätsel" gab, da das Publikum bei jeder Aufführung des Stückes durch neu eingelegte Rätsel überrascht wurde. Im Jahre 1803 (wie hier vorgreifend hinzugefügt sein mag) übersetzte er, vor-

nehmlich auf Wunsch des Herzogs, ein paar Stücke des fruchtbarsten zeitgenössischen französischen Lustspieldichters Picard (1769—1828), „Der Neffe als Onkel" (Encore dès Ménechmes) und „Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen" (Médiocre et rampant ou le moyen de parvenir). Endlich noch in seinem Todesjahre 1805 Racines Phädra. Diese französischen Stücke hatten für ihn den Vorteil, daß er ihre Sprache wirklich vollständig und bequem beherrschte; denn weder Englisch noch Italienisch konnte er so, daß er bloß nach dem Original hätte übersetzen können. Die beiden Lustspiele zeigen eine ausgezeichnete Leichtigkeit der Darstellung und den glücklichsten Humor, sind indes immerhin nur leichte Ware, dagegen Racines Tragödie ist ein Meisterstück der



Schillerhaus in Weimar. Originalaufnahme.

Uebersetzungskunst, um so bewunderungswürdiger, als Schiller die Arbeit in Krankheitswochen vornahm, wo er sich zu eigener freier Thätigkeit unfähig fühlte, „um nur nicht ganz müßig zu sein," und in sechsundzwanzig Tagen das ganze Stück zu Ende brachte.

Neben der dramatischen und dramaturgischen Thätigkeit war aber auch die lyrische Dichtkunst nicht ganz verstummt, wenn sie auch von 1799 an erheblich zurücktritt. Das weitaus hervorragendste Erzeugnis auf diesem Gebiete ist „Das Lied von der Glocke," das er im September 1799 vollendete, um es in dem letzten Bande seines Musenalmanachs (für 1800), als glänzendes Schlußstück, erscheinen zu lassen. Denn auch diese Zeitschrift ließ er jetzt eingehen, wie die Horen schon 1797, also nach dreijährigem Bestehen, „sanft entschlafen" waren. Er schied damit endgültig von jeder journalistischen Thätigkeit, die ihn seit 1782 ununterbrochen und oft in vielfältiger Weise beschäftigt hatte,

der er zwar viel Anregung zu dichterischem Schaffen verdankte, aber auch sehr viel Zeit und Geisteskraft geopfert hatte. Das Gedicht selbst war schon länger geplant, und wenn wir Karolinen glauben, hätte er schon im Sommer 1788, wo er von Rudolstadt aus öfter die nahegelegene Glockengießerei besuchte, an solche Darstellung gedacht. Sicher ist, daß er seit 1797 sich ernstlich damit beschäftigte. Goethe schreibt im September dieses Jahres: „Wenn Sie nur noch für den Almanach mit der Glocke zu stande kommen! Denn dieses Gedicht wird eines der vornehmsten und eine besondere Zierde desselben sein." Aber die Balladen und der Wallenstein kamen dazwischen, und so wurde es erst zwei Jahre später zu Ende geführt. Das Lied, das Humboldt „die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies" nennt, gehört ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Geisteserzeugnissen unseres Dichters und unserer poetischen Litteratur überhaupt. Es vereinigt in seltener Weise künstlerische Vollendung und leichtfaßliche, volkstümliche Darstellung, tiefen Gedankengehalt und klare Anschaulichkeit. In jedes der reichbelebten Bilder, die es uns aus dem Leben des Einzelnen und der Gesamtheit bietet, läßt der Dichter den frommen Ton der Glocke hineinklingen und hält durch diesen Rahmen in kunstvoller und doch natürlicher, leicht übersichtlicher Disposition das ganze umfangreiche Werk einheitlich zusammen. Was uns an diesem Meisterwerke noch besonders erfreut, ist der einfache und schlichte Ton des Ganzen. In sehr vielen seiner bedeutendsten Dichtungen entlehnt Schiller die Einkleidung dem griechischen Altertum; hier dagegen finden wir uns auf echt deutschen Boden versetzt: wir sehen einen deutschen Knaben und Jüngling vor uns, wir sehen den reichbegüterten Besitzer, der seine Aecker und Scheunen überschaut, die brave deutsche Hausfrau, die auf ihre selbstgewebte Leinwand im Schrank stolz ist, wir blicken in die Kinderstube, wo die Mutter unter ihren Kleinen waltet, wir sehen den gotischen Dom, der seine „Trauerschläge" ertönen läßt, die kleine Stadt, deren Thor sich knarrend schließt, und fühlen uns überall traut und heimatlich angesprochen. Mit Recht ist daher die „Glocke" ein besonderer Liebling unseres Volkes geworden.

Ein anderes großartig angelegtes lyrisches Gedicht aus wenig späterer Zeit, das, wenn es vollendet worden wäre, seine echt deutsche Gesinnung noch lauter und beredter verkündet haben würde, blieb leider Bruchstück und hat über zwei Menschenalter in seinem Nachlaß begraben gelegen. Es beruht ganz auf den Eindrücken der Zeitereignisse, wie sie ihm um die Jahrhundertswende nahe traten. Trübe Stürme gingen damals über unser Vaterland: das heilige römische Reich deutscher Nation, schon längst nur ein Schattenbild, schritt unaufhaltsam seinem Untergange entgegen, der unnatürliche Zustand eines Volkes ohne Staat ging zu Ende. Es ist oft Klage geführt worden, daß unsere großen Dichter in ihrem abgeschiedenen Musensitze zu Weimar keinen Anteil genommen hätten an den großen und schmerzlichen Geschicken der Gegenwart; daß dieser Vorwurf Schiller gegenüber durchaus ungerecht ist, zeigt z. B. schon sein Gedicht zum „Antritt des neuen Jahrhunderts." Wie tief ergreifen ihn da die ungeheuren politischen Vorgänge, und wie mächtige Worte leiht er seiner Empfindung:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord."
„Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein."

Er sah das Anwachsen Frankreichs, die schreckhaft aufsteigende Bahn des Staatenzertrümmerers Napoleon Bonaparte; er sah die deutsche Nation zur Ohnmacht verdammt, ohne Stimme im Rate der weltregierenden Völker:

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,"

die Franzosen und die Engländer; und wo war der Deutsche? Preußen hatte schon 1795 seinen Frieden mit Frankreich gemacht, der allerdings dem Norden Deutschlands, und so auch Weimar, Ruhe gab, der aber den Keim des Verderbens in sich trug. Oesterreich mußte nach furchtbaren Schlägen den schimpflichen Frieden von Luneville eingehen (Februar 1801): das ganze linke Rheinufer wurde abgetreten, ein Gebiet von weit über tausend Quadratmeilen mit fast vier Millionen deutscher Unterthanen. Die beraubten deutschen Fürsten fühlten in kurzsichtiger Selbstsucht nichts als die brennende Begier nach Länderentschädigung auf Kosten anderer Reichsstände und bewarben sich darum, zum Teil mit schamloser Selbsterniedrigung, bei Bonaparte und seinem allmächtigen Minister. Das deutsche Volk schien die Schmach kaum zu empfinden, die ihm angethan ward.

Unter solchen Eindrücken stieg in Schillers starkem Geiste eine mächtige Dichtung empor. Warum er sie nicht vollendet hat, können wir nicht bestimmt sagen. Es war in Weimar für den Januar 1801 eine Feier zur Jahrhundertswende geplant, die sich indes nachher zerschlug. Aber wenn auch dieser Plan mit dazu beigetragen haben mag, daß er seine Blicke eindringlicher auf die Weltbühne richtete, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß das Gedicht geradezu für die beabsichtigte Feier bestimmt war, da es seinem Inhalte nach den Frieden von Luneville schon voraussetzt. Jedenfalls müssen wir den Verlust des Ganzen tief beklagen, denn die Bruchstücke zeigen uns aufs neue, wie er seinen Blick an den großen Welt- und Völkergeschicken geweitet hatte, und wie sein Mund des gewaltigen Ausdrucks für weltgeschichtliche Größe mächtig war. Es sind herrliche, beredte Zeugen seines genialen Gedankenfluges und seiner männlichen vaterländischen Gesinnung. Vielfach sehen wir bloß erst den Gedankenstoff, den der Dichter sich sammelt, an andern Stellen rundet es sich schon halb oder ganz zum Gedicht, zuweilen breits im vollen Schwunge, in der Pracht der Sprache und des Reimes dahinströmend, auch in dieser Hinsicht höchst anziehend und wertvoll für unser Bild von Schillers dichterischem Schaffen.

Er beginnt mit der Frage: „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus einem thränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen, wo der Franke, wo der Britte mit dem stolzen Siegerschritte herrschend sein Geschick bestimmt — darf er da sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" Und auf diese Frage antwortet er bestimmt und fest: „Ja, er darf's!" Der Inhalt des Gedichtes sollte die Begründung dieser stolzen Antwort sein. Sein Gedanke ist: Laßt euch nicht blenden! Mag auch der Franke und der Britte jetzt die Welt beherrschen, der Deutsche wird sie doch einst überholen. Seine Aufgabe ist, an dem Bau der Menschenbildung zu arbeiten, das Ideal des Menschen zu vollenden, „nicht im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen." „Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen." Dies zu begründen, führt er vornehmlich zwei große Zeugen an: die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte. „Die Sprache ist der

Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken." „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen," schließt er diese Gedankenreihe ab. Er wendet sich dann zu unserer Geschichte, die da lehrt, daß der Deutsche nach Freiheit des Geistes strebt. Vor allem hebt er die lutherische Reformation hervor, und da strömt es ihm voll und begeistert vom Munde:

„Schwere Ketten drücken alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach."

Und so kommt er zu dem Schluß, daß der Deutsche, wenn er auch jetzt „mit lorbeerleerem Haupte" dastehe, sich doch seines Namens rühmen könne: „Er geht unglücklich aus dem Kriege, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge." „Die Majestät des Deutschen ruht nicht auf dem Haupte seiner Fürsten, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bliebe doch die deutsche Würde unangetastet. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation.

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn."

Man muß den Mann und Dichter bewundern, der in solcher Zeit solche Gedanken hegte und sie so hinreißend aussprechen konnte. Welche Zuversicht felsenfester Vaterlandsliebe zeigt der Geist, der in so jammerwürdiger Zeit den Glauben nicht verliert und es mit Prophetenmunde ausspricht, daß das langsamste Volk alle die schnellen, flüchtigen überholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen werde. Der Schlußgedanke freilich, mit dem er sich kühn und ideal über das politische Elend seiner Zeit hinweghebt, ist ja trotz alledem nicht richtig; die Größe einer Nation, auch die ideale, kann nicht bestehen ohne die entsprechende Form ihres Staatswesens. Das ist für uns heute, nach den großen Tagen Kaiser Wilhelms und seines eisernen Kanzlers, leicht einzusehen. Aber das ist es gerade, was uns an Schillers Worten so tief ergreift: man spürt es ihm an, wie er danach dürstet, dem deutschen Volke die Palme reichen zu können, wie er innerlich jauchzt, als er gegen die Herrschgewalt und den Kriegsruhm der andern Völker jene idealen Güter in die Wagschale werfen kann. Welt- und Menschengeschick legt er sich mit kühner Hand und tiefsinnigem Blicke so zurecht, daß er sagen kann: Ja, ich darf trotz alledem stolz sein, daß ich ein Deutscher bin, und möchte mit keinem Franzosen und keinem Engländer trotz ihres Glanzes tauschen.

Aber alle diese Dichtungen, so inhaltreich und bedeutsam sie waren, galten unserm Dichter doch nur als Beiwerk. Am tiefsten ruhte seine Seele auf den neuen dramatischen Entwürfen, die in ihm zur Vollendung drängten. Und so sehen wir in den wenigen noch übrigen Jahren seines Lebens Schöpfung auf Schöpfung in glänzender Reihenfolge aus seinem dichterischen Geiste ans Licht treten.

---

6. Die großen Dramen nach dem Wallenstein.

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.“
Epilog zu Schillers Glocke.

1. Maria Stuart.

Noch in Jena, in seinem Gartenhäuschen, hatte er angefangen, sich mit Maria Stuart zu beschäftigen. Der Stoff war schon vor langen Jahren, in Bauerbach, einmal in seinen Gesichtskreis getreten, und er hatte an eine dramatische Behandlung gedacht. Jetzt, nach Vollendung des Wallenstein, hatte er lange zwischen ihm und den Maltesern geschwankt. Doch gab endlich den Ausschlag, daß er in dem letzteren Stücke wiederum vorwiegend kriegerische Scenen darzustellen gehabt hätte. Er sehnte sich, wie er an Goethe schreibt, nach einem rein menschlichen, bloß leidenschaftlichen Stoff: „Den Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt.“



Schillerhaus in Lauchstädt.

So machte er sich bereits im April ernstlich an das Studium der Quellen, am 4. Juni begann die Ausarbeitung, am 24. Juli war der erste, am 26. August der zweite Aufzug fertig, und im September stand er bei der Zankscene (III, 4). Dann aber traten durch seine häuslichen Zustände, Umzug nach Weimar u. s. w. starke Unterbrechungen ein. Im April 1800 waren vier Aufzüge ausgearbeitet, und da er zu dem Schluß in Weimar keine rechte Ruhe finden konnte, so folgte er einem freundlichen Anerbieten des Herzogs und zog sich Mitte Mai (nachdem er die Macbethaufführung noch geleitet hatte) nach Ettersburg zurück, wo er mit seinem Diener allein im herzoglichen Schlosse etliche Wochen lebte, nur auf Vollendung seines Dramas bedacht, wenn er auch dazwischen der „lieben Maus“ in Weimar erzählt, daß er mit Herrn von Stein und einigen Oberförstern höchst ergötzlich zu Mittag gegessen („da hat meine Wirtin sich sehen lassen und uns mit prächtigen Fischen und Krebsen traktiert!“), oder sich als sorglicher Vater erkundigt, „wie sich das kleine Schätzchen (Karoline) mit den Blattern befindet“ und dergleichen. Am 8. Juni that er den letzten Strich, und bereits sechs Tage darauf ging das neue Stück über die Weimarer Bühne, da die Proben schon geraume Zeit vorher begonnen hatten. Wenige Tage danach wurde es dann auf dem Sommertheater in Lauchstädt wiederholt, wohin die Schauspieler

übergesiedelt waren; hier errang es einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Der Schauspieler Becker, der selbst eine Hauptrolle spielte, berichtet darüber: „Das Stück hat so gefallen, daß ich mich einer solchen Sensation nicht erinnern kann. Das einstimmige Urteil war, es sei das schönste Schauspiel, welches Deutschlands Bühne je dargestellt habe. Den Kassierer hat man gar nicht zur Kasse kommen lassen; nachmittag um halb drei Uhr hatte man schon alle Billets aus seiner Wohnung abgeholt. Die Wut der Menschen zu dem kleinen Haus war so groß, daß wir die Musici aus dem Orchester auf die Bühne placierten und dieses mit Zuschauern vollpfropften. Sie boten einander für ein Billet, welches acht Groschen kostete, drei Thaler. Dennoch mußten über zweihundert Menschen zurückbleiben!"

Schiller selbst fühlte, wie er an Körner schreibt, daß er sich jetzt „des dramatischen Organs bemächtigt habe und sein Handwerk verstehe." Das Stück zeigt einen außerordentlich klaren Aufbau der Handlung; Frau von Stael (in ihrem berühmten Buch „Deutschland," zweiter Teil, Kap. 18) hat es bekanntlich „das rührendste und planmäßigste unter allen deutschen Trauerspielen" genannt. Die dramatische Grundlage bilden die beiden Thatsachen, daß die Schillersche Maria an dem Morde Darnleys bestimmt schuldig ist, aber ebenso bestimmt unschuldig an „Babingtons und Parrys Hochverrat." Sie ist die bewußte Mörderin ihres Gatten, den sie mit ausgesuchter Tücke „schmeichelnd in das Todesnetz gelockt hat." Das quälende Bewußtsein dieser That ist einer der ersten Züge, die uns an ihr entgegentreten; sie fühlt, daß „des Gatten racheforderndes Gespenst" durch „keines Messedieners Glocke, kein Hochwürdiges in Priesters Hand" zur Ruhe geschickt werden kann. Aber daneben wird aufs schärfste betont, daß das Verbrechen, um dessentwillen sie in England den Tod erleiden soll, ihr mit vollem Unrecht zugeschrieben wird. Das Gerichtsverfahren gegen sie ist ein Possenspiel, an das niemand ernstlich glaubt. Mit vollem Recht sagt Mortimer, daß Marias „gutes Recht an England ihr ganzes Unrecht" sei. Denn in der That ist Maria (nach dem Drama) die allein berechtigte Erbin der Krone Englands, und ihr Wort „Regierte Recht, so läget Ihr vor mir im Staube jetzt, denn ich bin Euer König," trifft Elisabeth mit der Wucht der Wahrheit ins Herz. Die Königin vernichtet ihre Gegnerin aus politischen Gründen, und Maria, obwohl sittlich des Todes schuldig, unterliegt doch lediglich der rohen Gewalt, dem zweifellosen, schlecht bemäntelten Unrecht.



Friederike Bethmann. (Nach Wychgram.)

Das Ziel des Dramas ist nun, daß dieses Mißverhältnis von Schuld und Strafe sich im Gemüte der Heldin ausgleiche. Denn im Anfang tritt der Zwiespalt stark hervor: sie weiß sich der alten Blutthat schuldig, aber trotzdem bäumt sich ihr stolzes Herz gegen das Unrecht, das ihr geschieht, auf. Sie ist noch dem Irdischen zugewendet, bewegt von heftiger Leidenschaft, von schmeichelnder Liebe und grimmigem Haß: sie hängt noch am Leben und würde gern noch einmal nach königlicher Macht und seligem Liebesglück

greifen, wenn die Kerkermauern sie nicht hinderten. Wie ganz anders dagegen steht sie zum Schlusse da! Jetzt hat sie sich selbst überwunden und sich zu der vollen Erkenntnis durchgerungen, daß ihr Platz nicht mehr unter den Lebenden sein kann. Dadurch ist der Zwang des ihr auferlegten Todes in Freiheit verwandelt, denn sie empfindet ihn nicht mehr als Schrecken, sondern als eine gnädige Fügung, weil sie nur so von ihrem innerlichen Schuldbewußtsein frei werden kann. Das spricht sie am schönsten und klarsten in den Zeilen aus, die gleichsam den Schlußstein der dramatischen Entwickelung bilden:

„Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen."

Nun ist kein Zwiespalt mehr vorhanden: ihre Schuld und ihr Tod, die ursprünglich in gar keinem Verhältnis zu stehen schienen, sind jetzt als ursächlich verknüpft von ihr und von uns erkannt. Denn wirklich ist dieser Tod das letzte Glied einer Kette von verhängnisvollen Schicksalen, deren Anfang jene Blutschuld ihrer Jugend bildet. So ist der Kreis der tragischen Wirkung geschlossen.

2. Die Jungfrau von Orleans.

Gleich nach Vollendung der Maria wandte sich Schiller einem neuen dramatischen Stoff zu, wie er bereits am 16. Juni an Körner andeutet. Nach seinem Kalender hat er die Arbeit an der „Jungfrau von Orleans" am 1. Juli 1800 begonnen und am 16. April 1801 abgeschlossen. Die Dichtung ging anfangs nicht schnell vom Flecke, im August entlieh er noch eine größere Anzahl von Büchern („eine ganze Litteratur," wie er an Goethe schreibt) aus der Weimarer Bibliothek, um sich den Stoff näher zu bringen und sich in die Zeiten der Troubadours und Minnensänger zu versetzen. Im September ging er wieder ernstlich ans Werk, und am 28. November versprach er dem Buchhändler Unger in Berlin, dem er das neue Stück für seinen „Kalender auf 1802" zugesagt hatte, „die Tragödie solle allerspätestens in der Mitte des März 1801 in seinen Händen sein." Den Gegenstand, den bisher nur Goethe und Körner kannten, verschwieg er noch: „Ich habe das Mißvergnügen gehabt," fügt er hinzu, „daß vom Wallenstein und der Maria Stuart so viel im Publikum geschwatzt worden, als beide Stücke noch unter meiner Feder waren, daß mir die Arbeit dadurch beinahe verleidet worden wäre." Im Januar 1801 stockte die Arbeit wieder, woran eigenes Unwohlsein und eine schwere Erkrankung Goethes schuld war. Dennoch war er im April beim letzten Aufzug und schreibt an Goethe: „Von meinem letzten Akt auguriere ich viel Gutes, er erklärt den ersten, und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern deseriert ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher." Auf die Zuschickung des Ganzen erwiderte Goethe in seinem Lapidarstil: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß."

Daß der Dichter jetzt auf der vollen Höhe seines Schaffens stand, zeigt auch unser Stück aufs neue. Die Handlung ist höchst übersichtlich und geschlossen, sie schreitet rasch und ohne Unterbrechung fort. Ihr äußeres Ziel, die Befreiung des Vaterlandes, steht schon im Prolog klar vor unseren Augen, wird durch alle Akte verfolgt und ist am Schluß erreicht. In diesen Rahmen hat der Dichter das Schicksal der Heldin hinein=

gezeichnet, deren vaterländische Begeisterung die äußere Handlung lenkt, während ihr innerer Seelenzustand, ihre Zuversicht, Selbstentzweiung und Läuterung das eigentliche Interesse des Stückes ausmacht. Dabei ist Johannas Charakter in solchem Grade alleinherrschend, daß alle andern als Nebenpersonen erscheinen und das Verständnis des Dramas wesentlich von der Auffassung der Hauptrolle abhängt.

Die Gestalt der Jungfrau war nach der Ueberlieferung so von Wundern umgeben, daß Schiller diese Seite im Leben seiner Heldin nicht umgehen konnte. Es blieb ihm nur die Wahl, ob er alles, was damit zusammenhängt, nur in das Bewußtsein Johannas und den Glauben ihrer Anhänger verlegen oder uns eine übernatürliche Welt real vorführen wollte. Die Entscheidung konnte für den Dramatiker nicht zweifelhaft sein. Wären die Erscheinungen, die sie schaut, bloß Visionen ihrer Phantasie, die Wunder, die sie thut, bloß geglaubt, nicht wirklich geschehen, so war der Eindruck eines krankhaften, überspannten Gemüts kaum zu vermeiden; die Ungläubigen (Talbot, du Chatel) hätten dann im Grunde recht.

So treten wir also in eine Welt der Wunder ein. Aber der Dichter hat es in wahrhaft genialer Weise verstanden, diesem Wunder den Charakter des Willkürlichen zu nehmen. Johanna ist von der göttlichen Begeisterung so ergriffen, so „des Gottes voll," daß uns eine Erhöhung ihrer menschlichen Natur glaubhaft dünkt: „Der Völker und der Könige Geschick liegt sonnenhell vor ihrem Kinderblick." Ja, sie ist gleich unwiderstehlich, mag das, was sie thut, den Kreis natürlicher Wirkung überschreiten oder nicht; denn nicht das äußerlich Wunderartige bezwingt ihr die Gemüter, sondern der Zauber ihrer hohen und lichten Persönlichkeit, die die Beglaubigung der göttlichen Sendung in sich trägt. Als sie, im vierten Akte, diese Geschlossenheit ihres Wesens eingebüßt hat und sich innerlich entzweit fühlt, ist auch die Kraft von ihr gewichen: „Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen." Sobald sie aber in heißem innerem Ringen ihr Herz zurückgewonnen hat, so daß ihre ganze Seele wieder, wie eine Flamme, nach oben schlägt, sinken auch die Schranken der irdischen Welt vor ihr nieder, und „die Ketten fallen ab und die Turmwand spaltet sich." Es kommt dazu, daß die ganze Darstellung der Zeit das volle Gepräge des Romantischen trägt und uns fortwährend an das „Reich der Geister" mahnt, die „wartend unter dünner Decke liegen." So wird man auf diese Wunderwelt das Wort Lessings anwenden können, der von Shakespeare mit Bezug auf Hamlets Geist sagt: „Mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen, im Theater müssen wir glauben, was er will."

Das wichtigste aber ist, daß innerhalb dieser Wunder der Charakter der Heldin durchaus natürlich entwickelt ist; nur die äußeren Vorgänge, nirgends ihr Fühlen und Denken treten aus dem menschlich Verständlichen heraus, wieder in Uebereinstimmung mit Lessing, der Wunder auf der Bühne „nur in der physikalischen Welt" für zulässig erklärt, während in der „moralischen alles seinen ordentlichen Lauf behalten müsse." So ist Johannas kriegerische Begeisterung nicht etwa erst durch ihre unmittelbare göttliche Berufung zu erklären, sondern umgekehrt, sie wird erwählt, weil sie so begeistert ist. So ist vor allem das Gebot, an dem die tragische Wendung hängt: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren," ganz und gar auf natürlicher psychologischer Grundlage erwachsen. Die beiden Seiten des „furchtbar bindenden Vertrags," Berufung zur Befreiung des Vaterlandes und Entsagung der irdischen Liebe, gehören wirklich innerlich und untrennbar

zusammen. Nur ein in sich einiges Wollen kann das Große, das Göttliche vollbringen. Sie kann unmöglich die Kriegerin des höchsten Gottes sein, also Kraft und Geist vom Wirbel bis zur Zehe, und zugleich liebendes Weib, also schwach und hingebend; das ist ein innerer unausgleichbarer Widerspruch, das ist nicht willkürlich erfunden, das ist nicht bloß für unser Stück wahr, das ist für alle Zeiten wahr. Es ist aus der Natur des menschlichen Gemütes geschöpft und wird überall so scharf hervorgehoben, weil hierauf die Entwickelung der ganzen Tragödie beruht.

Denn Schiller erkannte, daß eine Heldin, die gänzlich und für immer außerhalb der weiblichen Natur stünde, unverständlich wäre und keine Teilnahme erwecken könnte. Ein Zurücktreten in die weibliche Natur aber schließt hiernach notwendig eine Verletzung ihrer göttlichen Sendung in sich, und so war damit der Konflikt in ihrer Seele gegeben, den das Drama vorführt. Darum durfte sie trotz alles kriegerischen Feuers nirgends als eine unweibliche Männin erscheinen, mit deren Charakter das Erwachen einer Liebesempfindung unvereinbar wäre, sondern als ein zartes, echt weibliches Gemüt, tief bescheiden selbst auf der Höhe ihres Glanzes und von unwiderstehlicher Herzensgüte. Diesem Zauber weiblicher Anmut, der von ihr ausgeht, kann sich kaum einer ihrer Umgebung entziehen, und sogar Montgomery empfindet ihn noch in seiner Todesangst.

So zeigt uns der Dichter, daß „der Himmel dieses Herz fühlend schuf," und bereitet uns dadurch auf die Lionelscene vor; auch hat er alles gethan, um uns das blitzartige Zünden in Johannas Seele begreiflich zu machen. Denn die Liebe mußte plötzlich über sie kommen, mit einer Gewalt, gegen die es im Augenblick keinen Widerstand giebt; eine allmählich aufkeimende Neigung würde Johannas Charakter notwendig herabgedrückt haben. Darauf ist die ganze Scene berechnet, als Lionel auftritt. Die wenigen Zeilen seiner Anrede und der rasche Schritt seines Handelns tragen in ungemeiner Weise den Charakter edelster männlicher Entschlossenheit und einer lebendigen starken Persönlichkeit; und was muß sich alles, als er sich überwunden sieht, in seinem Antlitz spiegeln: erschütternder Schmerz und männliche Gefaßtheit, Verlust von Leben und Kriegsehre und doch ruhiger Blick auf den Tod. So geschieht es, daß, als sie den Streich führen will, sie ihre Hand gehemmt fühlt: der Funke der Liebe ist in ihre Seele übergesprungen. Vergeblich versucht sie, ihn auszustoßen, sie kann es nicht. So hat sie sich mit dem furchtbaren Bewußtsein belastet, ihr Gelübde gebrochen zu haben, und zwar in der härtesten Form, durch Liebe zu dem Feinde ihres Volkes. „Mir wäre besser, ich wär' nie geboren," das ist die Stimmung, die sich ihres zerrissenen Herzens bemächtigt.

Meisterhaft zeichnet der Dichter, wie sie sich innerlich verzehrt, wie sie bei dem großen Freudenfeste in Reims inmitten „all des Herrlichen, das sie vollendet," sich fortstehlen muß, „die schwere Schuld des Busens zu verhehlen." Denn noch hat sie nicht überwunden, noch wirkt das süße Gift verführerisch fort, ihre Gedanken schweifen zu der Heldengestalt des Geliebten, und die weichen Klänge der festlichen Musik „zaubern ihr sein Bild hervor." Aber sie empfindet dies alles als eine unsagbar schwere Sünde und ist in der Seelenverfassung, daß sie jedes Unglück, das sie jetzt träfe, Schmach und Tod, als eine von Gott auferlegte Sühne empfinden würde. So ist es begreiflich, daß sie auf die Anklage des Vaters verstummt und die Verstoßung willig auf sich nimmt, in der festen Zuversicht: „Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott."

Wie sich die innerlich Entzweite wiederfindet, zeigt der fünfte Akt. Drei Tage

und Nächte schweift sie durch Sturm und Wetter, nur von der treuen Seele Raimond begleitet. Ergreifend hat der Dichter hier ihren Seelenzustand mit dem Leben der äußeren Natur verknüpft. Wem wäre es nicht schon begegnet, daß er, von Schmerz und Sorge bedrängt, oder zerrissen von bitterer, selbstquälerischer Reue, in der Erhabenheit oder Lieblichkeit der Natur Trost gefunden hätte? Wenn wir hinaustreten unter den funkelnden Nachthimmel, an die tosende See oder in den Wald mit seinem geheimnisvollen Rauschen, so fühlen wir, wie aus der Berührung mit der großen Mutter Natur, gleichsam aus ihrem ewigen Odem eine neue Kraft in uns überströmt und alles Menschliche uns kleiner erscheint. So geht es Johanna. Der Sturm, unter dessen Donner die Erde erbebte, läßt Ruhe in ihr Herz einziehen, sie fühlt, daß das Irdische mit seiner Lust und Qual wie eine Hülse von ihr abfällt. „Jetzt bin ich geheilt," sagt sie in ihrem Gespräch mit Raimond, das zu dem Erhabensten, sittlich Größten gehört, was je aus eines Dichters Feder geflossen ist,

„und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund.
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede, komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt."

Damit ist auch das felsenfeste Vertrauen zu Gott wieder in ihr Herz eingezogen. Der unerschütterliche Idealismus, der in Schillers Dichten wie in seinem Leben so überwältigend hervortritt, feiert hier einen weihevollen Triumph im Gewande des innigsten, kindlichsten Gottvertrauens: „Es war kein Irrtum, eine Schickung war's." Sie weiß, daß ohne Gottes Willen „kein Haar vom Haupt des Menschen fällt," und weist Zagheit und Ungeduld mit tiefer innerer Ruhe von sich. Auch ihr Erschrecken vor dem Zusammentreffen mit Lionel ist nicht Furcht vor einem Rückfall, sondern die Angst der Scham vor dem Manne, der, der einzige Sterbliche, um ihre Schwachheit weiß. Aber auch dies überwindet sie, nicht einen Augenblick weicht die Festigkeit des Herzens von ihr, und indem noch einmal der volle Glanz des Wunders sie umleuchtet, sinkt sie im sühnenden und verklärenden Tode dahin.

Dieser Schluß bildet bekanntlich die Hauptabweichung Schillers von der Geschichte. Die Jungfrau geriet in Wirklichkeit in die Gefangenschaft der Engländer, wurde vor einem geistlichen Gericht als Hexe angeklagt und starb zu Rouen auf dem Scheiterhaufen, am 30. Mai 1431. Man hat den Dichter vielfach deshalb getadelt und behauptet, der düstere geschichtliche Verlauf sei ergreifender als die dichterische Verklärung. Gewiß, wer die Geschichte ihrer langen und qualvollen Gefangenschaft, ihren Heldenmut und ihre Geduld gegen ihre schändlichen Peiniger liest, wird aufs tiefste davon erschüttert sein; aber Schiller konnte dies trotzdem für sein Gedicht nicht brauchen. Hätte er selbst das Lähmende, das in den späteren Mißerfolgen der Heldin lag, poetisch überwinden können, so war die Frage doch schon entschieden, sobald er das Eingreifen der göttlichen Macht als real darstellte; damit war der Scheiterhaufen schwerlich zu vereinigen. Und wenn ihm feststand, daß der Konflikt des Dramas in dem Widerspruch der weiblichen Natur gegen die Strenge der göttlichen Forderung bestehen sollte, so konnte sie keinem irdischen Gericht mehr unterworfen werden, sondern mußte im ernsten inneren Ringen mit der eigenen Schwäche sich wiederfinden. Die geschichtliche Johanna hat äußerlich viel schwerer gelitten, sie ist

der höchsten Bewunderung wert und ohne Zweifel bejammernswürdiger als die Schillersche; aber das tiefere psychologische Interesse ruht doch bei der dichterischen Gestalt."

Das Stück fand von Anfang an ungewöhnlich großen Beifall. Körner schrieb am 9. Mai 1801: „Wenn mich die erste Wirkung nicht täuscht, so hast Du Dich hier selbst übertroffen," und Cotta am 19. Dezember: „Ihre Jungfrau von Orleans hat uns bis zum Entzücken ergötzt. Meine Frau hält Sie für einen Halbgott, Sie wüßten einem Dinge aus dem Herzen und der Seele zu reißen, Sachen in Worten zu sagen, die man nicht ausdrückbar glaubt" u. s. w. Auf dem Theater wirkt es besonders mächtig durch den unaufhaltsamen Schritt der dramatischen Handlung. Man vergegenwärtige sich z. B. nur die Aktschlüsse: jeder einzelne ist ein Meisterstück und entläßt den Zuschauer mit der vollen, vorwärtsdrängenden Erwartung höchster dramatischer Spannung. Dazu kommt noch der kriegerische Schwung und die vaterländische Begeisterung, die das Ganze von der ersten bis zur letzten Scene sturmartig durchwehen:

„Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf!"
„Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen,
Nie, nie wird das geschehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere sein!"

Solche Töne waren auf unserer Bühne und überhaupt in unserer Litteratur noch nicht gehört worden, und der Dichter hat sie wie mit Prophetenmunde gesprochen; denn in ihnen hat wenige Jahre später das deutsche Volk den begeisternden Ausdruck seines eigenen Gefühls gefunden, als es, geknechtet und geschändet, wie damals Frankreich, sich mit der Entschlossenheit der höchsten Not gegen den Unterdrücker aufrichtete, in der heiligen Ueberzeugung: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Die Aufführung fand nicht so rasch statt, wie beim Wallenstein und der Maria Stuart. Der Herzog hatte von Anfang an wegen der Erinnerung an Voltaires „Pucelle" gegen die Wahl des Stoffes Bedenken gehabt; er fürchtete die Klippe der Lächerlichkeit, „besonders bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wüßten." Als er Schillers Stück gelesen, mußte er freilich gestehen, daß es eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht habe, behielt aber doch ein Widerstreben gegen die Aufführung auf der Weimarer Bühne (vornehmlich, weil er die Schauspielerin Karoline Jagemann, deren Verhältnis zu ihm bekannt war, nicht in der Rolle der Jungfrau sehen wollte). Schiller gab hierin ohne Empfindlichkeit nach, schickte aber sein Drama ungesäumt an die Theater zu Berlin, Leipzig und Hamburg, wo es überall mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. In Weimar kam es dann erst nachträglich, im April 1803 zur Aufführung.

Der Dichter selbst sah sein Stück zum erstenmale in Leipzig, und dieser Abend gestaltete sich zu einer unvergleichlichen Kundgebung echtester Volksbegeisterung für ihn. Er hatte im Sommer 1801 den lange gehegten Plan ausgeführt, Körner in Dresden einmal wiederzusehen, und verlebte mit seiner Familie einige sehr heitere Wochen auf dem wohlbekannten Weinberge in Loschwitz, erquickt von der schönen Natur, froh bewegt von Freundschaft und Liebe, umweht von den alten Erinnerungen. Als er nun im September die Heimreise antrat, begleiteten ihn Körners bis Leipzig, und hier war es, wo er am 18. September einer Vorstellung der Jungfrau beiwohnte (die hier eine Woche

vorher, am 11. September, zum allererstenmale über die Bühne gegangen war). Seine Anwesenheit im Theater war bekannt geworden, und als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: „Es lebe Friedrich Schiller!“ Trompeten und Pauken fielen mit lautem Tusch ein und begleiteten den immer wiederholten Zuruf. Als die Vorstellung zu Ende war, stürzte und drängte alles dem Ausgange zu, um den Dichter in der Nähe sehen zu können. Als seine hohe Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander und ließ in tiefer Stille und entblößten Hauptes den Gefeierten hindurchgehen. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „Der ist es! Das ist er!“ — „Das ist freilich eine Ehre, die nur einem Prinzen gemacht wird,“ rief die gute Mutter Schiller beglückten Herzens aus, als sie von diesem Vorgang hörte.

3. Die Braut von Messina.

Länger als sonst dauerte es, ehe sich Schiller wieder für einen bestimmten dramatischen Plan entschied. Außer den Maltesern, die wieder lebhaft in seine Phantasie traten, dachte er auch an ein Schauspiel „Warbeck,“ dessen Held ein Betrüger war, der zur Zeit Heinrichs VII. von England sich für den ermordeten Prinzen Richard von York ausgab, und dessen Plan ihn zuerst im August 1799, als er mitten in der Maria Stuart stand, gefesselt hatte. Denn er liebte es, während der angestrengten Arbeit an einem bestimmten, schon fest gestalteten Stoff seine Phantasie gleichsam zur Erholung durch das freie Spiel mit einem andern, noch ganz beweglichen abzuspannen und zu beleben. „Wenn ich in der Mitte eines Stückes bin,“ schreibt er an Goethe am 20. August 1799, „so muß ich in gewissen Stunden an ein neues denken können.“ Er konnte aber jetzt zu keinem schnellen Entschlusse kommen, auch zogen ihn andere Arbeiten, z. B. Turandot, ab, und erst im Sommer 1802 entschied er sich, aber für einen andern Stoff, den er ebenfalls schon länger in sich erwogen hatte. Es war die Braut von Messina, seit Kabale und Liebe die erste (und einzige) frei erfundene Handlung.

Am 9. September 1802 meldet er an Körner: „Ich arbeite jetzt mit ziemlichem Ernst an einer Tragödie, deren Sujet Du aus meiner Erzählung kennst. Es sind die feindlichen Brüder, oder wie ich es taufen werde, die Braut von Messina.“ Er fügt hinzu, er habe sich nach langem Hin- und Herschwanken endlich hierfür entschieden, weil ihn einerseits der Stachel der neuen Form gereizt habe, und er andererseits mit dem Plane, der sehr einfach sei, hier schon am weitesten gewesen sei, so daß er hoffen könne, nach so langer Pause nun bald wieder etwas fertig vor sich zu sehen; bis Ende des Jahres müsse er bestimmt damit zu stande kommen. Wirklich ging die Arbeit nun ohne Stocken vorwärts, und am Silvesterabend 1802 las er das fast vollendete Stück seiner Frau und Schwägerin vor, auf die es einen mächtigen Eindruck machte. Lotte schreibt an Fritz von Stein (31. März 1803), es habe sie dabei ein „eigenes Staunen über die Kraft seines Geistes ergriffen.“ Den letzten Federstrich that er am 1. Februar 1803, und wenige Tage darauf las er es, da der Herzog von Meiningen es zu hören wünschte, vor einem größeren Kreise vor, oder, wie er sich selbst launig ausdrückt, „vor einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern,“ und zwar, wie er hinzusetzt, mit großer und übereinstimmender Wirkung. Die erste Aufführung in Weimar fand alsdann am 19. März statt.

Die Braut von Messina teilt das Schicksal der Helena: sie ist, wie kein anderes Werk unseres Dichters „bewundert viel und viel gescholten." Und auch darin dürfte sie der dämonischen Tochter des Zeus zu vergleichen sein, daß ihr eine gewisse eigentümliche, bestrickende Schönheit selbst von ihren Feinden nicht leicht abgesprochen wird.

Schiller hatte ausdrücklich die Absicht, eine Tragödie streng im Stile der Griechen



Schiller in antiker Tracht.
Originalaufnahme des Gemäldes in der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

zu schreiben. In dem vorher erwähnten Briefe an Körner heißt es, das Stück „lasse sich wirklich zu einer Aeschyleischen Tragödie an," und an Humboldt schreibt er am 17. Februar 1803: „Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form wird Ihnen Vergnügen machen. Sie werden daraus urteilen, ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller neueren Dichter genannt und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn

ich Ihnen das Geständnis abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen können."

Die beiden wichtigsten Bestandteile, die er aus der antiken Tragödie entnahm, sind die Idee des Schicksals und der Chor. Von ihnen ist die erstere allerdings weit entfernt, überhaupt zum Wesen der griechischen Tragödie zu gehören oder gar ihre Grundlage zu sein. Vielmehr findet sie sich, wirklich ausgebildet, einzig und allein im Oedipus des Sophokles, und es ist ein ebenso sonderbarer wie weitverbreiteter Irrtum, daß sie auch die übrigen Stücke der Alten beherrsche. Weder Agamemnon noch Klytämnestra, weder Antigone noch Aias oder Philoktet handeln unter dem Banne eines ihnen auferlegten unvermeidlichen Schicksals, sondern sie geraten durch Leidenschaft und Ueberhebung oder durch die Unbeugsamkeit ihres Charakters in ihr tragisches Geschick, nicht anders in dieser Hinsicht als die Helden der modernen Bühne.

Schiller nahm aber die antike Vorstellung nicht ohne eine tiefgehende Aenderung auf. Das Schicksal des Oedipus ist vorherbestimmt und unabwendbar. Wird mit diesen beiden Merkmalen Ernst gemacht, so ist eine sittliche Schuld, eine Verantwortung ausgeschlossen. Dies hat Sophokles klar eingesehen und deshalb die Darstellung seiner Tragödie so eingerichtet, daß dem Helden keine Schuld an seinen furchtbaren Thaten zur Last fällt. Er hat den Schicksalsspruch erfüllt, ohne es zu ahnen; erst Jahre nachher wird der Zusammenhang enthüllt, und was an sich ein verhältnismäßig harmloser Vorgang war, wird nun plötzlich zur Greuelthat.

Dagegen Schiller gab seinem Helden eine sittliche Schuld. Indem Don Cesar den Bruder niederstößt und so den Schicksalsspruch erfüllt, ist er nicht, wie Oedipus, unwissend und gleichsam unbeteiligt, sondern er weiß, daß er den Bruder tötet, er will ihn, von Leidenschaft hingerissen, töten und ladet die ganze Verantwortung einer bewußten Handlung auf sich. So geht seine That und sein Schicksal aus seinem Charakter hervor, es ist ein Zusammenhang hergestellt, der in dem griechischen Vorbilde fehlte.

Es ist kein Zweifel, daß unser Dichter hierdurch zunächst sein Drama dem Gemüt seiner Leser ansprechender gemacht hat. Denn die Vorstellung eines ohne Schuld vernichtenden Schicksals hat etwas Abstoßendes, während bei Schiller der uns sehr einleuchtende Satz gelehrt wird, daß der Uebel größtes die Schuld sei. Aber diese sittliche Wahrheit hat nun, genau betrachtet, mit Vorherbestimmung und Unabwendbarkeit nichts mehr zu thun, so daß nicht recht ersichtlich ist, wozu die ganze Schicksalsidee eigentlich dienen soll. Beim Oedipus wurde dadurch die völlige Hinfälligkeit der menschlichen Größe in erschütternder Weise vergegenwärtigt. Aber daß jemand, der in blinder Wut den Bruder niedersticht, dadurch ein Verbrechen auf sich ladet, das endlich nur durch die freie That der Selbstopferung gesühnt werden kann, diese Wahrheit kann durch den Umstand, daß das Schicksal seine Sünde und seine Sühne vorausgewußt hat, um nichts überzeugender werden. Ja, da Schiller trotzdem die beiden Merkmale des Schicksals, Vorherbestimmung und Unabwendbarkeit, bestehen läßt und recht ausdrücklich betont, so tritt hier ein unlösbarer Widerspruch zu Tage, der das Urteil des Lesers notwendig verwirrt: Ist Cesars That frei, d. h. aus seinem Charakter hervorsprossend, wie kann sie gleichzeitig Gegenstand eines vorlängst ausgesprochenen unentrinnbaren Orakels sein? Muß er so handeln, so kann ihn keine Verantwortung treffen, und doch empfinden wir ganz klar, daß er, wenn er wollte, anders handeln könnte, und also verantwortlich ist.

Daher ist der Eindruck ganz rein erst von da an, wo alles Schicksalswesen abgestreift ist und wir bloß auf dem Grunde der schuldbeladenen Seele des Helden zu erhebender Sühne geführt werden. Jetzt erwächst aus dem Charakter selbst mit Notwendigkeit der tötliche Ausgang und erschüttert uns mit der tiefsten Tragik, aber mit einer Tragik, an der die Schicksalsidee keinen Anteil mehr hat.

Sophokles fand den Glauben an Schicksalsbestimmung und Schicksalsverkündigung im Boden seines Volksbewußtseins vor. Aber mit sicherem Blicke sah er, daß solche Weissagung den „wahren Begriff der Schuld töte;" er trennte daher mit antiker Folgerichtigkeit das Unvereinbare. Schiller führte das Schicksal aus einer fremden Welt willkürlich ein; da er sich aber von unsrer modernen Art der Verknüpfung von Schuld und Sühne nicht loslösen konnte noch wollte, so verblieb ihm ein Zwiespalt, den ganz zu überbrücken selbst seiner genialen Kraft nicht gelang.

Was den zweiten antiken Bestandteil unseres Stückes betrifft, den Chor, so führte Schiller in einer besonderen Abhandlung, die er dem Drama voranstellte, seine Gründe für diese Neuerung aus. Er erblickt in dem Chor vornehmlich ein Mittel, um „den gemeinen Begriff der Natürlichkeit in der Kunst" zu bekämpfen; denn der Dichter werde dadurch gezwungen, mit der ganzen Fabel seines Stückes eine solche Veränderung vorzunehmen, daß sie „in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird," bei denen das Auftreten des Chors natürlich war, wie in der alten Tragödie. Dies ist zwar ganz richtig, aber es ist zu bedenken, daß der heutige Dichter, wenn er dies Mittel öfter anwenden wollte, seiner künstlerischen Darstellung sehr große und bedeutungsvolle Gebiete verschließen und auf eine Fülle unersetzlicher Wirkungen verzichten würde, die aus dem Gedankenkreis einer fortgeschrittenen Zeit, aus der tieferen und vielseitigeren Bildung der neuen Welt emporwachsen; und es ist andrerseits keine Frage, daß er die angestrebte Idealität seines Dichtwerkes auch ohne den Chor erreichen kann. Beides wird am bündigsten durch Schiller selbst bewiesen, der sich nirgends zum zweitenmal diese Beschränkung auferlegte, sondern im Tell wie im Demetrius wieder großartige geschichtliche Verhältnisse vorführte, die ihm freilich die Möglichkeit des Chors versagten, ihn aber an wahrhaft künstlerischer Gestaltung der Handlung so wenig hinderten wie im Wallenstein und den übrigen früheren Stücken.

Dagegen verdient die Art und Weise, wie der Dichter den Chor behandelt hat, die entschiedenste Bewunderung. Er hat erreicht, was er in seiner Abhandlung ausspricht: „Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen," und er thut dies alles mit einer „kühnen lyrischen Freiheit, welche auf dem hohen Gipfel der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht" u. s. w. Zugleich aber hat Schiller den Chor mit dem sicheren Griffe des Dramatikers zur wirklich teilnehmenden, handelnden Person gemacht und ist gerade in dieser Hinsicht mehrfach über seine Vorbilder, Aeschylos und Sophokles, schöpferisch hinausgegangen. Dabei ist der sprachliche Ausdruck von einer Pracht und Fülle, wie wir sie kaum irgendwo wiederfinden, so daß der hohe poetische Wert dieser Gesänge, ihre Ideenfülle, Kraft, Frische und Kühnheit, sowie der hinreißende Zauber ihres Wohllauts wohl nie verkannt worden ist.

Trotzdem kann auf die Frage, ob die Einführung des Chors, und ebenso die der

Schicksalsidee, als eine glückliche Neuerung anzusehen sei, nur mit einem unverhohlenen Nein geantwortet werden. Beides hat Nachahmung weder verdient noch gefunden (wenn man von den fratzenhaften Schicksalstragödien der Müllner, Werner, Houwald absieht). Auch ist nicht zu leugnen, daß die innere Unwahrheit, die der Schicksalsidee innewohnt, sich mehrfach in der Motivierung und Führung der Handlung durch eine gewisse Gezwungenheit bemerklich macht, indem sich Unwahrscheinlichkeiten mancher Art einstellen, wie sie sonst bei unserm Dichter sich nirgends finden. Aber wenngleich diese durch den künstlichen Unterbau bedingten Schwierigkeiten nicht völlig überwunden sind, so ist doch



Szene aus der „Braut von Messina".
Originalaufnahme des Oelgemäldes in der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

die Gewalt der dramatischen Wirkung und die Pracht der Darstellung unwiderstehlich. Und enthält das Werk manches Fremdartige und Ungewohnte, so bleibt doch anderseits das allgemein Menschliche, das es bietet, so überwältigend groß, daß man immer aufs neue davon hingerissen wird. Die schönsten und reinsten Scenen sind unabhängig von der fremden Form. Wir sehen edle und hohe Menschengestalten im Kampf mit schwerem Unheil und schwerer Schuld, wir sehen, daß ungezähmte Leidenschaft den Menschen ins Verderben führt und daß Frieden für ihn nur in freiwilliger demütiger Unterwerfung zu finden ist. Es trieb unsern Dichter, sich auch in der fremden Form zu versuchen, und er ergriff sie mit dem ihm eigenen energischen Schwunge. Aber er blieb dabei doch immer so sehr er selbst, derselbe, den Humboldt den modernsten aller Dichter genannt hatte, daß seine Tragödie trotzdem weder eine Aeschyleische noch eine Sophokleische, sondern

durch und durch eine Schillersche geworden ist. Ohne Zweifel ist sie daher ein großes und bewunderungswürdiges Kunstwerk, aber sie ist es nicht durch die Schicksalsidee, sondern trotz derselben.

Diese dramatisch hinreißende Kraft bewährte das Stück auch bei der Aufführung. Schiller selbst war so davon ergriffen, daß er während der Scene, wo Don Manuels verhüllter Leichnam vor die angstbebende Mutter getragen wird, zu Goethe gewendet, gesagt haben soll: „Das ist doch nun wirklich eine Tragödie." An Körner schreibt er von der ersten Aufführung: „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponierte es dem jüngeren Teile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauspielhaus ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm." Ueber die Berliner Aufführung vom 14. Juni 1803 schreibt Iffland an Schiller: „Gegenfüßler? Etliche. Totaleffekt? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten sich wie ein Wetter über das Land."

4. Wilhelm Tell.

Von ganz andrer Art war der nächste Stoff, den Schiller vornahm, der letzte, den er vollenden sollte: Wilhelm Tell. Die allgemein bekannte Sage war Schiller zuerst durch Goethe näher getreten, der bei seiner Schweizer Reise 1797 lebhaft an eine epische Darstellung des Stoffes dachte und noch im Juli 1798 mit der „näheren Motivierung der ersten Gesänge des Tell" beschäftigt war. Dann aber hatte weder er noch Schiller jemals wieder an den Gegenstand gedacht, als sich im Anfang 1801, man weiß nicht woher, im Publikum das Gerücht verbreitete, Schiller arbeite an einem Drama Tell, dergestalt, daß sogar von den Theatern in Berlin und Hamburg Anfragen kamen, wie es damit stehe. Daraufhin nahm er sich (es mag etwa im Anfang des Jahres 1802 gewesen sein) Tschudis schweizerische Chronik vor: „Und nun ging mir ein Licht auf" (berichtet er am 9. September 1802 an Körner); „denn dieser Schriftsteller hat einen so treuherzigen herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen im stande ist." So schreibt er denn an Goethe am 10. März 1802: „Ein mächtiger Interesse (als der Warbeck, an den er gedacht hatte) hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist." Zwar trat der Gegenstand zunächst noch vor der Braut von Messina und einigen kleineren Arbeiten zurück, aber im Sommer 1803 nahm er ihn ernstlich vor, und am 25. August lesen wir in seinem Kalender: „Diesen Abend an den Tell gegangen." Am 12. September berichtet er an Körner: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopf habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Im November heißt es an Iffland: „Im Tell leb' und web' ich jetzt; ich bin zufrieden mit dem, was gemacht ist, und habe die beste Hoffnung zu dem, was noch zu machen. Ein rechtes Stück für das ganze Publikum verspreche ich Ihnen. Aber, mein teurer, lieber Freund, über das Wann kann ich Ihnen, und wenn es den Kopf gälte, nichts bestimmtes sagen." Die Arbeit ging aber diesmal rascher von statten, als er selbst erwartet hatte, und schon am 18. Februar war das Stück fertig. Goethe erwiderte auf die Zusendung mit gewohnter Kürze: „Das Werk ist fürtrefflich geraten." Schon im Januar hatte er nach Lesung des „großen ersten Aktes" zurückgeschrieben: „Das ist denn freilich kein erster Akt, sondern ein ganzes Stück, und zwar

ein fürtreffliches," und Iffland, der auf sein unablässiges Drängen ebenfalls schon vor der Vollendung stückweise Zusendungen erhielt, brach in überströmende Begeisterung aus: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen; und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald mehr! Blätter, Zettel, was Sie geben können. Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen."

Am 17. März fand die erste Aufführung statt und zwar mit ganz ungewöhnlichem Beifall, worüber der Dichter am 12. April kurz an Körner berichtet: „Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effekt als meine andern Stücke, und die Vorstellung hat mir große Freude gemacht." Er fügt hinzu: „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde," ein ergreifend wehmütiges Wort, wenn man erwägt, daß dies sein letztes vollendetes Werk war. Ernestine Voß, die Gattin Johann Heinrichs, die der ersten Vorstellung in Weimar beiwohnte, berichtet: „Dieser Abend wird mir stets unvergeßlich sein. Ich saß in Schillers Loge neben ihm, und ich sah in seinem unbeschreiblich heitern Gesicht, wie jedes Gelungene in der Aufführung, und jeder Beifall, der dem Dichter galt, auf ihn wirkte; besonders die Scene mit dem Apfel, welche von Vater und Kind so gegeben ward, daß jeder Zuschauer von der Angst ergriffen wurde, als ob er Wirklichkeit vor sich sähe." In Berlin wurde das Stück am 4. Juli zuerst gegeben und fand so großen Erfolg, daß es in acht Tagen dreimal wiederholt werden mußte. Die erste Ausgabe erschien Oktober 1804 „zum Neujahrsgeschenk auf 1805." Sie war 7000 Exemplare stark, und doch wurde noch in demselben Jahre eine zweite Ausgabe von 3000 Exemplaren nötig.



Iffland als „Wilhelm Tell".

Diesen lauten und begeisterten Beifall der Zeitgenossen hat das Jahrhundert, das seitdem vergangen ist, bestätigt. Freilich ist die Handlung unseres Dramas nicht so einheitlich geschlossen wie in sämtlichen übrigen Stücken Schillers. Der Grund liegt vornehmlich darin, daß Tell ganz für sich steht, abseits von seinen Volksgenossen, so daß

zwei Handlungen vorhanden sind. Dies geht bereits auf die Ueberlieferung des alten Tschudi zurück. Bei ihm gehört Tell zwar dem Rütlibunde an, aber dies wird nur ganz beiläufig erwähnt und hat gar keine Bedeutung. Als er gefangen ist, bleiben die Verschworenen ruhig bei ihrem Entschluß, das Christfest abzuwarten, ja trotz Geßlers Tode geschieht die Erstürmung der Burgen erst sechs Wochen später, und man erhält kein klares Bild, wie während dieser Pause der Zustand des Landes zu denken ist. Daher hatte schon Goethe in seinem beabsichtigten Epos die Trennung Tells von den übrigen Landleuten vollzogen, und Schiller stellte ihn ebenfalls mit richtigem Blicke ganz auf sich: „Der Starke ist am mächtigsten allein."

Andrerseits aber konnte er Tells That nicht so ausschließlich in den Vordergrund rücken, daß darüber die Landleute ganz zurückgetreten wären. Denn nur indem er der Bewegung die breite und große Grundlage einer allgemeinen Volkserhebung gab, konnte die Freiheitsstimmung, die das ganze Stück durchzieht und seinen Glanz und seine hinreißende Kraft ausmacht, die notwendige Höhe und Weihe erhalten. Wir müssen einmal die Männer der drei Waldstätte in ihrer einmütigen Empörung gesehen haben, müssen mit Ueberzeugungskraft die „ewigen Rechte" haben preisen hören, die „droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst." Demnach ist die Rütliscene für das Ganze unentbehrlich, und den Gedanken, „gleich eine Landesgemeinde zu konstituieren," pries Goethe, sein Lieblingswort gebrauchend, mit Recht als „fürtrefflich."

Aber umsomehr mußte nachher der Zwiespalt hervortreten, daß alles das, was dort so feierlich beschlossen wurde, doch im Grunde ohne unmittelbare Wirkung bleibt. Dies hätte der Dichter nur dadurch ausgleichen können, daß nach Tells Gefangennahme die Landleute sich zusammengethan und die beschlossene Wartezeit im Sturme der Entrüstung umgestoßen hätten. Etwas dem Aehnliches geschieht ja auch wirklich im vierten Akt an Attinghausens Totenbett, aber das Motiv ist (leider!) nicht die Empörung über die Gewaltthat gegen Tell, sondern der Dichter läßt hier eine dritte Handlungsreihe eingreifen, die durch Rudenz vertreten ist: seine Besorgnis um Bertha ist es, die jetzt Stauffacher und Melchthal zum Handeln bewegt, während sie noch eben kleinlaut erwidert hatten: „Das Christfest abzuwarten schwuren wir." Es ist nicht zu leugnen, daß der dramatische Zusammenhang an dieser Stelle diejenige Kraft und Straffheit vermissen läßt, die den Dichter sonst auszeichnet.

Aber diese Bedenken werden durch andere überwiegende Vorzüge reichlich aufgewogen, die den Tell von jeher zu einem Lieblingsstück des deutschen Volkes gemacht haben. Gustav Freytag urteilt mit Recht: „Was man auch gegen den dramatischen Bau des Tell sagen muß, in den einzelnen Scenen ruht ein Zauber, der zur Bewunderung hinreißt." Man denke nur etwa an den ersten Aufzug, der mit wahrhaft staunenswerter Kraft die ganze Lage des Landes, „der Vögte Geiz und Wüterei" zur Anschauung bringt. Schon die erste Scene, Baumgartens Rettung, scheint kaum einer Steigerung fähig; und doch wie vertieft sich noch die Entrüstung gegen die frechen Gewalthaber in dem herrlichen Gespräch Stauffachers mit seiner Frau! Alsdann glauben wir durch den Bau der Zwingburg und die Aufrichtung des Hutes den Hohn des Tyrannen den Gipfel erreichen zu sehen, bis uns die vierte Scene, in abermaliger unerwarteter Steigerung, nun erst auf die höchste Höhe der Empfindung reißt, um uns endlich die entschlossene Aufrichtung männlicher Herzen zu zeigen, mit einem spannenden Ausblick in schweren, aber hoffnungs-

reichen Kampf. Es ist nicht zuviel behauptet: wenn dieser erste Akt (derselbe, der Ifflands Begeisterung so stürmisch beflügelte) durch irgend einen Zufall als Bruchstück eines sonst unbekannten Dramas auftauchte, er würde zu dem Vollendetsten gehören, was je ein dramatischer



Wilhelm Tell. (Chodowiecki an Lavater.)

Dichter geschrieben hat. Aber es würde allerdings wohl kaum jemand vermuten, daß von Tell im ganzen folgenden Akt kaum mit einer Silbe die Rede ist, daß Baumgartens That und Rettung ohne jede dramatische Wirkung bleibt, daß die Stauffacherin völlig verschwindet, daß das entscheidende Motiv zum Losschlagen der Landleute in der romantischen Liebe eines jungen Edelmanns liegen werde, die im übrigen dem Zuschauer ziemlich gleichgültig ist.

Dabei stehen die weiteren Scenen an sich betrachtet nicht etwa hinter dem ersten Akte zurück, sondern verdienen zum großen Teil ein gleich oder ähnlich hohes Lob. So die Rütliscene und vor allem die ganze Handlungsreihe vom Apfelschuß bis zur hohlen Gasse. Es dürfte wenige Auftritte in der dramatischen Litteratur geben, die auf der Bühne immer von neuem ihres mächtigen, spannenden, atemversetzenden Eindrucks so sicher sind, wie alle diese Scenen. Sie lassen auf Schritt und Tritt den dramatischen Meister erkennen, der das Große wie das Kleine an „gleich gewalt'gem Zügel" zu führen weiß.

Was die Darstellung betrifft, so ist der geniale Blick und die schöpferische Kraft, mit der Schiller, der die Alpen nie gesehen, die Schweizer Natur, Sitte und Sprache erfaßt und veranschaulicht hat, von jeher aufs höchste bewundert worden. Sehr treffend und schön sagt Gottfried Keller, selbst ein großer Dichter und dazu ein geborener Schweizer, also gewiß ein Zeuge ersten Ranges und, wie jeder Leser des Grünen Heinrich weiß, ein genauer und liebevoller Kenner des Tell: „Schiller hatte die Schweiz nie leiblich gesehen, aber um so gewisser wird sein Geist über die sonnigen Halden wandeln und mit dem Sturm durch die Felsschluchten fahren, auch nachdem der Mythenstein endlich lange verwittert und zerbröckelt sein wird." „Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Der Tell war nicht ein einzelnes Ergebnis günstiger Umstände. Wie er fortgefahren hätte zu schaffen, lese man in der zweiten Scene des zweiten Aufzugs im Demetrius, wo er den Anblick russischen Landes im Frühling beschreibt. Der hatte nicht nötig nach Rußland zu gehen, um dort ‚Studien' zu machen."

Seine Hauptquelle war bekanntlich „Aegidii Tschudii gewesenen Land-Ammans in Glarus Chronicon Helveticum." Aber auch eine große Anzahl anderer Bücher über Schweizer Land und Leute studierte er sorgfältig und machte sich genaue und ausführliche Auszüge, die sich zum Teil erhalten haben und uns einen Einblick in die Art seines Schaffens gewähren. Man sieht daraus zugleich, daß Goethe zuviel sagt, wenn er bei Eckermann I, 211 äußert: „Was in seinem Tell von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm alles erzählt." Anregung freilich haben ihm Goethes Schilderungen gewiß gegeben und ihm von vielen Dingen eine lebendigere Anschauung verschafft. Auf das Einzelne kann hier nicht eingegangen werden; dazu würden die Quellen selbst gehören. Auf sie, insbesondere auf Tschudis Erzählung,*) ist jeder zu verweisen, der sich den ganz eigenen Genuß verschaffen will, diese schlichte Erzählung zu lesen und dabei, Schillers Darstellung immer genau im Gedächtnis, überall Züge, Winke, Wendungen zu gewahren, die er benutzte, so daß man die Auffassung des Dichters, als er seine Quelle las, sich vergegenwärtigen und gewissermaßen in sich nacherschaffen kann.

Was aber am meisten alle Herzen für unser Stück einnahm und einnimmt, das ist neben den vielen erhabenen und freundlichen, rührenden und erschütternden Bildern vor allem die herrliche Gesinnung, die es durchzieht und durchleuchtet, der warme und hinreißende Ausdruck edler, schlichter Vaterlandsliebe. Was vorher bei Besprechung der Jungfrau von Orleans gesagt wurde, daß der Dichter wie mit Prophetenmunde auf die spätere mächtige Erhebung des deutschen Volksgeistes vorausgedeutet habe, das findet hier in noch erhöhtem Maße statt. Er hat durch sein Stück nicht bloß, wie er an Körner

*) Abgedruckt z. B. in meiner Schillerausgabe V, S. 514.

schrieb, die deutschen Bühnen erschüttert, sondern auch die deutschen Herzen; er hat durch den unwiderstehlichen Zauber dieser Dichtung Kraft und Schwung der Begeisterung für Freiheit und Vaterland in unzählige Gemüter gesenkt, und manches deutsche Herz hat in der Zeit der Schmach mit ihm ausgerufen: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!“ und hat es mannhaft empfunden: „Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben.“ Ist doch das Stichwort des Rütlischwures geradezu zum Wahrspruch der erwachenden, nach Erfüllung ringenden und endlich glänzend wiedergewonnenen deutschen Einheit geworden, ein lauter Mahnruf des Dichters an sein Volk für alle Zeiten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

---

7. Letzte Schicksale und Tod.

„Mitten aus der Bahn.“
Tell.

Mit den fünf gewaltigen Schöpfungen, vom Wallenstein bis zum Tell, hatte sich Schiller die Form des ernsten Dramas geschaffen, die seiner Natur entsprach und auf die seine ganze dichterische Entwickelung hindrängte. Zwar zeigen auch schon die Jugenddramen und ebenso das Uebergangsstück Don Karlos deutlich die Eigentümlichkeiten seiner dramatischen Kunst, und nichts ist unrichtiger als von einem vollständigen Bruch innerhalb seines poetischen Schaffens zu sprechen. Aber die hohe Reife des nunmehr vollendeten, fest in sich ruhenden Dichtergeistes, giebt den Stücken vom Wallenstein an jenes Gepräge der Meisterschaft, das sie uns als die eigentliche Blüte seiner Kunst erscheinen läßt.

Schillers Dichtungsweise ist so eigenartig, so ganz aus seiner Anlage geboren, daß man sie mit der keines andern dramatischen Meisters vergleichen kann und bei allem, was unser Dichter Shakespeare und Sophokles, Lessing und Goethe verdankt, doch das Schillersche Drama als eine Gattung für sich anerkennen muß. Der besondere Zug, den seine Beanlagung durch den starken Zusatz des Philosophischen und Rednerischen erhält, tritt auch hier bestimmend hervor. Es vereinigt sich in ihm ein mächtiges Talent realistischer Menschendarstellung von wahrhafter, unmittelbar dichterischer Gewalt mit dem unvertilgbaren Zuge zu jenen großen Ideen, die seine ganze Seele füllten und die er mit hinreißendem Schwunge zu verkündigen verstand. Gerade in der Verbindung dieser beiden Seiten, der realistischen und der idealistischen, liegt der tiefste und fesselndste Reiz seiner Werke. Gerade jene „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion“ (wie es Goethe in einem Brief vom Oktober 1795 ausdrückt) befähigte ihn vornehmlich zur sicheren Zusammenfassung und künstlerischen Gliederung einer großen dramatischen Handlung, und wir finden bei ihm, von den Räubern bis zum Demetrius, überall das, was er an diesem letzten Stoffe als einen besonderen dramatischen Vorzug hervorgehoben hat, daß „eine große Handlung sich nach einem bestimmten, faßlichen, erstaunenswürdigen Ziel rasch und mächtig hinbewegt.“

Schillers Darstellung ist glänzend und oft von hinreißender Pracht. Alle seine Stücke sind überreich an Stellen, die sich wie mit eherner Wucht unverlierbar dem Hörer

oder Leser einprägen, so daß selbst ein so feindseliger Beurteiler wie Otto Ludwig eingestand, daß solche Dinge unserm Dichter „nicht leicht ein anderer nachsprechen wird." Aber das eigentlich Wirkungsvolle liegt dabei niemals bloß in dem wundervollen Klang der Worte, sondern in der Größe und Gewalt des Inhalts. Mit Recht bemerkt G. Freytag, daß „die Fülle seiner Diktion nur deshalb so große Wirkungen hervorbringt, weil unter ihr ein Reichtum von dramatischem Leben wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt." Er steht in bewußtem Gegensatz einerseits zu der gespreizten Unnatur der früher die Bühne beherrschenden französischen Tragödie, andererseits zu der bloß natürlichen, ins Seichte fallenden Darstellung vieler seiner Zeitgenossen. Mit berechtigtem Stolze konnte er in seinem Gedicht „An Goethe" diese Höhe der Kunst als eine Errungenschaft des „deutschen Genius" bezeichnen, der sich „erkühnt" habe, „selbst in der Künste Heiligtum zu steigen." Treffend schildert er den Gegensatz zu der früheren Beschränktheit und Unnatur:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne."

Aber gleichwohl will er „der Natur nachlässig rohe Töne" aus dem Gebiet der Kunst verwiesen wissen:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Er wußte sehr genau, daß nur die Vereinigung des Realismus und des Idealismus die Kunst ausmacht, oder, wie er es in der Abhandlung „über den Gebrauch des Chors" ausdrückt, daß „der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muß, wenn es als Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll." Es ist derselbe künstlerische Grundsatz, den er z. B. schon in der Besprechung von Matthissons Gedichten so formuliert: „In einem Gedicht muß alles wahre Natur sein; denn die Einbildungskraft (auf deren Erregung es für die Wirkung der Kunst ankommt) gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt. In einem Gedicht darf aber nichts wirkliche Natur sein; denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit." In der That liegt hierin das höchste Geheimnis aller Kunst. Sie schafft der Natur nach: aus treuem und eindringendem Vertiefen in die Wirklichkeit geht dem genialen Künstler das Gesetz auf, nach dem „die große Mutter schafft." Er sieht den Erscheinungen der wirklichen Welt mit so durchdringendem Blicke auf den Grund, daß ihm auch das, was er etwa nicht sieht, offenbar ist. Nur so kann es geschehen, daß die Kunst wirklich schöpferisch wird: „Neues bildend aus dem Alten stellt sie sich dem Schöpfer gleich." Wir werden dabei an die oben angeführten Worte Gottfried Kellers über Schillers Gestaltungskraft denken. Dagegen alles was im strengen Sinne bloß individuell ist, d. h. was sich nur bei einem Einzelnen findet, ohne irgend eine allgemeine, typische Bedeutung für den Menschen zu haben, wird er als unbrauchbar absondern, wenn es auch noch so sehr „wirklich" ist. Wunderlichkeiten seelischer wie körperlicher Art, Auswüchse und Tollheiten gehören nicht

in die Kunst, wenn ihnen nicht irgend etwas allgemein Wahres innewohnt. So wenig wie der Maler eine Bildung der belebten oder unbelebten Natur brauchen kann, die ganz einzeln ohne Analogie mit den allgemeinen Gesetzen der Erscheinungswelt auftritt. Mag er dergleichen, wenn es ihn reizt, darstellen, mag er alle Kunst der Technik darauf verwenden, es wird immer bloß eine Studie bleiben, die als solche für ihn subjektiv von Wert sein kann, aber es wird sich niemals zum Kunstwerk erheben. — Dies war das Kunstbekenntnis unserer beiden Dichter. Davon sind die großen Gestalten in den Werken beider, mit ihrer Fülle individuellen Lebens und ihrer ewigen allgemein menschlichen Geltung glänzende und beredte Zeugen. Goethe war dazu auf dem Wege der Erfahrung, Schiller auf dem der Idee gelangt (wie oben gezeigt), aber das Ziel war beiden gleich, wenn auch der Unterschied des Ursprungs immerhin fühlbar bleibt.

Wie unerschöpflich Schillers dichterische Kraft noch war, zeigt sich aus der Schaffensfreudigkeit, mit der er unmittelbar nach Vollendung eines großen Werkes immer gleich nach einem neuen ausspäht und oftmals vor innerem Reichtum nicht weiß, zu welchem Stoff er sich wenden soll; daher die staunenswerte Fülle von Entwürfen und Plänen, die er hinterlassen hat. „Schiller hätte hundert Jahre leben können und wäre nie um Stoffe, nie um neue Methoden verlegen gewesen. Seine Skizzen sind wie die Schlachtpläne eines großen Strategen.“ Mit diesen Worten faßt Erich Schmidt den Eindruck zusammen, den Schillers dramatischer Nachlaß (vgl. den 10. Band meiner Schillerausgabe) auf den Leser macht. In der That setzt der Reichtum und die Mannigfaltigkeit seiner Pläne uns immer aufs neue ebensosehr in Erstaunen wie die Großartigkeit der Entwürfe und die Treffsicherheit des Dramatikers, nicht zum wenigsten aber der rastlose Eifer, der sich nimmer genug thun kann, und der Fleiß, den keine Mühe bleichet, mag es sich um das bienenmäßige Zusammentragen des Stoffes handeln oder um die sorgfältig berechnende Durchdenkung eines dramatischen oder psychologischen Problems, die nicht rastet, bis alle Möglichkeiten nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt sind.

Als Schiller im März 1804 in seinen Kalender schrieb: „Mich zum Demetrius entschlossen,“ ahnte er nicht, daß in wenig mehr als Jahresfrist der Tod ihm diese letzte große Arbeit unvollendet aus der Hand nehmen werde. Während der letzten Jahre hatte sich die Krankheit, deren bange Mahnung ihn eigentlich nie verließ, immer weiter entwickelt, wenn auch Monate kamen, in denen er sich freier fühlte und voll froher Hoffnung in die Zukunft blickte. Als er vor zehn Jahren mit Goethe bekannt wurde und dieser den neuen Freund um Mitteilungen von seiner eigenen Person bat, hatte er in einem seiner ersten Briefe (31. August 1794) auch von seinem körperlichen Zustande gesprochen. Er war sich schon damals klar bewußt gewesen, daß seine Krankheit sein Leben vorzeitig untergraben werde, so daß ihm „schwerlich Zeit bleiben werde, eine große und allgemeine Geistesrevolution in sich zu vollenden.“ „Aber,“ fügte er hinzu, „ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.“ Die unsterblichen Werke dieser zehn Jahre sind also das „Erhaltungswerte,“ das er mit der ganzen Energie seines starken Geistes gerettet hat. Es ist ein erschütternder Gegensatz, die aufs höchste gesteigerte dichterische Schöpferkraft, die sich siegreich in immer neuen, lebensvollen Gestalten der Welt offenbarte, und die immer tiefer zerrüttete Kraft seines Körpers. Das kann

niemand ergreifender aussprechen als Goethe, wenn er in seinem Nachruf von dem entschlafenen Freunde sagt:

„Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Nach Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er atemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser! leidend miterfahren."



Schillers Empfangszimmer. (Weimar.) Originalaufnahme.

Dennoch zeigen uns gerade seine letzten Jahre seit der Uebersiedlung nach Weimar vielfach freundliche Bilder behaglichen und innerlich frohen Daseins. Seine Häuslichkeit war nach wie vor die glücklichste und durch nichts getrübt. Aus der Heimat freilich kam im Jahre 1802 die Trauernachricht, daß die gute Mutter am 29. April gestorben sei. Sie hatte den vollen Ruhmesglanz ihres Sohnes gesehen, und sie dankte ihm noch in ihrem letzten Briefe für alles, was er an ihr gethan: „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich wird Dir Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so giebt es keinen Sohn in der Welt mehr!" Aber in seiner eigenen Familie gedieh alles zu seiner Freude, die Kinder wuchsen heran und ihre Zahl vermehrte sich noch durch die Geburt einer zweiten Tochter, Emilie (25. Juli 1804). Ebenso war ihm in dem engeren und weiteren Kreise seiner Freunde viel Erfreuendes beschieden und er empfand mit Vertrauen und frohem Selbstgefühl die höchste Anerkennung und Verehrung seiner Zeitgenossen.

by E. Scriven.

...el. Nach einem Stiche.

...ilte, tapfer genug, disputierte mit ihr in französischer ...er wurde, über Kantsche Philosophie und Aesthetik und ... Phänomen in ihrem Geschlecht" sei, daß ihr „an Geist und ...er" gleichkämen. „Das einzig Lästige," setzt er hinzu, „ist die ...it ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan ver... können." Frau von Stael ihrerseits hatte Blick genug, die

Sein Verhältnis zu Goethe wurde durch den fast täglichen Verkehr und ununterbrochenen Gedankenaustausch über Großes und Kleines immer fester und inniger. Auch heitere Geselligkeit in etwas weiterem Kreise ward gern gepflegt. Im Jahre 1801 hatte Goethe eine regelmäßige Abendgesellschaft, das sogenannte „Mittwochskränzchen" gestiftet, das alle vierzehn Tage in seiner Wohnung zusammenkam; unter den Gästen waren Schiller mit seiner Frau, Wolzogens, Meyer, Einsiedel u. a. Es ging dabei, wie Schiller erzählt, recht vergnügt zu; der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder waren auch geladen, aber man ließ sich nicht stören, es wurde „fleißig gesungen und pokuliert." Für Schiller, wie auch für Goethe, wurden diese Zusammenkünfte der Anlaß zu manchem lyrischen Liede, hierher gehören „Die Gunst des Augenblicks," „An die Freunde," die „Punschlieder" u. a. Als der Erbprinz von Weimar im Februar 1802 nach Paris reiste, wurde er hier noch begrüßt, wozu Schiller das schöne Lied „So bringet denn die letzte volle Schale," Goethe „Mich ergreift, ich weiß nicht wie" dichteten.

Es wäre zu verwundern, wenn der herrliche, neidlose Bund der beiden Großen nicht hier und da kleinen Geistern zum Verdruß gewesen wäre. Ein solcher war August von Kotzebue, der als russischer Kollegienrat in Weimar wohnte. Goethe hatte den zudringlichen Gesellen vornehm zurückweisend behandelt und ihm insbesondere, als er auch in das „Mittwochskränzchen" eindringen wollte, die Thür vor der Nase zugezogen. Um sich zu rächen, hatte sich Kotzebue den Plan ausgedacht, durch einseitige Verherrlichung Schillers den Bund zu sprengen: am 5. März 1802 sollte auf dem Stadthause eine Apotheose des Dichters stattfinden, das Lied von der Glocke sollte dramatisch aufgeführt und Schillers Büste von Frauenhänden mit Lorbeer gekrönt werden. Aber der Plan scheiterte: Heinrich Meyer gab Schillers Büste aus der Bibliothek nicht her, und der Bürgermeister verweigerte den Stadthausschlüssel. So war, wie Schiller scherzend an Goethe schreibt, der 5. März ihm besser vorübergegangen als für Cäsar der 15., und die beiden Freunde blieben vereinigt.

Dasselbe Jahr 1802 brachte unserm Dichter noch ein äußeres Zeichen des Wohlwollens seines Herzogs: Karl August hatte sich nach Wien an den kaiserlichen Hof gewandt mit der Bitte, die Erhebung Schillers in den Adelstand zu bewirken. Der Geheime Rat Voigt, Schillers bewährter Freund, fertigte die Begründung aus, worin er unter andern Verdiensten des Vorgeschlagenen anführte, daß „seine vortrefflichen Gedichte dem Geiste der deutschen Sprache und des deutschen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben." Am 7. September wurde das Diplom ausgestellt, wodurch Schiller „mit allen Leibeserben und derselben Leibeserben beiderlei Geschlechts in des heiligen römischen Reiches Adelstand gnädigst und mildest erhoben" wurde. Daß Schiller keinen Wert auf solche Dinge legte, bedarf keines Beweises. Aber es war ihm doch schätzbar, weil auch Lotte dadurch zum Hofe Zutritt erhielt. „Denn da mein Schwager," schreibt er an Körner, „den ersten Posten am Hof bekleidet, hatte es etwas Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt hatte. Dieses alles bringt der Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adliche von Geburt, dadurch in ihre Rechte restituiert wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben." Lotte selbst schrieb an Fritz von Stein, nachdem sie ihm den Vorgang mitgeteilt: „Es kann jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist es, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schillers Charakter."

Eine Störung andrer Art als jene Kotzebuesche wurde in der behaglichen Ruhe der beiden Dichter durch den Besuch der Frau von Stael im Dezember 1803 verursacht, der sich bis in den März 1804 hinzog, also gerade zu einer Zeit, wo Schiller eifrig mit den letzten Arbeiten zum Tell beschäftigt war. Dennoch hielt er sich der beweglichen Französin gegenüber, die im Gespräche alles erklären, einsehen, ausmessen, nichts Dunkles



Frau von Stael. Nach einem Stiche.

und Unzugängliches anerkennen wollte, tapfer genug, disputierte mit ihr in französischer Sprache, was ihm herzlich schwer wurde, über Kantsche Philosophie und Aesthetik und bekannte nachher, daß sie „ein Phänomen iu ihrem Geschlecht" sei, daß ihr „an Geist und Beredsamkeit wenige Männer" gleichkämen. „Das einzig Lästige," setzt er hinzu, „ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." Frau von Stael ihrerseits hatte Blick genug, die

Tiefe und Gewalt von Schillers Geist zu erkennen; sie giebt eine sehr merkwürdige Schilderung von der Art ihres Gespräches mit ihm: „Ich sah Schiller zum erstenmale im Salon des Herzogs und der Herzogin von Weimar, in Gegenwart einer ebenso aufgeklärten als imponierenden Gesellschaft; er las das Französische sehr gut, hatte es aber nie gesprochen. Ich behauptete eifrig die Ueberlegenheit des französischen dramatischen Systems über alle andern; er weigerte sich nicht, den Kampf mit mir aufzunehmen, und ohne sich über die Schwierigkeit und Langsamkeit zu beunruhigen, mit welcher er sich im Französischen ausdrückte, ohne die Meinung der Zuhörer zu fürchten, die der seinigen entgegengesetzt war, trieb ihn seine innere Ueberzeugung zu reden. Ich bediente mich zuerst, um ihn zu widerlegen, französischer Waffen, der Lebhaftigkeit und des Scherzes; aber bald entdeckte ich in dem, was Schiller sagte, soviel Ideen durch die Unbeholfenheit der Worte hindurch, ich staunte so über diese schlichte Größe des Charakters, die einen genialen Mann dazu trieb, sich in einen Kampf einzulassen, in dem die Worte seinen Gedanken fehlten, ich fand ihn so bescheiden und sorglos in dem, was nur seine eigenen Erfolge betraf, so stolz und beherzt in der Verteidigung dessen, was er für Wahrheit hielt, daß ich ihm von diesem Augenblicke an eine bewundernde Freundschaft weihte."

Ganz übereinstimmend hiermit ist das Bild, das Goethe bei Eckermann (II, 8) von Schiller giebt. Er erzählt da, daß ihm zu seinem Geburtstage (1828) eine „merkwürdige Sendung" als Geschenk zugeschickt worden sei, die ihm viel Freude gemacht habe: „Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Aeußerungen niederzuschreiben." Es war dies eine Verwandte Lottes, die sich einige Zeit in Schillers Hause aufhielt, ein Fräulein von Wurmb, später Gattin des Gymnasialdirektors Abeken, von dem Goethe eben die Zusendung erhielt. Er fügt die goldenen Worte hinzu: „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" Wenn er dann, sich selbst mit einschließend, fortfährt: „Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rücksichten gehemmt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen," — so bilden diese Worte die vollgiltigste Erklärung zu dem, was Goethe mit jenen zwei unvergleichlichen Zeilen meinte:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Aber daß man ja nicht glaube, Schiller sei von einer beständigen Feierlichkeit getragen gewesen! Das würde ein ganz falsches Bild des Mannes geben, von dem derselbe Goethe rühmt, „wie bequem gesellig den hohen Mann der gute Tag gezeigt." So erscheint er in den liebenswürdigen Schilderungen des jungen Heinrich Voß, der 1804 und 1805 fast ununterbrochen in Weimar lebte, als Lehrer am dortigen Gymnasium, und mit beiden Dichtern viel verkehrte, weil sie sein kindliches, redliches, begeisterungsfähiges Herz schätzten. Einmal, als Goethe, von dem er sich am liebsten gar nicht getrennt hätte, nur fünf Tage in Jena abwesend gewesen war, schreibt er (am 7. Juli 1804)

freudig erregt: „Goethe ist wieder da!“ und setzt naiv hinzu: „Kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft sah ich Schiller zu ihm gehen. Der hat's auch nicht länger abwarten können!“ In Schillers Hause war er gern gesehen, brachte den Kindern Kirschen mit zur großen Freude der „kleinen Karoline,“ wohnte der Taufe des jüngsten Töchterchens Emilie bei, die, wie er meint, seinem Vater zu Ehren den Beinamen „Luise“ erhalten habe u. dgl. „Es ist eine Freude,“ sagt er, „den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmutiges in seiner Miene, ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von seiner Herzensgüte könnte ich tausend Beweise geben.“

Besonders hübsch ist eine Schilderung seines Zusammenseins mit Schiller auf einem großen Maskenball, der unter Anwesenheit der herzoglichen Herrschaften am 16. November 1804 stattfand. „Schon acht Tage vorher,“ erzählt er einem Freunde, „hatte ich mich mit Schiller verabredet, daß wir uns dort treffen und recht lustig sein wollten.“ Als er nun hingekommen, sei Schiller zu seiner großen Freude schon dagewesen. „Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn wie Schiller die herrschaftliche Loge vorbeispazierte, ward er angehalten und hineingerufen. Nun schlich ich traurig im Saal umher, sah in die Loge hinein und sehnte mich und sehnte mich.“ Indes „die Fürstlichen“ gingen bald, und unversehens klopfte ihm in dem vollen Saale einer auf die Schulter. „Ich sah mich um, und Schiller war's. Kommen Sie, sagte er, ich habe Sie schon gesucht; bestellen Sie Champagner, und ich denke, wir suchen uns ein Plätzchen aus, wo's gemütlich ist.“ Sie setzten sich an einen Tisch, wo Riemer, der Schauspieler Becker und einige andere Bekannte saßen, und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bepflanzt. „Da haben wir zusammengesessen bis gegen drei Uhr, um unsern Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen teilnehmend. Ein solches Wohlwollen und inniges Freundschaftsgefühl, eine solche Treuherzigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Denke Dir, wir tranken unsre neun Flaschen richtig aus. Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene von Schiller beschreiben könnte, die ihm in herzlichen Augenblicken eigentümlich ist und den Abend gar nicht verließ. Ein eigenes Gemisch von Schalkhaftigkeit, Wohlwollen, und das mit unendlicher Anmut verbunden. Doch wer beschreibt so etwas? Um drei Uhr gingen wir nach Hause, und ich war Schillers oder, wenn Du willst, er mein Führer; denn als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nötig.“ Ein Jahr später schrieb Voß wehmütig an einen andern Freund: „Schon hatte ich fünf Laubthaler gespart zu einem kleinen Schmause der Art auf meinem Gartenhause, und Schiller wartete nur auf den ersten Frühlingstag, um unter uns jungen Leuten einen heitern, geselligen Abend zuzubringen. Aber sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag.“

In diesem Jahre 1804 schien noch einmal die Möglichkeit an Schiller heranzutreten, seinem äußeren Leben eine ganz neue Bahn zu geben. Iffland hatte ihn im April dringend eingeladen, nach Berlin zu kommen, um das dortige Theater aus eigener Anschauung kennen zu lernen und der Aufführung mehrerer seiner Stücke beizuwohnen. Schiller entschloß sich rasch und traf mit seiner Frau und seinen beiden Knaben am

1. Mai in Berlin ein, wo er im Hotel de Russie, damals Unter den Linden, wohnte. Man begegnete ihm hier überall mit der höchsten Auszeichnung und Verehrung, auf der Straße, in Gesellschaft und im Theater. Die Braut von Messina, die Jungfrau, der Wallenstein wurden gegeben und Schiller beim Eintritt in seine Loge mit begeisterten Zurufen begrüßt. Prinz Ludwig Ferdinand, der spätere unglückliche Held von Saalfeld, lud ihn zu Tische; er hatte eine Audienz bei der Königin Luise, die ihn schon vor einigen Jahren in Weimar nach einer Wallenstein-Aufführung kennen gelernt und ausgezeichnet hatte. Es schien, als denke man von seiten der Regierung daran, ihn dauernd für Berlin zu gewinnen. Schiller verhandelte darüber in Potsdam mit dem Geheimen Kabinettsrat von Beyme, der ihm eröffnete, daß der König diesen Wunsch habe, und ihn aufforderte, sich zu überlegen, unter welchen Bedingungen er darauf eingehen könne. Mit solchen Aussichten reiste er am 18. Mai wieder ab und langte am 21. in Weimar an.

Das bewegte und geistig angeregte Leben der Großstadt hatte ihm entschieden zugesagt. Aber der Bedenken waren viele. Zunächst äußere: das Leben in Berlin sei sehr kostspielig, schreibt er an Körner. „Ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Unter 600 Friedrichsdors (10 200 Mark) könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben." Natürlich schien es ihm selbst sehr zweifelhaft, ob man dort würde so hoch gehen wollen. Vor allem aber fühlte er, wie fest er innerlich an Weimar gebunden sei. Wodurch hätte ihm sein Verhältnis zu Goethe aufgewogen werden können? Nur die Rücksicht auf seine Familie ließ ihn dem Gedanken überhaupt näher treten. Er gab, wie er ausdrücklich sagt, in Weimar jährlich etwa 2000 Thaler aus; da sein Gehalt aber nur 400 betrug, so mußte er das Fehlende aus den Erträgen seiner Schriftstellerei dazulegen. Dadurch wurden seine Einnahmen fast ganz verschlungen, „und es wird wenig zurückgelegt." Er war aber entschlossen, wenn der Herzog ihm nur „einen etwas bedeutenden Ersatz biete," in Weimar zu bleiben, und wendete sich am 4. Juni mit einem offenen Briefe an Karl August. Er legte ihm die Verhältnisse dar und erklärte, daß er es für seine Pflicht halte, ihm diese Sache zuerst zu eröffnen, und daß er die Entscheidung mit Vertrauen in seine Hände lege. „Ich weiß, was ich der Gnade Eurer Durchlaucht schuldig bin, und ich glaube nicht zu den feilen Menschen zu gehören, die aus Leichtsinn oder Gewinnsucht die heiligsten Bande auflösen. Nicht bloß die Pflichten der Dankbarkeit, auch Neigung und Freundschaft fesseln mich an Weimar." Karl August erwiderte sofort: „Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, wertester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu laden wünschte, daß Sie so handeln und so die Lage der Sache beurteilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwidere ich Ihnen, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz, bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältnis dem größeren vorgezogen zu haben."

Daraufhin sprach Schiller die Bitte um 400 Thaler Zulage aus, die der Herzog umgehend bewilligte: „Empfangen Sie," schrieb er ihm, „wertester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können." Er fügte, wie Schiller an Körner berichtet, das Versprechen hinzu, „bei ehester Gelegen-

heit das Tausend voll zu machen.“ In Schillers Dankschreiben heißt es: „Welches Glück mir auch anderswo möchte angeboten werden, so würde es mir doch immer das schwerste Opfer gekostet haben, wenn es mich aus meinen hiesigen Verhältnissen gerissen hätte. Ihre Großmut, gnädigster Herr, fixiert nun auf immer meinen Lebensplan.“

Schiller glaubte zwar anfangs, es werde sich noch ein Abkommen treffen lassen, daß er trotzdem gewisse Zeiten des Jahres in Berlin zubringe, womit Karl August auch gern einverstanden war. Indes die Verhandlungen darüber blieben alsbald völlig liegen.



Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.
Originalaufnahme des Gemäldes in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Geht aus dieser Darstellung hervor, daß Goethes Angabe bei Eckermann, der Herzog habe Schillern, als er nach Weimar kam, „jährlich tausend Thaler bestimmt und sich erboten, ihm das Doppelte zu geben, wenn er durch Krankheit behindert wäre,“ auf überaus unrichtiger Erinnerung beruht, so ist doch andrerseits ersichtlich, daß Schiller in diesen letzten Jahren immerhin in auskömmlichen Verhältnissen gelebt hat. Die ehemals übliche Vorstellung, als habe er sein ganzes Leben hindurch am Hungertuch genagt, ist ja längst geschwunden. Wir haben gesehen, daß es nicht an Zeiten gefehlt hat, wo er mit der bittersten Not zu ringen hatte, aber dies war jetzt überwunden. Er hatte sich

1802 in Weimar für 4200 Thaler ein kleines eigenes Häuschen gekauft (das jetzige „Schillerhaus"), das er zuletzt ganz schuldenfrei besaß; er pflegte Geselligkeit, hielt sich einen wohlbestellten Weinkeller und brauchte sich in den Bedürfnissen eines standesgemäßen Lebens für sich und seine Familie nicht einzuschränken. Aber da er seinen frühen Tod bestimmt voraussah (wenn auch nicht ganz so früh als er wirklich eintrat, denn er hoffte, wenigstens das fünfzigste Lebensjahr zu erreichen), so quälte ihn unablässig die Sorge, daß er den Seinen nichts hinterlassen werde; denn zum Kapitalsammeln war's freilich noch nicht gekommen.

Bedenkt man, daß dies die Lage eines Dichters war, der schon von der Mitwelt als ein Stolz und Ruhm des deutschen Namens anerkannt wurde, so kann man sich allerdings eines bitteren Gefühls über die Kläglichkeit der damaligen Verhältnisse nicht erwehren. Die Buchhändler-Honorare waren nicht hoch, wenn auch Cotta redlich und wohlwollend that, was er konnte. Erst der große Erfolg seiner Schriften seit dem Wallenstein ermutigte Schiller im Oktober 1801 zu einer Abmachung, wonach Cotta ihm für ein neues Stück jedesmal 300 Dukaten (etwa 2850 Mark) zahlen sollte, wobei spätere Auflagen nach Verlauf von drei Jahren sowie die Sammlung seiner Theaterschriften noch wieder neu zu honorieren blieben. Im ganzen hat Cotta, nach Ausweis seiner Bücher, in den fünf Jahren 1800 bis 1804 an Honorar etwa 12400 Gulden (ungefähr 21800 Mark) gezahlt. Das ist für die damalige Zeit eine ganz erhebliche Summe, und man muß, um Cottas ehrenhaftem Charakter gerecht zu werden, auch die Lage des Buchhandels in Betracht ziehen; denn mehr als einmal entringt sich ihm ein Seufzer wie: „Was würde sich thun lassen, wenn der verzweifelte Nachdruck nicht wäre!" — Viel dürftiger stellten sich die Theatergelder, zumal wenn man sie mit den heutigen Zuständen vergleicht, wo zuweilen ein einziges Drama, manchmal von sehr zweifelhafter Kunsthöhe, den Verfasser zum reichen Manne macht. Iffland war ein anständiger Theaterdirektor und dabei Schillers warmer Verehrer; aber für die ganze Wallenstein-Trilogie forderte und erhielt der Dichter ein- für allemal 60 Friedrichsdors (1020 Mark), für die folgenden Stücke höchstens je 36 Dukaten (332 Mark) und erst für den Tell 80 Friedrichsdors (1360 Mark). Im ganzen hat ihm in denselben fünf Jahren die Berliner Theaterkasse etwa 3700 Mark gezahlt. Rechnet man die beiden Summen zusammen und noch etwa dazu, was andere Bühnen und Buchhändler ihm einbrachten, so mag seine Gesamteinnahme von seinen Geisteserzeugnissen in diesen Jahren immerhin über 30000 Mark gewesen sein. Wenn er aber davon die Lücken seines kärglichen Gehalts ausfüllen und noch die 4200 Thaler für sein Häuschen abzahlen wollte, so ist es wohl klar, daß er nicht viel zurücklegen konnte.

Im November 1804 wurde in Weimar die Ankunft des Erbprinzen Karl Friedrich und seiner jungen Gemahlin, der russischen Großfürstin Maria Paulowna, erwartet. Schillers Schwager, Wolzogen, war vom Großherzog beauftragt worden, die Verhandlungen über die Vermählung zu führen und hatte die wichtige Sendung glücklich zu Ende geführt. Die ganze Stadt war in freudiger Aufregung und bereitete sich zum festlichen Empfange vor. Lotte schrieb damals an Fritz von Stein: „Mein Schwager ist mit Ruhm zurückgekehrt, er hat seine Geschäfte glücklich beendigt und uns einen wahren Engel gebracht." Nur von seiten des Theaters war noch nichts in Aussicht genommen, Goethe hatte sich gewissermaßen von dem Ereignis überraschen lassen. Nun drängte die

Zeit. Schiller selbst schreibt am 20. November an Körner, wie es dann zugegangen sei: „Etliche Tage vor ihrem Anzuge wurde Goethe angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe — und die ganze Welt erwarte etwas von uns. In dieser Not setzte man mir zu, doch etwas Dramatisches zu erfinden; und da Goethe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so mußte ich endlich mit der meinigen aushelfen. Ich arbeitete also in vier Tagen ein kleines Vorspiel aus, welches frischweg eingelernt und am 12. November gegeben wurde. Es reüssierte über alle meine Hoffnung, und ich hätte vielleicht monatelang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publikum so zu Dank zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist." In der That machte das kleine Stück, „Die Huldigung der Künste," mit seinen tiefempfundenen und gedankenreichen Worten und seiner hinreißend schönen Sprache einen tiefen Eindruck. Heinrich Voß, der als Augenzeuge dabei war, berichtet, daß bei den Worten des Genius:

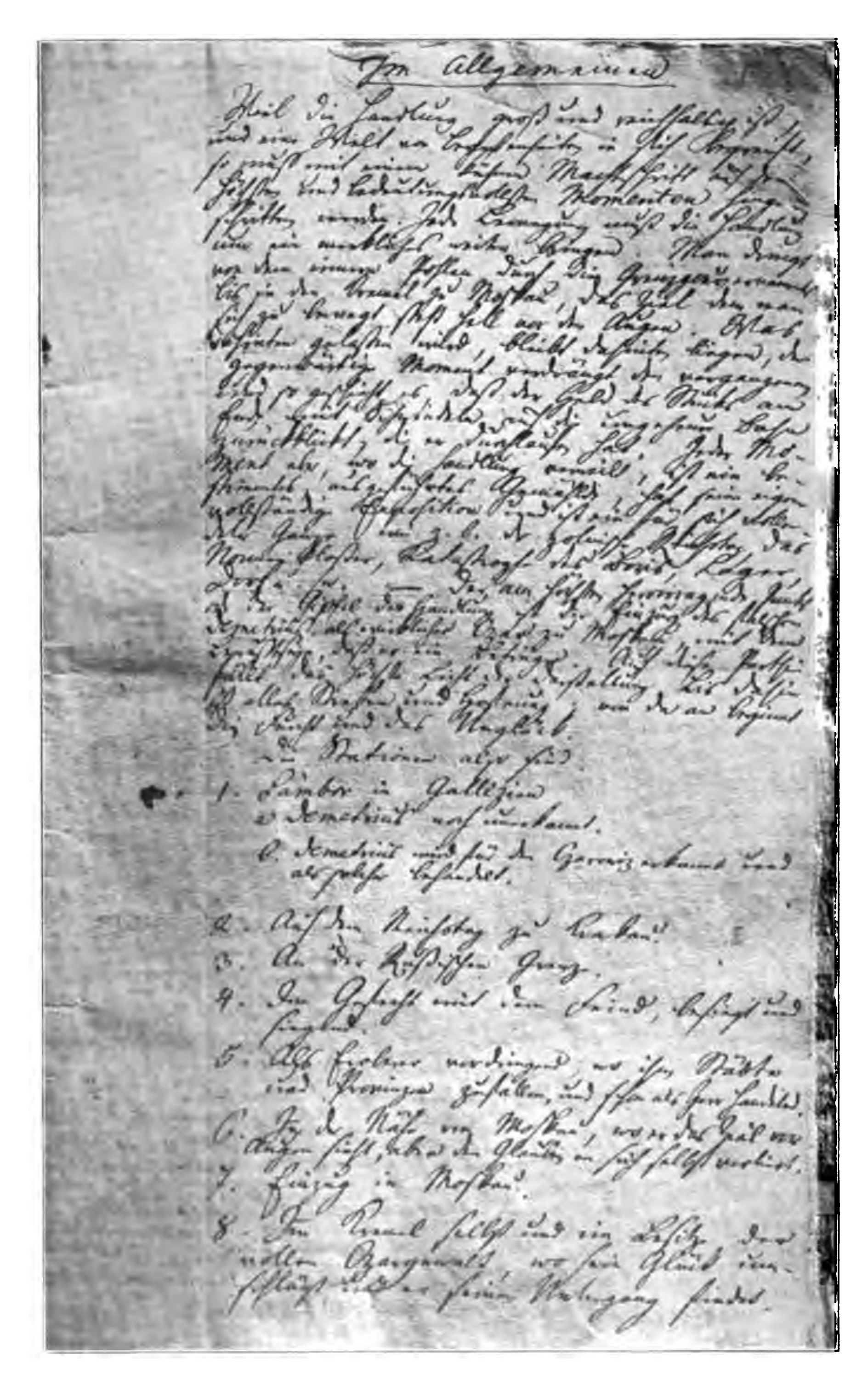
„Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande,"

sich die edelste Rührung aller Anwesenden bemächtigt habe, und fügt hinzu, nie sei wohl einem Dichter schöner geopfert worden als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. — Unter den Festlichkeiten der folgenden Tage war auch die Redoute, die Voß so launig geschildert hat.



Großfürstin Maria Paulowna.

Die Huldigung der Künste war Schillers letztes vollendetes Werk. Schon im Sommer 1804 hatte er einen neuen schweren Anfall seiner Krankheit zu bestehen gehabt, von dem er jetzt eben „kümmerlich genas," und nach den Festlichkeiten befiel ihn wieder ein hartnäckiger Katarrh, der sich gar nicht wollte überwinden lassen. Am meisten lag ihm jetzt das neue große Drama am Herzen, das ihn lebhaft beschäftigte, Demetrius. Wodurch er auf den Gegenstand gekommen, wissen wir nicht. Als er sich, noch während der Arbeiten am Tell, seiner Gewohnheit gemäß, mit einem andern Stoff abgab, war es zunächst der Warbeck gewesen, und noch am 8. Februar hatte er die Neugier der



Im Allgemeinen

Weil die Handlung groß und weitläufig ist und eine Welt von Begebenheiten in sich begreift, so muß mit einem kühnen Machtschritt von den größten und bedeutendsten Momenten fortgeschritten werden.

Die Stationen also sind:

1. Sambor in Gallizien
   a. Demetrius noch unerkannt.
   b. Demetrius wird für den Czarowitz erkannt und als solcher behandelt.
2. Auf dem Reichstag zu Krakau.
3. An der Russischen Grenze.
4. Im Gefecht mit dem Feind, besiegt und siegend.
5. Als Sieger vordringend, wo ihm Städte und Provinzen zufallen, und ihm als Herrn huldigen.
6. In der Nähe von Moskau, wo er das Ziel vor Augen sieht, aber den Glauben an sich selbst verliert.
7. Einzug in Moskau.
8. Im Kreml selbst und im Besitz der vollen Gewalt, wo sein Glück umschlägt und er seinen Untergang findet.

Plan des „Demetrius".
Aufnahme des Originals im Goethe- und Schillerarchiv in Weimar.

Plan des „Demetrius".

Aufnahme des Originals im Goethe- und Schillerarchiv in Weimar.

Frau von Stael auf die höchste Probe gespannt, indem er ihr den Gegenstand nicht näher bezeichnen wollte. Es scheint, als habe die bevorstehende Weimarische Verbindung mit dem russischen Hofe seinen Blick auf die russische Geschichte gelenkt, und als ihm hier die Gestalt des falschen Demetrius entgegentrat, da mußte freilich der Warbeck für immer weichen. Denn was ihn an dieser Gestalt stets unbefriedigt gelassen hatte, war, daß er der ganzen Anlage nach ein Betrüger sein mußte. Demetrius dagegen, dessen Geschichte im übrigen, besonders in ihren Anfängen, eine überraschende Aehnlichkeit mit jener ausgedachten dramatischen Fabel Warbecks zeigte, konnte, wie Schiller sofort sah, so dargestellt werden, daß er von Ursprung an vollständig im guten Glauben an sich selbst handelte. Dies wurde ihm zum springenden Punkt seines Planes. Demetrius, eine prachtvolle jugendliche Gestalt von königlicher Größe und unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, dringt, in dem vollen Bewußtsein, daß er der berechtigte Erbe des russischen Thrones sei, unaufhaltsam in das Reich seiner Väter ein, alles fällt ihm zu, er steht bereits dicht an der Hauptstadt Moskau und eilt eben in freudiger, gehobener Stimmung zu der Zusammenkunft mit seiner Mutter Marfa, deren Anerkennung das letzte Siegel auf die Wahrheit seiner Sendung drücken soll. In diesem Augenblicke, auf der Höhe seines Glückes, trifft ihn der Schlag, der sein ganzes bisheriges Leben vernichtet und ihn auf die tragische Bahn des Verbrechens und Todes zwingt: er erfährt, daß er nicht der ist, für den er sich hält, daß er ein willenloses Werkzeug in der Hand eines Betrügers gewesen ist. Die Wirkung ist furchtbar. Zwar stößt er den schamlosen Verbrecher, den einzigen Mitwisser des Truges, in der ersten Leidenschaft nieder, so daß es keinen Sterblichen mehr giebt, der ihn überführen kann. Aber er fühlt, daß sein Schicksal für immer entschieden ist. Alles Hohe und Begeisternde ist wie mit einem Strich aus seinem Leben weggelöscht; mit dem Gefühl, ein Lügner zu sein, tritt er der Marfa gegenüber, die nun auch nichts für ihn empfindet. Und an dieser inneren Unwahrheit geht er zu Grunde.

Höchst mannigfaltig und großartig war das Getriebe der Handlung für das ganze Stück angelegt, teils nur angedeutet und unfertig, teils schon im einzelnen durchdacht. In annähernder Vollständigkeit ausgeführt sind nur die ersten anderthalb Akte, beredte, bewunderungswürdige Zeugen der ungeschwächten schöpferischen Kraft des Dichters. Die Reichstagsscene, mit der das Ganze sich eröffnet, giebt einen glänzenden Beweis seiner unvergleichlichen Kunst in der Beherrschung großer Massen und in der lebendigen Vergegenwärtigung eines so fremden Stoffes. Hier ist alles Leben: der herrliche Jüngling Demetrius, daneben der unselbständige, hinterhaltige König, die schöne, von Ehrgeiz brennende Marina, ihr schwacher Vater, die polnischen Großen und endlich das Lumpenpack des niedrigen Adels, das mit derben Strichen und treffendem Humor hingeworfen ist. Und wie versetzt uns dann der zweite Akt in eine ganz andere Welt oder Weltabgeschiedenheit, wo die Gestalt der Marfa wie „ein Bild des Grabes“ mächtig emporragt. Alles das zeigt uns den Dichter auf der herrlichsten Höhe seiner Kraft und erneuert immer wieder die Wehmut über seinen frühen Tod. Wenn Marfa ausruft:

„O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!“

so denkt man unwillkürlich an Schiller selbst, der von Krankheit und Schmerz gebunden war, während sein kühner Geist ihn auf den Flügeln der Phantasie in die unendliche Ferne hinaustrug.

Denn jetzt ging es unaufhaltsam dem Ende zu. Der Organismus, der so lange dem riesenstarken Willen hatte gehorchen müssen, versagte und unterlag. Das Jahr 1805 trat er mit sehr geschwächten Kräften an (wobei er freilich noch, wie erwähnt, Racines Phädra gleichsam im Fluge übersetzte), und am 22. Februar schreibt er auf einen kurzen Brief Goethes, der ebenfalls krank gewesen war: „Es ist mir erfreulich, wieder ein paar Zeilen von Ihrer Hand zu sehen, und es belebt meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen." Der gute Voß hielt redlich bei ihm aus mit Tagesbesuchen und mit Nachtwachen. „Diese Nächte," sagt das treue Herz, „gehören zu den schönsten meines Lebens. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Nie war sein Mut gebeugt, nicht einmal war er launisch und unwillig." Und als es dann wieder besser ging, „wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte er mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm schmarotzen; die sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte." Auch Karoline berichtet von dieser letzten Zeit: „Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urteilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm." Im Anfang März war er wirklich wieder soweit, daß er einen Ausgang wagen konnte. Sein erster Schritt war zu Goethe, der noch immer ans Zimmer gefesselt war. „Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen," berichtet Voß. „Sie fielen sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kuß, ehe eines von ihnen ein Wort hervorbrachte."

Der März ging hin, und die Hoffnung kam immer wieder. „Ich habe mich endlich mit ganzem Ernst an meine Arbeit (Demetrius) angeklammert. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge." Hier hat Goethes Wort aus dem Tasso seine Stelle:

„Verbiete du, dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen."

Am 25. April schrieb Schiller in dem letzten Briefe, den er an seinen treuen Körner richtete: „Ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leibliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält."

Es war anders über ihn verhängt. Am 1. Mai ging er noch ins Theater; eben wollte er sich aufmachen, als Goethe, der nach erneuter Krankheit seinen ersten Ausgang wagte, zu ihm ins Zimmer trat. Er konnte den Freund weder begleiten, noch mochte

er ihn zurückhalten, und so schieden sie an Schillers Hausthür, ohne zu ahnen, daß es ein Abschied für ewig war. Zu seiner Schwägerin Karoline, die mit ihm ging, äußerte Schiller, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit Jahren immer Schmerzen gehabt, fühle er nun gar nichts mehr. Er dachte wohl nicht an seines Attinghausens Wort, das uns dabei einfällt: „Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch." Es wurde ein Schröderſches Lustspiel, „Die unglückliche Ehe," gegeben, das Schiller mit Heiterkeit anhörte. Daran ist gedacht, wenn es in Goethes Nachruf heißt, das Schauspiel habe „mit guter Kunst, mit ausgesuchtem Spiele" ihm den Sinn erquickt

„Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen."



Schillers Sterbezimmer. (Weimar.) Originalaufnahme.

Aber als Voß ihn am Abend, wie gewöhnlich, aus seiner Loge abholte, fand er ihn in heftigem Fieber, „daß ihm die Zähne klapperten." Zu Hause bereitete ihm Lotte einen Punsch, der ihm sonst wohlgethan; aber das Fieber wollte nicht weichen. Die nächsten Tage war er sehr matt. Sein gewöhnlicher, ihm herzlich vertrauter Arzt Dr. Stark, war grade von Weimar abwesend, doch wurde er von seinem Stellvertreter ganz in gleicher Weise behandelt. Am 6. Mai fing er wieder stark an zu fiebern und abgebrochen zu sprechen. Lotte und Karoline sowie sein treuer Diener Rudolph waren fortwährend um ihn. Am 8. abends verlangte er, die Sonne zu sehen, und schaute, als man den Vorhang öffnete, mit heiterm Blicke hinaus. Als die Frauen an sein Bett traten und fragten, wie es ihm gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer." Am 9. trat Besinnungslosigkeit ein, einmal erkannte er noch seine Frau und küßte sie.

Nachmittag gegen sechs Uhr erlag seine hohe Natur. Nach einem heftigen Anfall schien er ruhig zu schlafen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer, und Lotte sagte, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In dem Augenblick rief der Diener. Das Ende war da. Vergeblich suchte Lotte, seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, sein Haupt sank zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Seine Züge waren die eines sanft Schlafenden. Es war Donnerstag den 9. Mai 1805.

Den Monolog der Marfa im zweiten Akt des Demetrius fand man auf Schillers Schreibtisch. Es waren seine letzten Zeilen. Man merkt es dem Fluge der Gedanken und dem Schwunge der Worte nicht an, daß ein von der Hand des Todes schon Berührter sie geschrieben hat.



Schillers Totenmaske von Jagemann.
Originalaufnahme aus der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

Es war in Weimar Sitte, die Begräbnisse in der Stille der Nacht ohne jedes Gepränge zu begehen; dabei ging das Recht, den Toten gegen Lohn zu Grabe zu tragen unter den Handwerkszünften nach der Reihe herum. Schillers Begräbnis sollte in derselben Weise in der Nacht vom 11. zum 12. Mai stattfinden; das Schneidergewerk war gerade an der Reihe. Niemand war, der sich um diese Aeußerlichkeiten kümmerte: Lotte war vom Schmerz überwältigt und hatte nur den Konsistorialrat Günther gebeten, für alles zu sorgen; Goethe war krank, Wolzogen nicht in Weimar, der Hof abwesend. Da war es ein junger Verehrer Schillers, der spätere Bürgermeister von Weimar, Schwabe, der das Ungebührliche solcher Bestattung empfand und es noch in letzter Stunde (nicht ohne einigen Widerstand) durchsetzte, daß wenigstens nicht Schneidergesellen für Geld den großen Toten zur Gruft trugen, sondern daß zwanzig junge Männer höheren Standes, Gelehrte, Künstler, Beamte, diese Ehrenpflicht auf sich nahmen, er selbst an der Spitze. Aber die nächtliche Stunde konnte nicht geändert werden. In tiefer, lautloser Stille ging so der kleine Zug durch die Straßen. Es war eine schöne Mainacht. „Nie," sagt Karoline, „habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört als in ihr." Noch auf dem Kirchhofe schloß sich sein Schwager Wolzogen dem

nächtlichen Zuge an; er war auf die Trauernachricht von Naumburg zu Pferde herbeigeeilt.

Am folgenden Tage nachmittags fand dann eine Totenfeier in der Jakobikirche statt. Sie eröffnete und schloß sich mit Gesängen aus Mozarts Requiem, und der Generalsuperintendent Voigt (Herders Nachfolger) sprach die Trauerrede. Der Leichnam wurde in dem sogenannten Landschaftskassengewölbe beigesetzt. Zwanzig Jahre später öffnete man dasselbe und fand die große Anzahl von Särgen, unter denen der Schillers gestanden hatte, bereits stark zerfallen und vermodert; doch gelang es, seine Gebeine zu sammeln. Der Schädel wurde auf Wunsch des Großherzogs in dem Fußgestell von Schillers Büste auf der Bibliothek aufbewahrt, dann aber, mit den übrigen Gebeinen



Die Fürstengruft in Weimar.

vereinigt, an würdiger Stätte in der Fürstengruft beigesetzt. Dort ruht nun Karl August neben den beiden Dichtern.

Goethe war in jenen schweren Tagen durch eigene Krankheit an jeder Beteiligung gehindert. Er war schon während der letzten Zeit ungemein niedergeschlagen und ahnte den bevorstehenden Verlust. Einmal traf ihn Voß in seinem Garten weinend, und als er ihm von Schillers Krankheit erzählte, sagte Goethe nur: „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig.“ Als der Tod wirklich erfolgt war, wagte niemand, es ihm mitzuteilen. Heinrich Meyer war gerade bei ihm, als die Trauerkunde kam; er ward herausgerufen, hatte aber nicht den Mut, zurückzukehren, sondern ging ohne Abschied fort. Die Einsamkeit, in der sich Goethe nun befand, die Verwirrung, die er überall wahrnahm, das Bestreben, ihm auszuweichen, alles das ängstigte ihn. „Ich merke es,“ sagte er endlich, „Schiller muß sehr krank sein“ und war die übrige Zeit des Abends ganz in sich gekehrt. In der Nacht hörte man ihn weinen. Am andern Morgen aber konnte

er's nicht mehr ertragen und sagte zu Christiane: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank." Der Nachdruck auf dem Worte sehr erschütterte sie so, daß sie die Fassung verlor und statt zu antworten laut schluchzte. „Er ist tot?" fragte nun Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen," antwortete sie. Da wiederholte er nur: „Er ist tot," wendete sich seitwärts und bedeckte sich die Augen mit den Händen. An Zelter schrieb er wenige Tage darauf: „Ich glaubte mich selbst zu verlieren, und verliere einen Freund und mit ihm die Hälfte meines Daseins."

In Goethes „Tages- und Jahresheften" lesen wir, daß sein erster Gedanke, „als er sich ermannt hatte," gewesen sei, den Demetrius zu vollenden, dessen Plan ihm fast ebenso lebendig gewesen sei wie dem Verstorbenen. „Nun brannte ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zum Trutz fortzusetzen, unser herkömmliches Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte." Aber der Ausführung stellten sich Hindernisse entgegen, und sie unterblieb. Ebensowenig kam ein Plan zur Ausführung für eine große Gedächtnisfeier auf der Bühne. Es war eine feierliche symbolische Handlung geplant: Der Todesgott Thanatos sollte auftreten, und Chöre von Jünglingen und Mädchen, von Männern, Kriegern und Greisen, „die Gattin" und „der Freund" mit ihnen vereint, sollten ihre Liebe, ihr Flehen um Rettung, ihren Schmerz aussprechen. Zelter versprach die Musik dazu zu setzen. Aber es blieb bei einer flüchtigen Skizze, bei deren Lesen man das Scheitern schmerzlich bedauert, wenn man auch nur die zwei Zeilen der Jünglinge hört:

„Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt."

Es erweckt ein wehmütiges Gefühl, daß Goethe weder das eine noch das andere ausführen konnte, ebenso, daß er in jenen Tagen nicht die Kraft hatte, der Bestattung selbst eine würdigere Gestalt zu geben. Aber es ziemt sich nicht, mit dem hohen Mann zu rechten über das, was er nicht that, weil ihm die Seele vor Leid stockte. Hat er doch trotzdem seinem Schmerz einen Ausdruck gefunden, so mächtig und würdig, wie vor und nach ihm keiner. Für die Gedächtnisfeier am 10. August 1805, bei der auf dem Theater zu Lauchstädt das Lied von der Glocke dramatisch dargestellt wurde, dichtete er den „Epilog zu Schillers Glocke." Herrlicher ist wohl nie ein Wort in deutscher Sprache erklungen. Wie der majestätische Wogenschlag des ewigen Meeres schwellen und rauschen diese unsterblichen Strophen daher, von Freundschaft und Poesie emporgetragen, indem sie das innerste Wesen des Abgeschiedenen in erhabenen und freundlichen Bildern liebevoll und tiefsinnig vorführen und der Klage um den „Lebenswürdigen," den „der Tod erbeutet," mit männlicher Fassung Halt gebieten:

„Denn er war unser! mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen."

Was Schiller dem deutschen Volke war und ist, zeigt die bis heute stets wachsende Wirkung seines Geistes. An edler Volkstümlichkeit kann von den Helden des Wortes nur Luther mit ihm um den Preis streiten. Goethe, mit dessen allumfassendem Geiste

er selbst sich nicht „messen" wollte, wirkt nicht in so weite Kreise hinaus, wenigstens nicht unmittelbar. Schiller ist zugleich vornehm und volkstümlich, ein Geist ersten Ranges von tiefgehender, energischer Kraft des Denkens, von weltumspannender Weite des Blickes, von tiefstem Fühlen und von reinstem Wollen. Er gehört zu den höchsten Lehrern und Bildnern der Menschheit, der Hoheit der Gesinnung und Adel sittlicher Lebensanschauung durch Wort und Leben verkündigt und gepredigt hat wie kaum ein anderer; als Mensch verehrungswürdig, ein Held im Leben und Leiden, in Kampf, Sieg und Tod; als Dichter von ursprünglicher, schöpferischer Kraft und kühn gestaltender Phantasie, den Größten ebenbürtig, wenigen nachstehend, eigenartig, gedankenreich, beredt und sprachgewaltig. Mit Recht schrieb Baggesen in jenem Briefe an Reinhold von dem Totgeglaubten: „Er war Deutschlands Shakespeare, oder vielmehr, er war Deutschlands Schiller."

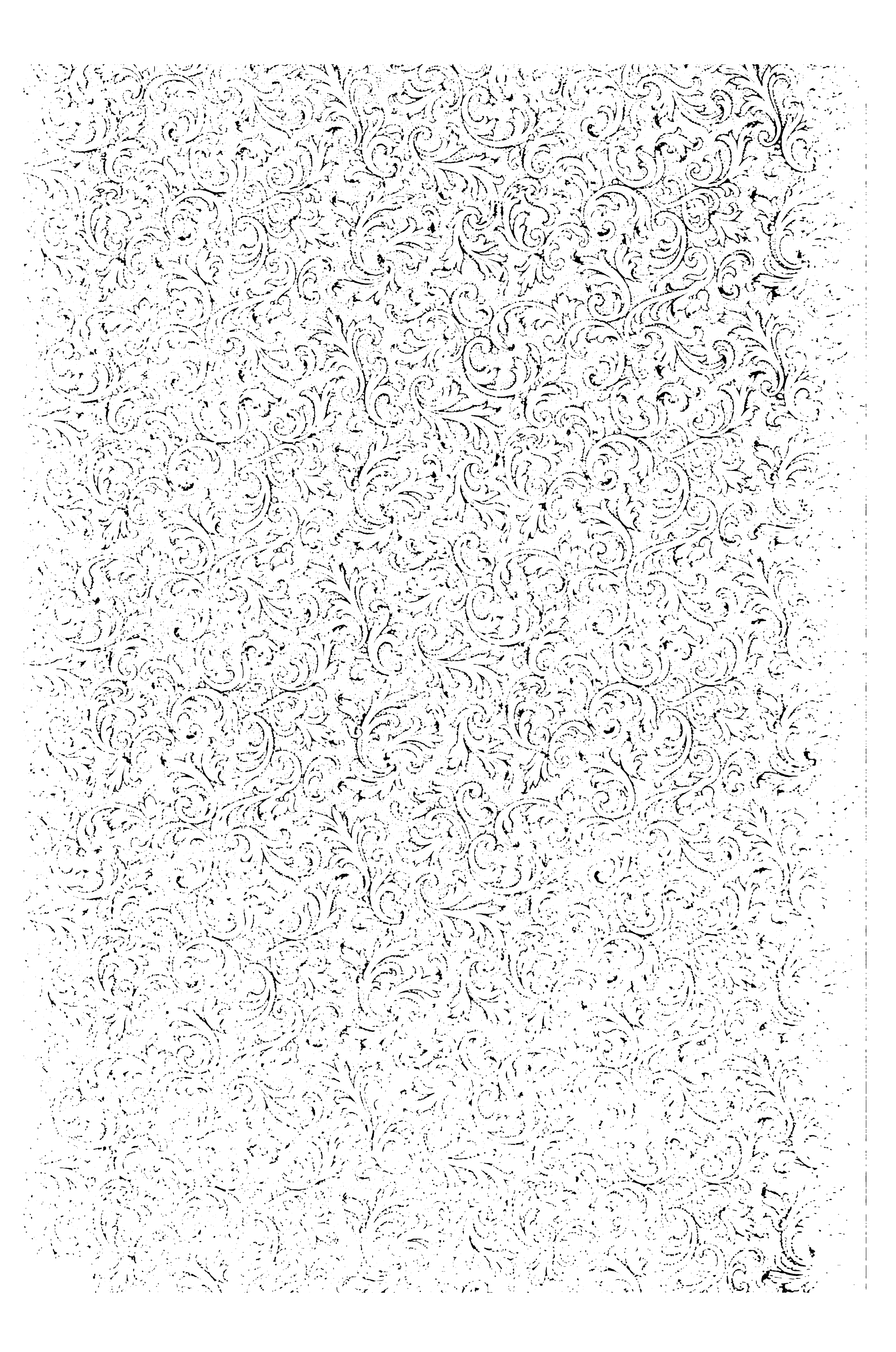


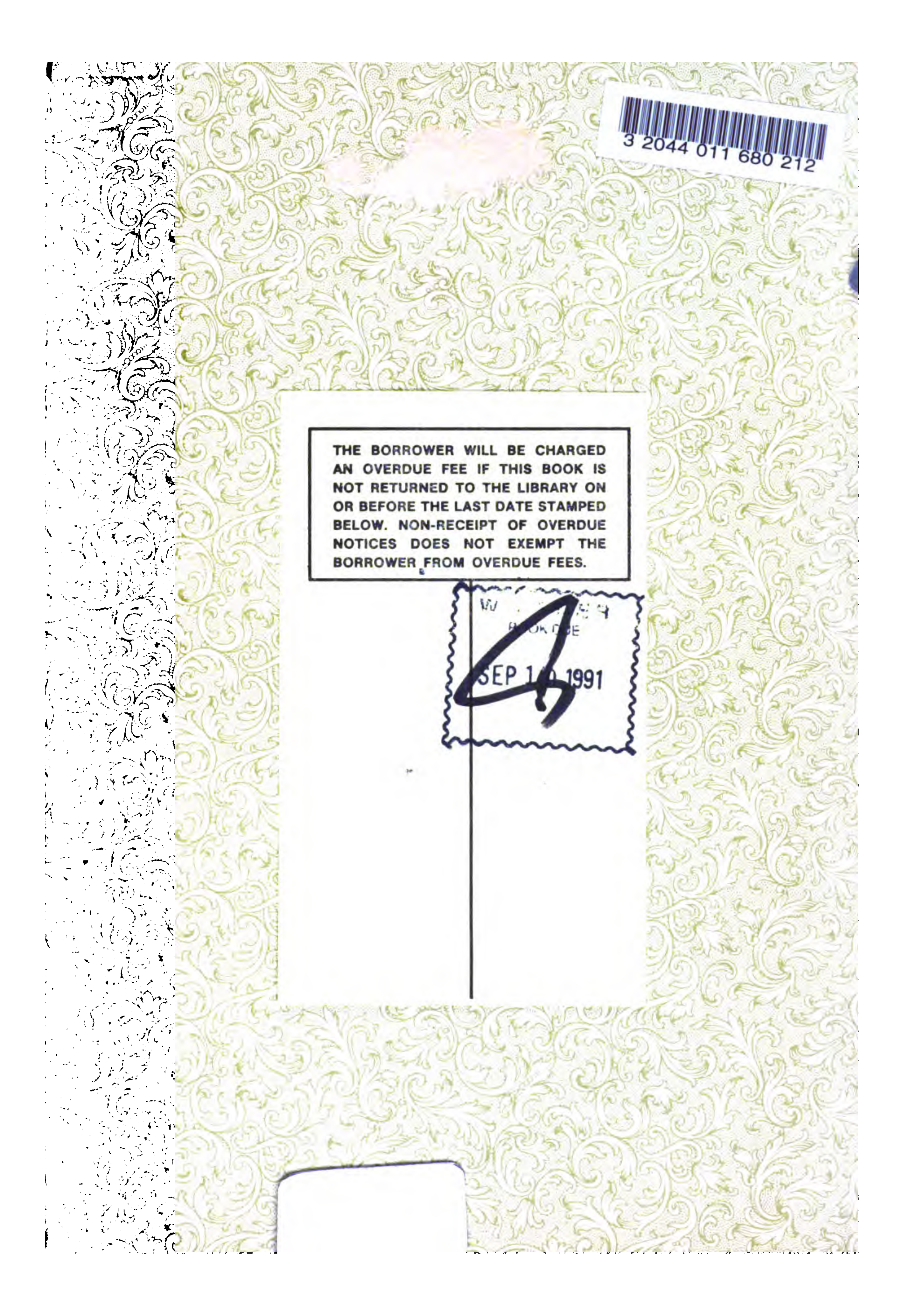
Verzeichnis der Abbildungen.



Register.

*) Im Text steht irrtümlich „Hans“.




3 2044 011 680 212
THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.
1991

